Lebens-Bilder

von

Clara Cron

Lebens-Bilder

für

Vierzehnjährige.

Von

Clara Cron.

Zweite Auflage.

Stuttgart.
Verlag von Schmidt & Spring.
[1870]

Uebersetzungsrecht bleibt vorbehalten.

Druck von Karl Kirn in Stuttgart.

Anna Eckmann
von George zum Geburtstag
1885.

Fanny's Schicksale.

Erstes Kapitel.

Fanny war ein hübsches, freundliches Kind von vierzehn Jahren, recht groß für ihr Alter, fleißig in der Schule, im Hause artig und vergnügt, gefällig gegen Jedermann und die Freude Aller, die sie kannten. — Wie hätte sie aber auch anders sein können, da es ihr so gut ging im Leben, da ihre Eltern ebenso liebevoll als verständig für sie und Bruder Eberhard, die einzigen Kinder des reichen Banquier Bertog, sorgten, ihnen Alles gewährten, was Kindern nöthig und angenehm ist.

Herr Bertog bewohnte mit seiner Familie ein schön und behaglich eingerichtetes Haus vor der Stadt, das ganz von Gärten und Wiesen umgeben war; da konnten die Kinder prächtig spielen, konnten ihre kleinen Freunde und Freundinnen einladen, die stets bereit-

willig waren zu kommen, denn mit Eberhard und Fanny war gut umgehen. — Auch im Winter waren sie unbeschränkt im Genusse kindlicher Freuden, sie hatten ein Zimmer, wo ihre Bücher und Spielsachen standen und wenn sie nur immer wieder ordentlich aufräumten, so durften sie da alle möglichen Beschäftigungen mit Puppen und Baukasten, mit Kochgeräthschaften und Papparbeiten vornehmen, vorausgesetzt, daß die Schularbeiten gewissenhaft angefertigt waren. Und das waren sie immer ohne Frage, die vierteljährlichen Schulzeugnisse bewiesen es: Eberhard und Fanny waren fleißig und machten ihren Eltern und Lehrern Freude; so war es gewesen bis zu dem Tage, wo Fanny gerade vierzehn Jahr alt geworden war. Der Geburtstag sollte gefeiert werden, nicht durch übermäßige Gaben und Genüsse, nein, „allzuviel ist ungesund!“ dachten die Eltern und da sie nicht viel Verwandte hatten, so wurden in Bezug auf die Geschenke eine richtige Auswahl des Nützlichen und Erfreulichen getroffen.

Welch' fröhliches Begrüßen zwischen Eltern und Kindern war es am Geburtstagsmorgen gewesen, als Fanny in's Wohnzimmer trat und den mit Blumen

und Kuchen und mancherlei köstlichen Dingen geschmückten Tisch gesehen, die innigen Glückwünsche von Eltern und Bruder erhalten hatte. Dieser letztere war sehr freigebig gewesen; er hatte ein zierliches Nähneceſſaire von seinem eigenen Taschengelde gekauft, aber er fand sich für das Opfer, das er gebracht, reichlich belohnt, durch das Entzücken Fanny's über sein Geschenk! —

Wer nun an diesem Morgen die Familie gesehen hätte, die liebevollen Eltern mit den guten, schönen und glücklichen Kindern, umgeben von allen Annehmlichkeiten des Lebens, der mußte sich, wenn er ein gutes Herz hatte, über diese Menschen freuen und konnte nicht entfernt auf den Gedanken kommen, daß binnen wenigen Tagen dies friedliche Familienglück gestört, ja völlig vernichtet sein würde, und doch sollte es so sein! — —

Der Banquier Bertog plauderte eben noch recht gemüthlich mit Frau und Kindern, denen er versprach, heute zur Feier des Tages, seine Geschäfte auf dem Comptoir und der Börse möglichst zu beeilen und recht früh von der Stadt nach Hause zu kommen, als er zu seinem Erstaunen durch den Garten

her mit eiligen Schritten einen seiner Commis kommen sah; da es aber ein junger Mann war, den er mit besonderem Wohlwollen oft und gern in seinem Hause aufnahm, so glaubte er, der Besuch gelte mehr Fanny, als ihm selbst.

„Nun, was giebt's, lieber Schneider?“ rief er freundlich und wollte eben mehr hinzufügen, als die Miene des jungen Mannes ihn betroffen machte. Dieser bat ihn mit gepreßter Stimme, den Prinzipal allein sprechen zu dürfen, folgte ihm in ein Nebenzimmer und eröffnete hier dem gespannt horchenden Kaufmann, daß der Compagnon Bertog's, dem dieser das vollste Vertrauen geschenkt hatte, nicht aufzufinden sei, während sich gestern im Geschäft alle Anzeichen einer zweideutigen Handlungsweise seinerseits geltend machten. Heut Morgen seit der Eröffnung sei ein wahrer Sturm von Forderungen auf das Haus erhoben worden, der Buchhalter wisse sich nicht mehr zu rathen und lasse den Herrn bitten, unverzüglich selbst zu kommen. —

Herr Bertog ging augenblicklich; er konnte nur flüchtigen Abschied von den Seinigen nehmen, konnte seiner erstaunten Gattin, die besorgt nach der Ursache

seiner Eile, seines verstörten Aussehens fragte, nur noch im Weggehen zurufen, sie möge sich beruhigen, Geschäftsangelegenheiten ließen ihm keine Zeit, und damit lief er mehr, als er ging von dem jungen Commis begleitet den weiten Weg nach der Stadt.

Auf seinem Comptoir fand er Alles in Verwirrung; seine Leute wußten sich nicht mehr zu helfen, eine Menge fragender, fordender Menschen bestürmte ihn bei seinem Eintritt, es war ihm unbegreiflich, woher der plötzliche Andrang kam, aber er sollte es bald verstehen! — Nicht nur der ganze, baare Cassenbestand des Geschäfts, ein großer Vorrath in Geld und Banknoten war fort, werthvolle Dokumente über große Summen, die dem Hause anvertraut waren, fehlten, kurz es stellte sich ein großer Betrug heraus und dem unglücklichen Kaufmann trat mit erschreckender Klarheit der Gedanke vor die Seele, daß er vollständig ruinirt sei! — Er verlor die Besinnung nicht, sondern suchte den Umfang des Unglücks zu erkennen, und die Mittel zu augenblicklicher Hülfe zu finden; er befahl zunächst das Geschäft gegen den Andrang nach außen zu schließen, um Zeit zur Ueberlegung zu gewinnen ob noch etwas zu retten sei, während sich

im Publikum blitzschnell die Nachricht von dem Sturz des sonst so solide bekannten Bankhauses verbreitet hatte.

Aeußerlich scheinbar ruhig, aber furchtbar aufgeregt im Innern, im höchsten Grade erhitzt und mit zitternden Knieen eilte der unglückliche Mann zunächst nach der Wohnung seines Compagnon, — sie war verschlossen, Leute, die im Hause wohnten, sagten, der Herr sei verreist; er begab sich hierauf zu seinem Advokaten, um die Verfolgung des Betrügers zu veranlassen und dann zu seinen nächsten Geschäftsfreunden, um wo möglich umfassendere Hülfe durch den Vorschuß großer Summen zu erhalten. Leider gehörten die meisten dieser Geschäftsfreunde zu denen, die das Unglück mit betraf; bestürzt, außer sich vor Schreck, empfingen sie Bertog, er mußte Klagen und Verwünschungen hören, Andere suchten Ausreden, der, auf den er am meisten gerechnet, war verreist, kurz, obgleich er vom Einen zum Andern lief, bekam er doch nirgends Rath und Hülfe, so groß, wie er sie bedurfte; endlich gab er die vergeblichen Anstrengungen auf, den Tod im Herzen! —

Heftige Stiche in der Brust, eine Folge der

übernatürlichen Aufregung und Anstrengung, welche die letzten Stunden ihm gebracht hatten, machten ihn plötzlich unfähig, noch irgend etwas in seinen Geschäftsangelegenheiten zu thun. Mit größter Mühe schleppte er sich bis zu seinem Comptoir, wo seine Untergebenen ihn rathlos erwarteten, aber er konnte nicht sprechen; derselbe junge Commis, der ihn am Morgen benachrichtigt, erkannte seinen Zustand, holte schnell einen Wagen und begleitete den unglücklichen Prinzipal hinaus nach dem schönen, friedlichen Landhause, wo er so heiter den Geburtstag seines Töchterchens begonnen hatte! —

Als er ankam, von der auf's Heftigste erschrockenen Gattin empfangen, raubten ihm furchtbare Schmerzen die Besinnung; der junge Schneider unterrichtete die Prinzipalin in rascher, obwohl schonender Weise von der Veranlassung des Zustandes, in dem sie den geliebten Mann erblickte; sie begriff nicht gleich die Größe des ersten Unglücks, weil ihr das zweite die Fähigkeit nahm, an Etwas Anderes zu denken; sie wandte hastig alle Mittel an, die sie als heilsam kannte. Der Arzt, den der Buchhalter beschworen, augenblicklich hinaus zu fahren, kam in

kurzer Frist, er erklärte eine Lungenentzündung im höchsten Grade vorhanden und schien sehr bedenklich, er kam am Abend noch einmal, aber alle seine Sorge und Hülfe war vergebens, Herr Bertog erlebte den folgenden Morgen nicht, und als die beiden armen Kinder aufgestanden waren, fanden sie den Vater als Leiche und die Mutter in einem Zustand der Aufregung, der den Arzt ungemein besorgt machte.

„Erhalten Sie sich für Ihre Kinder; suchen Sie sich zu beruhigen!“ sagte er ihr, sie wollte es gern, aber das Gewicht der Schicksalsschläge, die sie trafen, war zu schwer und zu unerwartet für sie. Mit fieberhafter Unruhe ordnete sie alles an, was die Bestattung ihres Mannes betraf, sie empfing und sprach die ganze Menge derer, die theils Theilnahme, theils Neugier, theils Geschäftsangelegenheiten in's Haus führten; sie verhandelte mit dem Rechtsanwalt, suchte mit größter Angst unter den Papieren des Verstorbenen nach einem Testament, das ihren Kindern ein Erbtheil gesichert hätte, sie wurde von Leuten bestürmt, die ihren Theil aus dem nun allgemein bekannt gewordenen Bankerott retten wollten, — aber dies Alles überstieg ihre Kraft. Als die Träger den

Sarg dessen hinwegnahmen, der ihr treuer Begleiter und Führer auf dem Lebensweg gewesen, brach sie ohnmächtig zusammen und als sie zum Leben zurückkehrte, war es doch nicht zum klaren Bewußtsein; heftige Fieberphantasien hatten sie ergriffen und ein Nervenfieber raubte binnen wenigen Tagen den unglücklichen Kindern, die noch ganz starr waren über den Verlust des Vaters, auch die Mutter! — —

Zweites Kapitel.

Ueber das Gesammtvermögen des Kaufmann Bertog war der Concurs erklärt worden; die Geschäftsbestände, welche noch einzuziehen waren, boten nur geringen Ersatz gegen die großen Verluste, welche die Gläubiger des Hauses trafen, und so wurde den Gesetzen gemäß das ganze Privateigenthum zur Masse gezogen. — Alle wußten, daß nicht Bertog die Schuld seines und ihres Unglücks trug, wenn nicht etwa sein vollkommenes Vertrauen in den verrätherischen Compagnon, den man vergebens

verfolgt hatte, als Schuld gelten sollte; aber dies Vertrauen war durch viele Jahre gemeinsamer Arbeit begründet. Sein schneller Tod, der in entfernteren Kreisen mancherlei Deutung erfuhr, besänftigte doch bei den Meisten die Aufwallung der Entrüstung, die sich unwillkürlich gegen ihn, als den Hauptträger der gefallenen Firma gerichtet hatte, und als man vollends in den nächsten Tagen das Hinscheiden der allgemein beliebten Frau Bertog erfuhr, da äußerte sich überall mitleidige Theilnahme für die hinterbliebenen Kinder, so weit man von ihnen wußte. Die der Familie fern gestanden, ließen es bei diesem Bedauern bewenden; Näherbekannte kamen und sprachen den Kindern tröstend und freundlich zu, die Verwandten, ein Vetter des Herrn Bertog mit seiner Frau waren am Tage der Beerdigung erschienen, zahlreiche Freunde hatten sich eingestellt, aber sie waren wieder hinweggegangen in ihre Häuser und hatten die verwaisten Kinder in dem plötzlich verödeten Vaterhause unter der Obhut der Dienstboten gelassen. Diese sorgten mit liebevoller Anhänglichkeit dafür, daß Eberhard und Fanny nichts vermißten, was zu ihrem materiellen Leben nöthig war, obwohl

beiden in den ersten Tagen grausamen Schmerzes der Sinn dafür in jeder Hinsicht fehlte; sie mochten nicht essen und trinken, nichts sehen und nichts hören! Stumm und traurig saßen sie dicht beieinander in dem ihnen zugehörigen Zimmer, und es war, als ob sie ihre eigenen Stimmen und Worte fürchteten: Fanny fuhr zusammen, wenn Eberhard ja einmal das tiefe Schweigen brach und Thränen stürzten ihr dann stromweis aus den Augen.

So fand sie auch der Arzt, der theilnehmend nach ihnen sah, so fand sie auch der Rechtsanwalt, der die Ordnung der Angelegenheiten leitete, auch im Interesse der Kinder, wozu er vom Vormundsschafts-gericht beauftragt worden war, den Gläubigern gegen-über; aber alle seine Anstrengung, den Kindern ein Vermögen zu sichern, war vergeblich. Ein Testament war nicht vorhanden, alles Hab und Gut der Eltern mußte daher weggenommen und zu Gunsten der Gläubiger verkauft werden; nur die Schmucksachen, die Uhren, die Bilder der Eltern behielt der Rechts-anwalt zurück und händigte sie den Kindern als An-denken ein. Er lud die Verwandten, ein Vetter aus England war zufällig anwesend, und die Curatoren

des Geschäfts zu einer Besprechung über das fernere Schicksal der Kinder ein und stellte die Frage, ob irgend eine Familie geneigt sei, die Verwaisten bei sich aufzunehmen, für ihre Erziehung und Ausbildung zu sorgen, oder ob man die öffentliche Wohlthätigkeit, das Waisenhaus, für sie beanspruchen müsse? — Gegen diese letztere traurige Nothwendigkeit erhob sich allgemeiner Widerspruch, einige Stimmen wurden laut, die aus der Hinterlassenschaft des Banquier ein kleines zur Erziehung und Aussteuer hinreichendes Vermögen für die Kinder entnommen wissen wollten, der englische Verwandte erklärte, in jedem Fall den Knaben, und wenn sie wolle, auch das Mädchen mit nach England nehmen und adoptiren zu wollen. Angeregt durch dies großmüthige Erbieten des Ausländers, erhob sich der deutsche Vetter, der ein gutmüthiger, aber etwas phlegmatischer Mann war und erklärte seinerseits, er wolle dem geehrten Cousin nicht nachstehen und beanspruche die kleine Nichte für sich; er hoffe, seine Frau werde in Ermangelung eigener Kinder, Fanny an Kindesstatt annehmen, sowie er selbst von ganzem Herzen dazu bereit sei. —

Damit war das Schicksal der Kinder entschieden

und für ihr ferneres Wohl schien bestens gesorgt zu sein, da sich wohlhabende Leute fanden, die mit bereitwilliger Güte sich ihrer annehmen wollten; der Rechtsanwalt war zufrieden mit der Wendung der Dinge, und eilte, die Kinder zu rufen, damit sie erfahren möchten, was über sie bestimmt sei und ihre Bereitwilligkeit dazu aussprechen könnten.

Es war ein schwerer Weg für Eberhard und Fanny und wären sie nicht von Natur gutgeartet und folgsam erzogen gewesen, der Advokat würde seine Noth gehabt haben, sie vor die Versammlung zu bringen, — so folgten sie ihm schweigend, Fanny in sich zusammen schauernd und dicht an den Bruder geschmiegt.

Die Augen der anwesenden Herren hefteten sich auf sie, als sie hinter dem Anwalt eintraten; er wendete sich freundlich um und Fanny, die in der tiefen Trauerkleidung größer als sonst erschien, ermuthigend bei der Hand fassend, sagte er: „Liebe Kinder, hier sind Verwandte und Freunde Eurer Eltern, die warmen Antheil an Eurem Schicksal nehmen und gern für Euch sorgen wollen. Dieser Vetter Eures Vaters, Herr Bedwards aus Manchester

will dich, Eberhard, mit sich nach England nehmen und wie seinen eigenen Sohn halten; Herr Meßmann, Euer Onkel, den Ihr ja so gut kennt, wünscht seiner Frau unsere gute, kleine Fanny, hier als Töchterchen mitzubringen; nun, was sagt Ihr dazu?"

Die armen Kinder waren Anfangs Beide nicht im Stande etwas zu erwiedern, Fanny, vor der neuen Trennung von dem letzten geliebten Menschen, der ihr geblieben, schaudernd, lehnte sich noch dichter an Eberhard und dieser legte, wie um sie zu trösten und zu schützen, den Arm um sie. Es war ein rührender Anblick und mehreren der Herren wurden die Augen feucht. Der Engländer hatte sich erhoben, trat auf die Kinder zu und sprach mit ihnen, kurz, mangelhaft deutsch, aber so wohlwollend und deutlich von Herzen, daß man an seinem guten Willen nicht zweifeln konnte. Eberhard gab ihm sogleich die Hand und sagte mit einer Stimme, der er vergebens Festigkeit zu geben suchte: „Ich danke Ihnen, Master Bedwards, kann meine Schwester nicht mit uns gehn?" — Fanny war in Thränen ausgebrochen! Sie hob die großen schönen Kinderaugen flehend zu Master Bedwards empor, mit einem so unaussprechlich traurigen

Ausdruck, daß dieser auf der Stelle Alles gethan hätte, was sie wünschte und was Jeder errieth, wenn nicht Onkel Meßmann dazwischen getreten wäre! „Komm, komm, weine nicht, meine kleine Fanny!“ sagte er liebkosend und winkte sie zu sich, denn er war corpulent und das Aufstehen wurde ihm sauer, „sei ein gutes Kind und weine nicht. Ich nehme dich mit mir in die Stadt, da ist es viel lustiger, als hier draußen; da kannst du alle Tage mit Tante spazieren fahren, ihren Papagei füttern und die Hühner! Wir möchten gern so ein hübsches Töchterchen haben, wie du bist, und wenn Herr Bedwards schon Eberhard mitnimmt, so begreifst du wohl, daß du nicht auch noch mitgehen kannst?“ .

Fanny begriff das allerdings mit dem Gefühl eines wohlerzogenen Kindes. Ach! zum ersten Mal kam ihr der bittere Gedanke, irgendwo zur Last zu sein und ihr leises Weinen wurde noch schmerzlicher. Sie folgte der Aufforderung Onkel Meßmann's, ging zu ihm und gab ihm die Hand, aber sie vermochte nichts zu sprechen! Die Aussicht, in die Stadt zu ziehen, das liebe Vaterhaus, den Garten, der selbst im Winter den Kindern schön erschien, zu verlassen,

war ihr nichts weniger als einladend, der Papagei und die Hühner lockten sie auch nicht, sie war ja nun 14 Jahr alt! — Aber sie fühlte, daß sie sich zusammennehmen müsse, sie lernte zum ersten Mal die schwere Nothwendigkeit begreifen, daß sie ihre Gefühle bekämpfen und sich in Unvermeidliches fügen müsse. Sie trocknete ihre Thränen und hörte aufmerksam zu, als Onkel Meßmann vorschlug, alle ihre Kleider und Bücher und Spielsachen hübsch einpacken zu lassen, sein Kutscher sollte sie gelegentlich abholen; sie selbst könne dann mit der Tante kommen, die er zu ihr schicken werde.

Fanny sah Eberhard an, er errieth ihre Gedanken und fragte schüchtern, bald Master Bedwards, bald Herrn Meßmann ansehend: „Können wir nicht noch so lange zusammen hier bleiben, bis ich mit nach England gehe?“ —

„Ich reise übermorgen!“ sagte Herr Bedwards und der andere Onkel erklärte sogleich, daß ja Fanny dann noch so lange bei ihrem Bruder bleiben und auch übermorgen in sein Haus kommen könne.

Damit schlossen die Verhandlungen. Nach einigen ermunternden Worten und Rathschlägen entfernten

sich die Herren und die Kinder behielten Zeit, ihren Kummer, ihre Befürchtungen, ihre ganz schweren, kleinen Herzen gegen einander auszuschütten. —

Drittes Kapitel.

Der Abschied war vorüber! — Fanny war getrennt von ihrem ganzen bisherigen Leben, von Allem, was ihr jemals lieb und theuer gewesen: von den Eltern, von Eberhard, von Haus und Garten! — Das Gefühl so zahlreicher und großer Verluste, der Schmerz so vielfacher Trennung hatte sich zuletzt vereinigt in dem Kummer des Abschieds von dem geliebten, einzigen Bruder! — Das war das Schwerste gewesen, damit zerriß das letzte Band der Liebe, des glücklichen Kindheitlebens, und Master Bedwards, der ebenso klug, als wohlwollend war, dachte, daß es deshalb nicht schnell genug geschehen könne. Er hatte mit Herrn Meßmann verabredet, die Kinder zu gleicher Zeit zu ihrer verschiedenen Bestimmung abzuholen und so trafen denn auch um dieselbe Stünde zwei

Wagen ein, von denen der eine nach dem Hafen, der andere nach der geschäftreichen Mitte der großen Stadt fahren sollte. Aus jedem Wagen stieg ein Herr, Tante Meßmann war nicht mitgekommen zu Fanny's großer Erleichterung, denn sie mochte ihre Thränen um den Bruder nicht so viele fremde Augen sehen lassen. „Bitte, lieber Onkel Meßmann," sagte der treuherzige Eberhard mit unterdrücktem Schluchzen, „sagen Sie zu Tante, sie möchte recht gut gegen unsere Fanny sein, Mama war immer so . . . . ." — aber seine Stimme brach in Thränen, er konnte den Satz nicht vollenden, noch einmal hielten sich die Kinder fest umschlungen, so fest, als könnten sie sich nimmer trennen, — da klopfte Vetter Bedward's seinem Schutzbefohlenen sanft auf die Schulter und sagte: „Mein lieber Junge, wir müssen an Bord! und wenige Minuten später waren die Geschwister einander entrissen, — für wie lange, ob für immer, das stand bei Gott! — —

Fanny wußte nicht, wie sie endlich in den Wagen gekommen war, genug, sie fand sich darin, neben Onkel Meßmann und umgeben von Schachteln und Taschen, welche die Mädchen, froh, noch etwas für die

guten Kinder ihrer verstorbenen Herrschaft thun zu können, eifrig gepackt und unter tausend Thränen in den Wagen getragen hatten. Auch ein Strauß der letzten Blumen, die der Garten noch geboten, war dabei, aber sie sahen, schon vom ersten Reif und herbstlichen Stürmen getroffen, so matt und traurig aus, wie Fanny selbst.

Onkel Meßmann redete ihr freundlich zu; sie hörte nicht recht, was er sagte, ihre Gedanken folgten alle Eberhard, aber sie vernahm die wohlwollende Stimme und legte willig ihre Hand in die Seinige. Ihre Thränen waren versiegt, es war ihr sogar, als könne sie nie wieder weinen, so müde war sie, und das Herz, die Arme, die jetzt bereit gewesen wären, sie recht warm, recht still, recht liebevoll zu umfangen, die würden ihr trauerndes Kindesherz auf immer gewonnen und gehalten haben! —

Der Wagen hielt und Fanny ergriff einige von den Sachen, um sie mit herauszunehmen. „Laß' nur, liebes Kind," sagte der Onkel, „das bringt der Louis oder eines von den Mädchen auf dein Zimmer!" — Und Louis, der Diener öffnete denn auch alsbald den Wagenschlag und half Fanny aussteigen, da sie aber

noch nie im Hause gewesen war, auch nun plötzlich eine unbehagliche Scheu vor der Tante empfand, die sie nur wenig kannte, so wartete sie auf den Onkel, der nicht so leicht wie sie aus dem Wagen springen konnte, um an seiner Hand das richtige Zimmer zu finden. Sie gingen durch mehrere Stuben, nirgends war eine Spur von der Tante, endlich im dritten Zimmer, das schon ganz für den Winter mit weichen Teppichen, schweren dunkeln Gardinen und Portièren eingerichtet war, saß Tante Meßmann in ihrem Armstuhl und strickte Filet.

„Da bring ich dir unser Kind, unser neues Töchterchen!“ sagte ihr Mann und lachte so freundlich und herzlich, als hätte er damit etwas Wärme und Freundlichkeit in die Miene und das Herz seiner Frau hineinlachen können, aber es gelang ihm nicht, sie sah durchaus unbehaglich aus, als sie fragte: „Nun, Fanny, bist du da?“ Das junge Mädchen ging schnell zu ihr und nahm die Hand, die sich kalt und wie nothgedrungen entgegenstreckte, ebenso schnell auch wieder zurückgezogen wurde; sie sah in das Gesicht, in die Augen ihrer Tante, die nun gleichsam ihre Mutter sein sollte, aber kein Strahl der Liebe

leuchtete ihr daraus entgegen, das kühle forschende Begrüßungslächeln stand darin, wie eine halberfrorene Blume im Schnee.

„Du bist nun einmal hier, Kind!“ begann sie in trockenem Ton, „und es läßt sich nicht mehr ändern, obwohl der Entschluß, dich herzunehmen, ohne mich zu fragen, etwas übereilt von meinem Mann war. Unser Haus ist gar nicht auf Kinder eingerichtet, ich kann nicht viel Lärm und Geschwätz und dergleichen ertragen, leider bin ich fast immer krank und dabei habe ich die beständige Sorge und Arbeit für das große Haus, für meinen Mann und für eine Menge Leute, die er fortwährend einladet, die es sich hier wohl sein lassen, während ich die Mühe davon habe!“

Madame Meßmann hatte sich in Eifer geredet, Fanny wußte nicht, was sie dazu sagen sollte; jene fuhr auch fort: „Nun, du bist schon ein großes Mädchen, das sich eher nützlich machen, als Andern Arbeit verursachen wird, denke ich; sonst wüßte ich auch nicht, wie es werden sollte, denn meine Leute haben schon genug zu thun; ich hoffe, du bist gewohnt, dir das Haar selbst zu machen und dich allein anzukleiden?“

Ja, Fanny flocht ihr Haar selbst, aber beim Ankleiden hatte ihr Mama immer ein wenig geholfen. Sie sagte es schüchtern und bei dem Worte „Mama" wurde ihre Stimme undeutlich.

„Nun, laß gut sein, Kind, fange nicht etwa an zu weinen! „Natürlich, du hast einen großen Verlust erlitten, das muß Jeder einsehen und dich beklagen, aber was können Andere dafür? — Du hast nun viele Tage die Schule versäumt, wie ich höre, das ist eigentlich nicht gut, denn da bist du vorläufig am besten aufgehoben. Du mußt es dir nun angelegen sein lassen, recht viel zu lernen, du bist ein armes Mädchen und brauchst Kenntnisse und Geschicklichkeiten. Verstehst du Handarbeiten? — — —

Ehe Fanny antworten konnte, kam die Jungfer der Tante herein, um zu fragen, wohin denn alle die Scharteken gebracht werden sollten, die da noch im Wagen mitgekommen seien? — Sie sagte das in verdrießlichem Ton, ohne Fanny eines Blicks oder Grußes zu würdigen.

„Was für Scharteken, Liese?" fragte die Herrin. „Es sind ja neulich schon ein Menge Sachen für dich gebracht worden Kind, das muß doch ein Ende

nehmen? — Du hast hier kein Haus für dich allein, dein Stübchen ist nicht groß, deine nöthigen Kleider und Bücher mußt du natürlich bei dir haben, aber was alle den Spielkram betrifft, so sage dich nur gleich ein für alle Mal davon los, du bist ja ohnehin über die Spieljahre hinaus!“ —

„Bitte, nein!“ rief jetzt Fanny eifrig, denn sie dachte daran, daß ihre theuersten Andenken, die Bilder ihrer Eltern, ihres Bruders, die Schmucksachen ihrer Mutter, die man ihr gelassen, unter dem waren, was Jene so verächtlich als Polterkram bei Seite gepackt wissen wollten.

„So geh' selbst und sieh nach deinen Sachen, rief Tante Meßmann ungeduldig, und Fanny folgte der vorangehenden Liese, der man es nur zu deutlich anmerkte, daß ihr die Ankunft des jungen Mädchens unangenehm war. Sie brummte den ganzen Weg bis zu Fanny's Zimmer vor sich hin und bezeichnete endlich eine Thür, ohne sich weiter um das Oeffnen derselben zu bemühen.

Fanny trat ein. Da war freilich nichts zu sehen von der Fürsorge elterlicher Zärtlichkeit, an die sie gewöhnt war, die zu dem Nothwendigen so

gern das Angenehme gefügt hatte! Ein kleines düsteres Zimmer ohne Vorhänge umfing sie, da stand ein Bett, eine Kommode, ein Waschtisch, aber Fanny begrüßte sie mit freudiger Ueberraschung, denn es waren ihre eigenen Möbel aus dem Vaterhause! — O, sie fühlte sich so verlassen, daß sie die Kommode mit beiden Händen erfaßte und liebevoll ansah, als wenn das altbekannte Holz doch wissen müßte, daß sie da sei und so allein und so traurig! —

Sie ging daran, ihre Wäsche und Kleider, die in Kisten und Körben umherstanden, ordentlich einzuräumen; sie bewahrte sorgfältig eine Schieblade für die theuren Andenken von den Eltern und Eberhard, alles Uebrige war ihr gleichgültig. Es berührte sie kaum, daß alle ihre schönen Spielsachen, ihr großer Kochherd, das prachtvolle Kochgeschirr und Service, ihre Puppen und was dazu gehörte ohne Weiteres auf den Boden geschafft worden war; es kam ihr vor, als könne sie nie mehr spielen und so froh werden, wie früher; sie erschien sich alt geworden, weit über ihre Jahre. — Ihre Bücher ordnete sie und sah, ob keines fehlte, denn durch die Tante war sie an die Schule, die wie Alles, außer Eber-

hard und den Eltern, in diesen Tagen aus ihrem Gedächtniß entschwunden war, erinnert worden und dachte doch jetzt mit einer Art Erleichterung daran, denn die Lehrer und die Lehrerinnen dort waren viel freundlicher, als die Tante, die ja eigentlich mit Fanny's Aufnahme in ihr Haus gar nicht zufrieden schien. — —

Sie war noch nicht ganz fertig, als Louis sie zu Tisch rief, und fand im Eßzimmer neben ihrer Tante einen jungen Menschen, der ein paar Jahr älter als sie selbst sein mochte, und sie neugierig anstarrte.

„Dies ist mein Neffe Leopold," sagte Madame Meßmann, „der einzige Sohn meiner verstorbenen Schwester, also mein nächster Verwandter. Aber ich habe ihn dennoch nicht ganz bei mir im Hause, weil ich die Umstände und den Lärm fürchten mußte; du siehst Fanny, daß Onkel Meßmann, als er sich so schnell für deine Aufnahme erklärte, keine Rücksicht darauf genommen hat, ich hoffe, du wirst es um so mehr thun?"

Fanny hauchte ein leises „Ja," denn die Thränen waren ihr nahe und sie hätte doch um keinen

Preis vor den neugierigen Augen dieses Leopold weinen mögen, auch rief der Onkel, der schon behaglich am Tisch saß, begütigend: „Nun, nun, Lina, mache dem Kinde das Herz nicht schwer! Komm Fanny, setze dich zu mir, wenn der da," er zeigte scherzend auf Leopold, „wenn der der Neffe seiner Tante ist, so bist du dafür mein Töchterchen! Nun iß deine Suppe und lass' es dir gut schmecken."

Fanny aß, aber es schmeckte ihr nicht, obwohl es feine, gutbereitete Speisen gab; die Tante machte so deutlich einen Unterschied zwischen ihr und Leopold, sie bot diesem wiederholt von den Speisen an, ja sie legte ihm wohl selbst einen guten Bissen auf den Teller, während sie Fanny unbeachtet ließ oder höchstens zu ihr sagte: „ja iß, wenn du nicht satt wirst, ist's deine Schuld!"

Leopold war sehr aufmerksam gegen seine Tante, er sah ihr Alles an den Augen ab, was sie haben wollte, und reichte es ihr; er sprach mit und war in Allem, was er sagte, ihrer Meinung.

„Dein Bruder ist ja wohl heute abgereist?" fragte er Fanny? Und da sie nur mit einer stummen Kopfbewegung antwortete, sagte er zum Onkel ge-

wendet: „Welch' eine Dummheit von diesen Bedward's, gerade in diesen stürmischen Tagen wegzufahren! Es ist sehr die Frage, ob das Schiff glücklich hinkommt!"

Fanny blickte bei diesen altklug gesprochenen Worten erschrocken auf.

„Ach, schweig' doch! Was weiß so ein Junge, wie du vom Seefahren, und will von „Dummheit" eines Mannes, wie Herr Bedwards, reden? Laß dich nicht ängstigen, Kind, der versteht noch gar nichts!"

Leopold wurde roth vor Aerger und sah nichts weniger als freundlich auf seinen Onkel sowohl, wie auf Fanny, die ja die Ursache war, daß Jener ihn angefahren. Das Mahl ging zu Ende und Fanny war froh, daß sie zu ihren Sachen zurückkehren konnte; ihre Tante wollte Mittagsruhe halten und befahl ihr, nach einer Stunde mit einer Handarbeit wieder bei ihr im Zimmer zu sein. Als das junge Mädchen kam, war zu ihrer Beruhigung Leopold, der nur den Mittagstisch bei seiner Tante hatte, fort; diese ließ sie nun neben sich sitzen, erklärte ihre Stickerei vorläufig für unnütz und gab ihr Anweisung, Handtücher zu säumen, die für die Küche bestimmt waren. Fanny

war sehr ängstlich, aber sie gab sich Mühe und machte ihre Sache gut. Um acht Uhr kam der Onkel vom Comptoir, der Thee wurde getrunken, ohne daß Jemand etwas sprach und Fanny dann zu Bett geschickt.

Ach, wie vermißte sie den liebenden Kuß ihrer Mutter, den sie immer erhalten, wenn sie ein gutes Kind gewesen war. Wo war diese liebe Mutter jetzt? Fanny dachte daran und weinte, bis sie einschlief!

Viertes Kapitel.

In der Schule fand Fanny Alle und Alles so wieder, wie sie es vor einer kurzen Reihe von Tagen verlassen hatte, die Lehrer, die Lehrerinnen, die Kinder, sie hatten, wie es schien, in ungestörter Gleichförmigkeit gelebt, — wie sonderbar war es dagegen Fanny zu Muth, für die das Schicksal in so kurzer Zeit so schwere Erlebnisse, so durchgreifende und schmerzliche Veränderungen zusammengedrängt hatte! — — Sie war ein glückliches Kind wohlhabender Eltern gewesen, vielleicht eines der glücklichsten in

ihrer Klasse, jetzt trat sie ein, als die Aermste, des Vermögens und was viel mehr sagen wollte, der zärtlichen Eltern beraubt, eine aus Mitleid bei Fremden aufgenommene Waise.

In der That wußten Alle um diese Veränderungen in Fanny's Leben und selbst bei den ausgelassensten ihrer Mitschülerinnen trat ein plötzliches Schweigen, ein unwillkürlicher Ernst ein, als sie zum ersten Mal wieder erschien, so verändert selbst, daß es Allen auffiel. Viel größer sah sie aus, blaß und traurig und als die Schulvorsteherin, an der die besseren Kinder mit großer Vorliebe hingen, sie schweigend in ihre Arme schloß und herzlich an sich drückte, ihr Haar liebkosend streichelnd, da war es kein Wunder, daß die Augen der armen Fanny sich auf's Neue mit Thränen füllten und daß die Hälfte der Schülerinnen mitweinte.

„Sei ruhig, mein Kind," sagte die Lehrerin sanft, „sei getrost, du hast unendlich viel verloren, aber der beste Schutz ist dir geblieben! Wenn Alles uns verläßt, sorgt doch Gott für uns, er wird dich auf allen Wegen schützen und begleiten, vertraue nur fest auf ihn!"

Diese Worte in einem feierlichen Augenblick tiefen Schmerzes gesprochen, mit der warmen Zärtlichkeit, die Fanny gerade jetzt so bitter entbehrt hatte, machten einen unauslöschlichen Eindruck auf ihr Herz! — Sie verstand mit ihrer durch schwere Trauer schnell gereiften Seele den Sinn dieser Worte ganz anders, als sonst, wo Lehrer und Eltern wohl auch Aehnliches gesprochen hatten, — jetzt wußte sie, daß sie verlassen war, aber sie wußte auch, wohin sie ihre Gedanken, ihre Bitten, ihre Klagen richten müsse, um gewiß gehört, verstanden, beschützt und versorgt zu werden!“ — —

Von jetzt an war ihr die Schule der liebste Aufenthaltsort, die Lehrer und Lehrerinnen ihre besten Freunde, die für sie stets ein besonderes gütiges Wort, einen liebevollen Blick hatten. Sie lernte mit großem Eifer, nicht nur, weil sie dankbar war für die Güte, die man ihr zeigte, sie hatte auch die Aeußerung der Tante nicht vergessen, daß sie nun ein armes Mädchen sei und besonders viel Kenntnisse und Geschicklichkeiten erwerben müsse! — Die Tante sorgte auch dafür, daß Fanny diese Aeußerung nicht vergaß; sie wiederholte ihr bei jeder Gelegenheit, daß

sie kein Vermögen zu erwarten habe, und hielt sie streng an, alle Arbeiten, welche ihre Garderobe erforderte, selbst zu verrichten. Sie mußte ihre Strümpfe, ihre Kleider selbst ausbessern, sie vom Staub reinigen und an ihren gehörigen Ort bringen. Dergleichen kam Fanny, die es nicht gewohnt war, hart an, aber sie sah ein, daß ihre Tante, die selbst sehr geschickt in Handarbeiten, ihr Alles zeigte, Recht hatte und gehorchte unbedingt, so schwer es ihr oft wurde, alle ihre Obliegenheiten zu erfüllen. Denn die Schularbeiten erforderten viel Zeit und mit dem Beginn des Winters war sie in den zur Confirmation vorbereitenden Religionsunterricht beim Prediger eingetreten. „Wenn du confirmirt bist," sagte die Tante, „dann magst du hier im Hause die Küche erlernen, mit der Wäsche umgehen; überhaupt Alles, was zum Haushalt gehört; Sprachen und Musik kannst du nebenbei forttreiben und wenn wir dich dann nicht immer bei uns behalten, so weißt du doch, wodurch du dir in der Welt dein Fortkommen verschaffst! —"

Damit war Fanny auch einverstanden, sie wollte recht viel und recht schnell lernen, um nur bald wieder aus dem Hause der Tante fortzukommen, wo es

ihr gar nicht gefiel. Onkel Meßmann war wohl freundlich und gutmüthig, aber er mischte sich wenig in häusliche Angelegenheiten, weil er den Streit mit seiner Frau fürchtete, den es immer gab, wenn er irgend etwas durchsetzen wollte, daher ließ er lieber fünf gerade sein, wie man zu sagen pflegt, wenn er nur gut und behaglich lebte und in dieser Beziehung ließ es die Tante nicht fehlen. — Sie hielt auf einen sehr guten Tisch, und wehe der Köchin, wenn sie etwas versah! Die Leute bekamen viel Lohn und hatten, da sie ihrer Drei waren, nicht zu viel Arbeit, aber angenehm war ihnen der Dienst doch nicht, sie hatten keine Anhänglichkeit an die Herrschaft; die Frau quälte sie durch Laune und Willkür, und der Herr sagte nichts, weder im Bösen noch im Guten. Köchin und Diener wechselten daher oft, nur die Jungfer der Tante war schon lange Zeit bei ihr im Dienst; sie war eine geschickte, dabei aber selbstsüchtige und schlaue Person, die ihre Herrin zu beherrschen wußte; theils weil sie ihren Launen und Schwächen schmeichelte, theils weil sie Madame Meßmann wie ihrer Toilette unentbehrlich geworden war.

Liese war daher die Hauptmacht im Hause, und

ihr war leider von jeher die arme Fanny ein Dorn im Auge gewesen. Der Hauptgrund dafür war Eigennutz! — Bisher war Liese die unbestrittene Erbin aller alten Hüte und seidenen Kleider gewesen, die ihre Herrin ablegte; sie hatte damit nicht nur sich selbst herausgeputzt, sondern auch noch einen ganz einträglichen Handel getrieben; als sie nun von der Aufnahme der Waise hörte, dachte sie mit bitterem Groll daran, daß nun diese die Vortheile von Madame Meßmann's abgelegter Garderobe haben würde, und daher kam ihr garstiges Wesen gleich Anfangs gegen Fanny. Diese begriff gar nicht, warum Liese immer so unfreundlich gegen sie sei, und klagte es einmal schüchtern der Tante; diese lachte und entdeckte dem arglosen Kinde den Grund, den sie längst errathen hatte. Nun war freilich für's Erste Liesens eigennützige Besorgniß vergeblich gewesen, denn theils war Fanny mit allen Bedürfnissen an Wäsche und Kleidung noch von Hause her reich versehen, theils bedurfte sie bei der tiefen Trauer, die sie trug, für's Erste nichts Neues und der habsüchtigen Jungfer erwuchs kein Schaden durch sie, so daß dieselbe keinen Grund zu offenbarer Feindseligkeit hatte.

Aber einen andern Widersacher hatte Fanny, der sie nie in Ruhe ließ. Sie hatte ihn von Anfang an nicht leiden mögen, seit er am Tage ihrer Ankunft Herrn Bedwards dumm genannt und gemeint, das Schiff, auf dem der liebe Eberhard fuhr, könne verunglücken.

Mehrmal hatte er in jenen Tagen Nachricht von Schiffen, die Unglück gehabt hatten, gebracht und sich jedesmal mit deutlicher Schadenfreude an dem Erschrecken Fanny's geweidet. Dies Benehmen, das vielleicht mehr alberne Neckerei, als wirkliche Bosheit war, hatte ihr jedoch einen Widerwillen gegen Leopold eingeflößt und offen, wie sie war, hatte sie diesen nicht verborgen.

Mit frohem Triumph, mit dem ersten glücklichen Lächeln seit ihrer Eltern Krankheit und Tod hatte sie Eberhards Brief, der die glückliche Ankunft in England meldete, erhalten und diese freudvolle Kunde Leopold mit dem Zusatz mitgetheilt: einen so guten Jungen, wie Eberhard sei, würde der liebe Gott wohl immer beschützen. Leopold hatte dies gleichsam wie eine Beleidigung für sich aufgenommen, da er sich bewußt sein mochte, Eberhard in Allem nachzu-

stehen, und ließ nun seinen Aerger darüber in beständigen Neckereien gegen Fanny aus.

Vergebens nahm sie sich vor, Alles was er that und sagte, gleichgültig an sich vorübergehen zu lassen; es war ihr nicht möglich, und so wurde ihr die Mittagszeit, wo andere Kinder sich ausruheten und an guten Speisen erquickten, durch Leopold's Gegenwart eine Zeit der Plage. Denn sobald vollends die Tante den kleinen Krieg zwischen Leopold und Fanny merkte, so schalt sie auf diese als Urheberin des Streites, wofür sie sie blos deshalb hielt, weil Friede gewesen sei, ehe sie kam.

Onkel Meßmann brachte zwar dagegen vor, der Junge habe damals natürlich Niemand necken können, man merke ja deutlich, daß er Fanny niemals in Ruhe lassen könne, erhielt aber von seiner Frau zur Antwort: Er sei im Irrthum: ihr Neffe, ihrer Schwester Sohn würde sich keine Unarten in ihrer Gegenwart erlauben, da er wisse, daß sie dergleichen nicht dulde! — Was war da zu machen? Alles blieb beim Alten; Leopold lachte im Stillen den Onkel aus und fuhr fort, Fanny zu quälen. Zum Beispiel suchte er unaufhörlich Veranlassungen, die Fanny

nöthigten, vom Essen aufzustehen, etwas holen oder nachsehen zu müssen und er brachte, was er wollte, auf eine so studirt sanfte, bittende Weise gegen seine Tante vor, daß diese die Tücke dahinter nicht merkte, oder nicht richtig beurtheilte.

„Darf ich wohl um etwas Zucker?“ oder ein ander Mal: „um etwas Essig bitten?“ fragte er dann sehr bescheiden, und wenn auch die Tante meinte, das Essen sei süß oder sauer genug, so setzte sie doch zu Fanny gewendet hinzu: „hole den Zucker!“ oder was es sonst war. Alle Augenblicke wollte er Jemand im Vorzimmer gehört haben, oder er bemerkte, der Papagei sähe so durstig aus, er habe gewiß kein Wasser, — kurz, Leopold war erfinderisch, Fanny, wenn sie essen wollte, in Bewegung zu setzen, und merkte endlich Onkel Meßmann, der ziemlich schwer etwas merkte, daß Fanny alles besorgen mußte, während der große Junge immer sitzen blieb, so sagte er wohl ärgerlich: „Kannst du nicht selbst aufstehen, wie es sich schickt, wenn du etwas willst?“ aber in solchem Falle wurde die Sache noch schlimmer, denn die Tante ärgerte sich und erwiederte sehr scharf: „Fanny geschähe ja kein Unrecht, sie müsse ja froh sein, wenn

sie in einem Hause, wo sie so viel Gutes genieße, ein wenig gefällig sein könne, Dienstfertigkeit schade keinem jungen Mädchen und wer kein Vermögen habe, müsse sich in Andere schicken und fügen! — Nach solchen Reden schwieg Onkel Meßmann, weil jeder Widerspruch Oel in's Feuer gewesen wäre, und Fanny hatte den höhnischen Triumph Leopold's zu ertragen.

Unter diesen Verhältnissen war es wohl kein Wunder, wenn Fanny sich in einem Hause nicht heimisch fühlte, wo sie weder die rechte Liebe, noch den rechten Schutz der Heimath fand. Sie erhielt freilich dort Alles, dessen sie zum Leben bedurfte, Onkel Meßmann bezahlte das Schulgeld für sie und ließ ihr sehr guten Musikunterricht geben; er steckte ihr auch oft einen blanken Thaler in die Hand und hielt ihr den Mund zu, wenn sie danken wollte, er brachte ihr Eberhard's Briefe und besorgte die ihrigen, das Alles war sehr gut, Fanny hatte Onkel Meßmann lieb, aber er vermochte so wenig, sie gegen die Ungerechtigkeit der Tante und die Bosheit Leopolds zu schützen.

So kam es, daß Fanny am liebsten in der

Schule war, wo Alle sie liebten und lobten, oder Abends im Bett, wo sie dann vor dem Einschlafen ungestört an Eberhard dachte und an das, was er ihr in jedem Brief schrieb: „Warte nur, meine liebe Fanny, wenn ich erst ein klein wenig älter bin, dann gehe ich nach Louisiana in das Geschäft von Onkel Bedwards jüngerem Bruder, und werde ein reicher Mann, und dann kommst du zu mir und dann wollen wir herrlich mit einander leben!“ Eberhard ging es gut. Herr Bedwards war ein durchaus edler Mensch, der wirklich Vaterstelle bei dem verwaisten Knaben vertrat; aber obwohl er ein reicher Mann war und Willens, seinen Schützling mit einem Erbtheil zu bedenken, so hatte er doch auch fünf eigene Kinder zu berücksichtigen. Sein Augenmerk ging dahin, Eberhard in jeder Beziehung Tüchtiges lernen zu lassen, er hatte ihn in sein eigenes Comptoir als Lehrling genommen und war sehr zufrieden mit ihm. Auch im Hause hatte Eberhard es gut. Mistreß Bedwards und ihre Kinder liebten den freundlichen Knaben und er vergalt aus dankbarem Herzen Gleiches mit Gleichem.

Es war sonach kein Wunder, wenn seine Briefe fröhlich und hoffnungsvoll lauteten und dadurch alle-

mal eine rechte Erquickung für Fanny waren. — Wenn sie so recht viel Unangenehmes im Hause erduldet hatte, dann eilte sie in ihr Stübchen, schloß die Schieblade auf, die ihre größten Schätze enthielt, wozu jetzt auch Eberhards Briefe gehörten, und betrachtete die theuern Bilder und las die lieben Blätter. Das Geld, das Onkel Meßmann ihr gab, sammelte sie sorgfältig und gab so wenig als möglich davon aus; sie hatte keinen bestimmten Zweck dabei, aber sie dachte oft, wenn es ihr einmal gar zu schlecht ginge, so wollte sie lieber fort und nach England reisen! So kindisch ihre Ideen auch waren, so viel wußte sie doch, daß zu selbstständigen Unternehmungen Geld gehört, deßwegen war sie so sparsam.

Fünftes Kapitel.

Indessen verging die Zeit. Wenn auch oft schwer und traurig für Fanny folgten die Tage einander doch schnell, da sie dieselben fast mit ununterbrochener Thätigkeit ausfüllte und der Zeitpunkt ihrer Confir-

mation und ihres Abgangs aus der Schule war früher herangekommen, als sie dachte und wünschte. — Ach sie, das verwaiste Mädchen, gehörte nicht zu denen, die sich so sehr nach dem erwachsenen Alter sehnen, weil sie damit einzutreten hoffen in einen Kreis ewig wechselnder Vergnügungen, in das Recht, selbst bestimmen zu können über schöne Kleider und Schmuck und sich durch diese vortheilhaft ausgezeichnet zu sehen vor Andern! —

Fanny hegte keine solche Hoffnungen! Zu jung noch und zu schüchtern, um daran zu denken, selbstständig hinauszutreten in die Welt und sich ihren Weg zum Glück zu suchen, schaute sie in der nächsten Zukunft nichts, was ihr Freude und Vertrauen erwecken konnte, und daher voll Trauern zurück auf das, was hinter ihr lag, die Schule mit den freundlichen Lehrern und Kindern, der Religionsunterricht, der sie so oft tief ergriffen, dem sie deßhalb aber auch wohl mehr bleibenden Segen entnommen, als so viele Andere, deren Leben in ungetrübter Lust und Heiterkeit vergeht. Alles lacht sie an, jeder Tag bringt ihnen, wie von selbst entgegen, was sie wünschen, es fällt ihnen gar nicht mehr ein, daran

zu denken, daß es anders sein könnte, oder nur die tiefe Verpflichtung des Dankes gegen Gott zu berücksichtigen. Er ist langmüthig und geduldig, aber früher oder später kommt doch auch für die Unbedachten und Leichtsinnigen die Zeit der Prüfung, wohl ihnen, wenn sie dann nicht schon fremd geworden sind auf dem Wege, der zum ewigen Vaterhause führt!

Fanny kannte diesen Weg nun ganz genau und ein einfacher Wahlspruch des treuherzigen alten Predigers, der sie unterrichtete, wurde ihr zur Richtschnur ihres Lebens:

„Mit Gott fang an, mit Gott hör' auf, —
Das ist der beste Lebenslauf!"

Den Sinn dieses schlichten Verses hatte sich Fanny so zu eigen gemacht, daß sie früh beim Erwachen im Bett gar nicht anders konnte, als dankbar an die Güte des Schöpfers zu denken, der sie die Nacht beschirmt hatte vor allem Uebel, der den Tag hatte aufgehen lassen über der Erde, um so viel Schönes zu beleuchten, womit er sie bedeckt und gesegnet hat. Ebenso konnte sie Abends nicht einschlafen, ehe sie nicht auf die Ereignisse des Tages zurückgeblickt, sich

selbst gescholten, wenn sie etwas versäumt oder unrecht gemacht, wenn sie sich dem Kummer oder gar dem Zorn überlassen hatte. Sie lebte gleichsam unter den Augen Gottes, als sei er ihr leiblicher Vater und dieser für Jeden, besonders aber für ein so verlassenes Kind sehr glückliche Gemüthszustand hatte wohl seinen Beweggrund eben in dieser Verlassenheit. Denn obwohl Onkel Meßmann sie in sein Haus aufgenommen, ihr Alles gab, dessen sie zum Leben und Lernen bedurfte, auch sonst gütig und freundlich gegen sie war, so fehlten ihm doch Zeit und Lust und Geschick sich irgendwie sonst mit der Erziehung des Kindes zu beschäftigen, das Gott in seine Hand gegeben, besonders aber war es das deutliche Mißfallen seiner Frau, das ihn davon zurückhielt. Sprach er in ihrer Gegenwart freundlich und scherzend mit Fanny, die nun im Laufe der Zeit immer größer und schöner heranblühte, so unterbrach ihn die Tante schnell mit der Bemerkung, daß er Fanny nicht verziehen und verwöhnen solle, da man nicht in der Welt sei, um Schmeichelworte zu hören; ihr sage er doch dergleichen nicht, er möge doch lieber einmal freundlich gegen seine arme Frau sein, dem jungen

Dinge lache ja noch die ganze Welt! — Tante Meßmann war noch kränklicher und launenhafter geworden, als sie immer schon war, und um ihren Vorwürfen und spitzen Reden zu entgehen, ließ der Onkel, der mit den Jahren immer schwerfälliger wurde, lieber Fanny ganz außer Acht, nur im Vorbeigehen, wenn sie draußen in der Wirthschaft beschäftigt war, dann gab er ihr ein freundliches Wort, und anstatt des früheren Achtschillingstücks, wohl jetzt, wenn auch seltener einen blanken Thaler Taschengeld. Den trug dann Fanny wieder zu ihren Ersparnissen, wovon sie nur das Allernöthigste zu Geburtstagsgeschenken oder kleinen unvermeidlichen Ausgaben für sich nahm, aber Beide, der Onkel sowohl, wie Fanny sahen sich auch außerhalb der Zimmer der Tante immer beobachtet und belauert durch Liese, und wenn er im Hause war, auch durch Leopold. — Zu diesen Beiden war Fanny in kein freundliches Verhältniß getreten, seit sie die Kinderschuhe nun ausgezogen hatte und gewissermaßen im Hause selbst ihre Lehrzeit vollenden sollte. Leopold hatte sich schon immer geärgert, daß Fanny größer, obwohl jünger war, als er, und da er wohl schlau und ge-

wandt, aber nicht fleißig und gewissenhaft war, so hatte er in der Schule sowohl, wie nachher in dem Comptoir, wo er lernte, keinen guten Ruf. Der Onkel wußte es wohl, so geschickt auch Leopold seine Streiche zu verbergen suchte, aber er war doch eigentlich noch ein Knabe, und Lehrer und Lehrherr glaubten sich verpflichtet, einen Verwandten, in dessen Hause der junge Mann täglich war, aufmerksam auf seine Fehler zu machen. Das war aber Herrn Meßmann sehr lästig, er kam allemal noch verdrießlicher als gewöhnlich vom Comptoir nach Hause, wenn er solche Klagen über Leopold gehört hatte und dieser bekam dann über Tisch eine Fluth von Vorwürfen, bei denen ihn besonders Fanny's Gegenwart ärgerte. Denn diese dagegen konnte, wenn einmal das Gespräch darauf kam, nicht freudig und glücklich genug von Eberhard erzählen, wie zufrieden Mr. Bedwards mit ihm sei, wie viel ihm schon im Geschäft anvertraut werde, und das war allerdings sehr widerwärtig für Leopold zu hören, denn der Onkel bestätigte Alles, was Fanny sagte, weil er als Mitvormund der Kinder des verstorbenen Banquier Bertog immer von Zeit zu Zeit Bericht über Eberhard erhielt und

ihn dann dem Neffen seiner Frau zum Muster aufstellte. Dieser war natürlich gezwungen, das still mit anzuhören, denn wenn ihn auch die Tante aus manchen Gründen, besonders weil er ihr schmeichelte, Fanny vorzog, so nahm sie seine schlechten Eigenschaften doch nicht in Schutz, und daß er faul gewesen war in der Schule und faul und nachlässig war im Comptoir, das mußte sie wohl glauben. — Mit stillem Ingrimm hörte er dann die Vorwürfe Herrn Meßmann's, aber sobald er von Tisch aufstehen konnte, lief er hinaus in Liesens Stube und gegen diese, die seine Freundin war, schüttete er seinen verhaltenen Groll aus.

Fanny war zwar ein gutes Mädchen, aber Leopold hatte sie so oft gequält, ihr so zahllose Unannehmlichkeiten mit boshafter Absicht bereitet, daß sie nicht nur keine Theilnahme für ihn empfand, sondern einen gewissen Grad von Verachtung. Das war unrecht, denn es erbitterte Leopold über alle Maßen, und wir sollen Niemand erbittern, wir sollen selbst gegen unsere Widersacher und Feinde sanft und duldsam sein. Wenn Leopold so bei Liese seinem Aerger Luft machte und Fanny, die wohl

etwas in der Speisekammer wegzusetzen oder herauszugeben hatte, ihn dann in dem Zimmer der Jungfer sah und stolz vorüberschritt, ihre schönen und großen Augen verächtlich über ihn hinstreifen lassend, so verdoppelte sich Leopold's Wuth und er gelobte, sich an ihr, wie an seinem Onkel zu rächen. Liese beeiferte sich, ihm Recht zu geben, ihn zu beruhigen, indem sie durch ihre Reden Oel in's Feuer goß, denn sie übertrieb die Schilderung von Fanny's Hochmuth und Abneigung gegen Leopold recht absichtlich und kam dann immer darauf zurück, daß sie nicht eher Ruhe und Frieden haben würden im Hause, ehe sie nicht dieses hochnasige Fräulein von Habenichts, wie sie die Jungfer Fanny nannte, wenn sie mit Leopold allein über sie sprach, wieder los wären. — Denn seit Fanny aus der Schule war und sich mit allen möglichen Obliegenheiten eines thätigen, weiblichen Wesens im Hause selbst vertraut machen mußte, dies auch mit dem ihr eigenen Eifer und Gewissenhaftigkeit that, seit dem war sie Liese ganz besonders ein Dorn im Auge. Diese hatte nicht nur die Köchin und den Diener nach Gefallen tyrannisirt, sie hatte auch in jeder Weise bei Allem, was sie für

ihre Herrin that, zuerst für ihren Vortheil gesorgt, hatte sich den besten Rahm zum Kaffee, für sich ein Theilchen von der Frühstücks-Chokolade der Tante, oder von sonstigen guten Sachen vorweggenommen. Sie hatte auch viel mit den Leuten, die bestellte Sachen brachten und die Zahlung oder ein Trinkgeld bekamen, verhandelt und auch dabei Vortheil für sich gesucht, — jetzt ging viel von diesen Geschäften durch Fanny's Hand oder doch unter ihren Augen vor und Liese scheuete diese großen, klaren Augen. Die Köchin und der Diener mochten das freundliche, schöne Fräulein, die ihnen gern reichlich gab, was ihnen zukam, gern leiden, und die Erstere, die ihr Geschäft recht gut verstand, that sich etwas darauf zu Gute, Fanny gründlich kochen zu lehren. Das war nun wieder recht amüsant, so hübsch freilich nicht, wie in der Schule, aber Fanny war doch sehr fröhlich dabei, die Köchin war nur ein ungebildetes Mädchen vom Lande, aber sie hatte das Herz auf dem rechten Fleck und damit bald die gedrückte Lage des jungen Mädchens begriffen, die bei all ihrer Jugend doch so viel angeborene Würde und Anstand zeigte, daß die Untergebenen sich nicht leicht zu viel

gegen sie herausnahmen, wenn sie nicht von so verdorbenem Charakter waren, wie Liese.

Wenn nun aber auch Fanny, seit sie aus der Schule war, ihre Zeit reichlich ausgefüllt fand durch häusliche Geschäfte, Handarbeiten, Musikübungen und die Aufgabe, der Tante die Zeitungen vorzulesen, wenn auch bei dem thätigen Leben, häufiger Bekümmernisse ungeachtet, ihr ganzes Wesen frisch und blühend war, weil Jugend und Gesundheit sich nicht so leicht unterdrücken lassen, so fehlte ihr doch außerordentlich viel, so konnte sie doch die theuern Eltern nicht vergessen, nicht die Sehnsucht nach Eberhard, und vermißte schmerzlich die jugendlichen Gefährtinnen, welche sie in der Schule gehabt hatte. — Bei Allen war Fanny beliebt gewesen, da war Antonie Fromme, die mit ihr confirmirt worden, Julchen Griesheim ebenfalls, die Tochter des Rechtsanwalts, der die Geschäfte ihres Vaters geordnet hatte, und noch Mehrere, sie Alle hatten Fanny oft eingeladen, sie war auch, wenn sie Erlaubniß erhalten hatte, hingegangen, hatte Schularbeiten mit ihren kleinen Freundinnen gemacht und dann mit ihnen gespielt. Sie hatte die Kinder nie zu sich einladen dürfen, die Tante sagte: sie möge

den Lärm und die Umstände nicht, die es verursache, wenn fremde Kinder in's Haus kämen. Damit hatte sich Fanny denn auch zufrieden gegeben, aber nun sie älter geworden war und mehr Einsicht in gesellige Verhältnisse bekam, machte es sie verlegen, ihren Freundinnen gegenüber immer nur die Empfangende zu sein, und da die Tante ihre Bitte, einmal junge Mädchen zu sich einladen zu dürfen, ein für alle Mal rundweg abschlug, so lehnte sie selbst auch nach und nach die Einladungen ab, die sie immer noch reichlich bekam. Die Mehrzahl iher Freundinnen war befremdet darüber, fragte auch wohl um den Grund und nahm es dann in gutem Glauben auf, wenn sie sagte, daß sie viel zu thun habe, daß ihre Tante sie nicht gern gehen lasse, was auch wahr war. Aber Julchen Griesheim, die mit einem sehr heitern Sinn ein sehr warmes Herz verband, ließ sich nicht so leicht beschwichtigen, sie fragte und forschte und ihr gestand Fanny mit Thränen, daß sie nicht immer in so vielen Häusern Gastfreundschaft annehmen wolle, ohne es jemals erwiedern zu können, da ihre Tante dies verweigere.

Julchen begriff das wohl, aber sie ließ es doch

nicht gelten. Sie drang mit liebevoller Gewalt in ihre Freundin, nach wie vor zu ihr zu kommen, und versprach ihr dafür, sie ebenfalls zu besuchen, nicht zu Tisch oder zum Thee, da sei ja die Tante zugegen und der häßliche Leopold, das sei langweilig, nein, sie wolle recht oft im Lauf des Vormittags kommen, wenn Fanny in der Küche sei, oder in der Dämmerung in ihrem kleinen Stübchen, da setzten sie sich denn auf das Kindersopha, was Fanny noch von zu Hause hatte, und wollten sich so viel erzählen und so viel lachen, daß es eine wahre Lust wäre.

Julchen setzte auch richtig ihren Willen durch, besonders da sie darin sehr von ihren Eltern unterstützt wurde. Der Rechtsanwalt Griesheim, Julchens Vater, hatte ja nur zu gut die glücklichen Verhältnisse gekannt, in denen die Kinder des Bertog'schen Hauses gelebt, ehe so großes Unheil über sie kam, er hätte, da er ein sehr wohlhabender Mann war, von Mitgefühl bewegt, damals die arme, verlassene Fanny in seine eigene Familie aufgenommen, wenn nicht Herr Meßmanns, eines Verwandten, Anerbieten weit berechtigter und ganz natürlich erschienen wäre. Er hatte vorausgesetzt, die kinderlose Tante würde

die Waise mit offenen Armen empfangen und Mutterstelle an ihr vertreten, wie unangenehm war daher sein Erstaunen, als er nach und nach von seiner Tochter erfuhr, wie Fanny im Meßmann'schen Hause eigentlich sehr vernachläßigt und sich selbst überlassen lebe, und von Liebe und Freude für sie dort keine Rede sei. Herr Griesheim hatte kein Recht, die Verwandten Fanny's zur Rechenschaft zu ziehen; er stand ihren Angelegenheiten ganz fern, die Geschäftsverbindung hatte ja ein schnelles Ende genommen, außerdem gewährten ja Meßmann's dem verwaisten Mädchen Unterhalt, Kleider und Fortbildung: vom geschäftsmäßigen Standpunkt betrachtet konnte man keine weiteren Ansprüche an sie erheben, wenn ihnen die rechte Liebe und Zärtlichkeit für die Waise fehlte, so war das ein Mangel, den man um Fanny's willen tief beklagen, aber kein Rechtsanwalt zu einer Klage verarbeiten konnte.

Griesheim mußte sich daher begnügen, dem verwaisten Kinde, so oft sie in sein Haus kam, die Theilnahme und Wärme eines väterlichen Freundes zu beweisen, sein Julchen zu erinnern, in ihrer eigenen günstigen Lage ja immer eingedenk der gedrückten

ihrer Freundin zu sein, sie nie durch unbedachtsamen Uebermuth zu verletzten, ja Alles, was sie ihr Angenehmes erweisen könne, so darzustellen, als sei es eine Gunst von Fanny, wenn sie es annähme. Ebenso wie der Vater, war auch Juliens Mutter gesonnen, es war daher kein Wunder, wenn Fanny gern im Griesheim'schen Hause war, und da Julchen Wort hielt und sehr oft kam, um ein Stündchen mit der Freundin zu plaudern, wenn diese auch im Häuslichen beschäftigt war, so überwand Fanny dieser Familie gegenüber die Gefühle schüchterner Zurückhaltung und erschien in ihrem Kreise so oft, als die Tante es irgend erlaubte.

Sechstes Kapitel.

Wie der Rechtsanwalt Griesheim, so hatten viele Freunde des Banquier Bertog bei dessen Tode und dem gänzlichen Ruin seines Vermögens mit mitleidiger Theilnahme der hinterbliebenen Kinder gedacht, man hatte gefragt, was wohl aus ihnen geworden sei nach

dem plötzlichen Hinscheiden der Mutter, und man hatte erfahren, daß sich Verwandte sowohl des Sohnes, als der Tochter angenommen, daß beide Kinder also recht gut versorgt sein sollten. Wenn Einer von denen, die früher häufig im Bertog'schen Hause gewesen, Fanny zufällig auf der Straße begegnete, als sie noch zur Schule ging, so wurde sie wohl mit freundlichem Gruß angehalten und gefragt, ob es ihr gut gehe, und gelobt, daß sie so hübsch groß werde. Aber den Meisten war sie doch nach und nach aus den Augen gewachsen, mehrere Jahre verändern viel, und das junge Mädchen bemerkte häufig, daß sie nicht mehr für die kleine Fanny angesehen und erkannt wurde. Nur Einer der frühern Bekannten hatte sie nicht vergessen, sondern war ihr so oft begegnet und hatte sie so regelmäßig begrüßt, daß er ihr Heranwachsen und Größerwerden so allmählig mitangesehen hatte. Das war nämlich jener junge Commis aus Bertogs Comptoir, Herr Schneider, der sich schon bei der schlimmen Katastrophe, welche seinen Prinzipal betraf, so theilnehmend gezeigt hatte. Er war oft in dessen Hause von Eltern und Kindern gern gesehen worden, denn sie kannten ihn seit vielen Jahren, da er im

Geschäft Bertogs seine Lehrzeit durchgemacht hatte und an diesem mit großer Zuneigung hing.

Seine eigene Familie gehörte zu den wohlhabendsten der Stadt, und Otto Schneider hatte daher Gelegenheit gehabt, eine ebenso gute Erziehung, als eine tüchtige Bildung in wissenschaftlicher und geselliger Beziehung zu erlangen. Er war ein gewandter junger Mann von angenehmem Aeußern, das seine große Herzensgüte und seinen heitern Sinn in allen Zügen verrieth. — Eben sein weiches und liebevolles Gemüth hatte ihn den Schlag, der das Bertog'sche Haus getroffen, oder die wiederholten Schicksalsschläge vielmehr so tief und schmerzlich empfinden lassen, als wenn er selbst zur Familie gehörte; Niemand hatte so wie er die armen Kinder bedauert und sich in den ersten Tagen der Trauer so viel um sie bemüht, als er. Leider lag seine Mutter, die eine vortreffliche Frau war, gerade krank darnieder, als Fanny's Mutter gestorben war und die Frage aufgeworfen wurde, wo die beiden Kinder bleiben sollten; Otto hätte sie gar zu gern in sein elterliches Haus gebracht, wo bei schöner Regelmäßigkeit und gewissenhaftem Haushalten doch in Bezug

auf liebe Gäste oder Arme und Nothleidende stets Ueberfluß herrschte. Da er ein Liebling seiner Mutter war, hätte er die Erfüllung seines Wunsches auch gewiß erreicht, sie hätte sich der kleinen Fanny, mit der Otto früher so gern gespielt, wenigstens angenommen, aber sie war zu krank, um davon mit ihr zu reden; sein Vater lehnte die Angelegenheit sogleich ab mit dem Bescheid, daß es Sache der Verwandten sei, für die verwaisten Kinder Beschlüsse zu fassen, denen man nicht vorgreifen dürfe. Der lebhafte, damals zwanzigjährige junge Mann mußte sich damit zufrieden geben, aber es wurde ihm außerordentlich schwer, denn dankbaren Herzens, wie er war, kam es ihm so unrecht gegen das Andenken seines Prinzipals vor, wenn er nun so gar nichts für dessen Kinder that. — Er besuchte sie wenigstens so oft, als seine eigenen veränderten Verhältnisse es erlaubten, und als die Entscheidung über ihr Schicksal getroffen war und Eberhard und Fanny nun als bitterstes Leid zuletzt noch die Trennung von einander empfanden, da suchte er sie damit zu trösten und zu beruhigen, daß er versprach, Fanny nicht aus den Augen zu verlieren und stets so viel er könne nach ihrem Ergehen

zu fragen und sie zu beschützen. Und er hielt Wort! — Wie groß auch der Umweg war, den er nach seinem Comptoir nehmen mußte, um Fanny auf ihrem Schulwege zu begegnen, so machte er ihn doch alle Morgen, um sie zu begrüßen, ihr die Hand zu geben und dann mit irgend einem heitern Wort rasch seinen Weg wieder fortzusetzen, wie sie den ihrigen. Oft waren sie Beide so eilig, daß sie gar nicht still standen, sondern sich nur zuwinkten, aber Beiden fehlte gewiß etwas, Beiden begann der Tag nicht gut, wenn sie um die Ecke der bestimmten Straße gekommen waren und in ihrem Verlauf vergebens nach einander ausgeschaut hatten. Warten ging nicht an, Comptoir und Schule riefen gleich gebieterisch; aber wiederholte sich dies Ausbleiben am andern Tage, so ging Otto Schneider, wenn es Fanny war, die gefehlt hatte, zuverläßig am Abend in das Meßmann'sche Haus, um zu fragen, was seiner kleinen Freundin fehle.

Madame Meßmann fand es ziemlich sonderbar von einem jungen Mann, den sie nicht kannte, daß er sich in ihrem Hause nach dem Ergehen ihrer Schutzbefohlenen erkundigte, die ihn doch gar nichts anging;

nun erfuhr sie freilich von ihm und von Fanny nachher auch den eigentlichen Zusammenhang der Bekanntschaft und Anhänglichkeit, aber nichts desto weniger urtheilte sie nicht freundlicher darüber, sondern erklärte es für sehr überflüssig, daß Herr Schneider sich um Fanny bekümmere, und benahm sich demgemäß gegen ihn bei seinen seltenen Besuchen. Auch von Fanny selbst wußte er ebenso gut, wie nun aus eigener Erfahrung, daß ihre Tante nicht liebevoll und freundlich gegen sie war, und Otto, den das arme Kind dauerte, hätte sie gar zu gern in wohlthuendere Umgebung gebracht, aber er wußte nicht, wie er es anfangen sollte, denn seine gute Mama war ihrer langwierigen Krankheit zuletzt erlegen, so daß ja die Hauptperson bei der Ausführung seines Planes fehlte. Er mußte sich also nach wie vor darauf beschränken, Fanny auf der Straße zu begegnen, um sich wenigstens stets von ihrem Wohlsein zu überzeugen, und als mit ihrer Confirmation die täglichen Schulwege aufhörten, da litt auch die regelmäßige Begrüßung mit Otto darunter und hätte beinahe ganz aufgehört. Denn Leopold, der so gern etwas gegen Fanny vorbrachte, lenkte die Beachtung

seiner Tante darauf, daß es doch eigentlich höchst unpassend sei, wenn ein so großes Mädchen, wie Fanny, immer auf der Straße still stünde, um mit einem jungen Mann ihrer Bekanntschaft zu sprechen. Die Tante fand dies, ohne die näheren Umstände zu erwägen, wirklich unpassend und verwies Fanny, die ganz unbefangen eingestand, daß sie ja froh sei, wenn sie Otto Schneider begegne, ein für allemal dem jungen Herrn absichtlich zu begegnen, oder wenn es zufällig geschähe, bei ihm still zu stehen und zu sprechen.

Fanny wagte nichts gegen diesen Ausspruch zu sagen, aber sie weinte bitterlich darüber und fand ihn ungerecht; denn in ihrem Sinne war Otto Schneider gar kein junger Herr, sondern ihr einziger, ihr liebster Freund, den sie von Kindheit auf kannte, der ihren Eltern, der Eberhard lieb und werth gewesen war, und den nur kommen zu sehen des Morgens sie oft schon getröstet und erhoben, wenn sie gerade recht betrübt aus dem Meßmann'schen Hause weggegangen war.

Als sie nun beim nächsten Begegnen mit scheuem Gruß an Otto vorbei eilen wollte, hielt dieser sie

fest, und bald hatte er ihrem kindlich offenen Herzen das Erlebte abgefragt und wußte, was sie betrübte. Er war sehr ärgerlich über den garstigen Leopold und die Tante, aber er wollte Fanny nicht noch mehr gegen diese aufreizen, daher sagte er nur:

„Madame Meßmann kann sich nicht in die Verhältnisse hineindenken, meine liebe Fanny, sie kennt uns Beide und unsere Vergangenheit zu wenig, daher urtheilt sie falsch und weiß nicht, daß ich von selbst dich zu nichts verleiten werde, was gegen Sitte und Anstand verstößt. Es wäre doch merkwürdig, wenn Geschwister und nahe Verwandte nicht unbehindert auf der Straße mit einander sprechen könnten, ohne daß sich andere Leute darüber aufhielten. Deßhalb grüße du mich nur ohne Scheu, und mit dem „Sie“ anreden, wovon deine Tante gesprochen, so verbitte ich mir das auch, ich bin so gut als dein Bruder und darum kannst du mich lebenslang Otto und Du nennen, so gut, wie du immer meine liebe, kleine, süße Fanny bleibst!“ — .

Nun war die kleine Fanny freilich ein recht großes Mädchen und ihre Confirmation war herangekommen und das Begegnen mit Otto beschränkte sich

ganz von selbst auf den einen Tag, wo Fanny zu ihrer Musiklehrerin ging; den Weg und die Stunde erfuhr der junge Schneider und suchte es stets so einzurichten, daß er sie um diese Zeit sah, aber ehe er ein Wort mit ihr wechselte, sah er sich zuvor vorsichtig um, ob nicht etwa der lauernde Leopold um die Ecke käme, denn er wollte nicht, daß Fanny etwa seinetwegen Verdruß haben sollte. War die Luft rein, dann begrüßten sie sich fröhlich alle Beide, und er ging eine Weile neben ihr, um mit ihr zu sprechen, denn eine Dame zum Stehen auf der Straße zu nöthigen, das wäre freilich gegen den Anstand gewesen, und eine junge Dame war Fanny nun geworden, das konnte Otto gar nicht mehr übersehen, wenn er sie daherkommen sah, nicht mehr im kurzen Kleide, mit dem kleinen Sammetränzchen auf dem Rücken, wie früher, sondern groß und schlank und wirklich hübscher, als alle andern jungen Mädchen, die er kannte. — Zu ihrem Confirmationstage war ganz früh schon eine Schachtel unter ihrer Adresse gekommen, darin lag ein wunderschöner Blumenstrauß, „Spitta's Psalter und Harfe", ein Buch voll herzansprechender Lieder, und in einem besonderen Käst-

chen ein Ring mit drei Vergißmeinnicht von blauen Steinen. Alle im Meßmann'schen Hause waren sehr verwundert über diese Sendung und wußten so wenig, als Fanny selbst, wer der Absender sein konnte, denn es war kein Brief und keine Karte dabei; nur Leopold fiel sogleich darauf, Otto Schneider als den zu bezeichnen, von dem der ganze Kram, wie er sich ausdrückte, herrühren möchte, und nun schien das auch Fanny einzuleuchten. Beinahe wäre ihr aber die Freude an den freundlichen Gaben verbittert worden, denn Tante Meßmann war sehr ungehalten darüber und bestand darauf, es solle Alles an den jungen Schneider zurückgeschickt werden; da legte sich Onkel Meßmann in's Mittel und erklärte, das gehe nicht an, denn es sei höchst ungewiß, ob die Sendung von dem jungen Mann herrühre und nicht vielmehr von einem alten Freund oder einer Freundin von Fanny's Eltern, wofür ja das religiöse Buch spreche. Uebrigens sei es jedenfalls sehr wohlgemeint, dem Kinde zu diesem Tage eine Freude machen zu wollen, sie solle getrost die Sachen annehmen, Tante würde nun nichts mehr dagegen haben und Leopold wäre wohl nur neidisch. Dieser zog eine Grimasse,

Fanny aber trocknete ihre Thränen und ging zur Tante und fragte sie freundlich, ob sie nun auch erlauben wolle, daß sie die Blumen und das Andere behalte. Diese bescheidene Rücksichtnahme auf ihren Willen rührte Madame Meßmann denn doch ein wenig, sie sagte, Fanny zeige wenigstens, daß sie wisse, wem sie Achtung und Dank schuldig sei, mit den Sachen möge sie thun, was sie wolle. Fanny war zufrieden und bereitete sich nun freudig zu dem ernsten Kirchweg vor, auf dem diesmal ihr Onkel sie begleitete. Als sie mit ihm den Wagen verließ und durch die Vorhalle der Kirche schritt, da stand der gute Otto und grüßte so herzlich freundlich, daß ihr, da die Feierlichkeit des Tages ihr Herz besonders rührte, Thränen in die Augen traten; sie mußte immer an Eberhard und an die verstorbenen Eltern denken.

Dann war sie confirmirt worden und beim Ausgang aus der Kirche, da war wieder Otto und half ihr beim Einsteigen und sagte ihr einen herzlichen Glückwunsch und sprach einige freundliche Worte mit Herrn Meßmann. Und Fanny hatte sich gesammelt, und als er die Hand zum Abschied gab, da sagte

sie: „o ich danke dir auch vielmals für die wunderschönen Blumen und das Buch und den Ring, ich habe mich so sehr gefreut!“ und der Kutscher fuhr zu, Otto grüßte lächelnd, nahm den Hut ab, und fort war der Wagen, der Fanny über die Schwelle der Kindheit in das ernste Leben der Erwachsenen führte. —

Siebentes Kapitel.

Fanny's Leben ging nun ziemlich gleichmäßig hin, ohne von großer Freude, oder von großer Trauer bewegt zu werden; eigentlich recht still, denn die zunehmende Kränklichkeit der Madame Meßmann nöthigte sie, größere Geselligkeit zu vermeiden und sich auf wenige alte Freunde zu beschränken, die sie regelmäßig aufsuchten, um ein paar Stunden mit ihr zu verplaudern; sie blieben auch zum Essen und machten nachher eine Partie Whist mit ihren Wirthen, und das wiederholte sich so oft, daß Fanny diese Gäste so vertraut wurden, als gehörten sie zum Hause. Freundlich,

gefällig, hübsch, wie sie war, hörte sie wohl hin und wieder ein freundliches Wort von ihnen und dann konnte man sehen, wie der gutmüthige Onkel Meßmann sich darüber freute und wie die Tante dagegen unzufrieden war, weil sie dachte, ein junges Mädchen würde eitel und hochmüthig, wenn man sie lobte. Das war nun Fanny freilich gar nicht, sondern unbefangen und fröhlich hatte sie kein Bewußtsein ihrer Vorzüge und keine ängstliche Sorge, ob sie auch anerkannt und richtig gewürdigt würden, nicht Eitelkeit und Hochmuth war ihr Fehler, aber sie war empfindlich und konnte leicht heftig werden. Gegen Tante Meßmann nahm sie sich nun wohl in Acht und unterdrückte gegen sie, selbst wenn sie ungerecht gescholten wurde, ihren Zorn so gut sie konnte, denn die Tante war eine ältere Frau und hatte ihr so oft wiederholt, daß sie sie gegen ihren eigenen Wunsch in ihr Haus genommen, Fanny vermied daher mit großer Aengstlichkeit, ihr Unannehmlichkeiten zu bereiten. Etwas Anderes war es mit Leopold und Liese, deren bösen Willen, sie zu kränken und zu verleumden, sie kannte, und gegen die sie bei solchen Gelegenheiten ihrer ganzen Heftigkeit freien Lauf ließ. Das war

freilich nicht recht und gereute sie hinterher jedesmal bitter, denn sie hatte ja in der Religionsstunde gelernt, daß Jesus sagt: Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Himmelreich besitzen! —

Darum war sie auch so gern in Griesheims Hause, denn bei der Freundlichkeit, mit der ihr dort Alle zugethan waren, bei der feinen Güte, womit Julchens Mama ihr begegnete, und dem liebevollen, immer lustigen Wesen ihrer jungen Freundin selbst fand sie stets nur die edleren Eigenschaften ihres Wesens angeregt und galt deshalb dort bei Allen für ein Muster mädchenhafter Liebenswürdigkeit. Durch die strenge Schule, die sie im Hause der Tante durchmachte, war sie an Ordnung und Pünktlichkeit sehr gewöhnt und zeichnete sich dadurch vor vielen jungen Mädchen aus, daß sie nicht nur flink und gewandt für ihren Anzug und was dazu gehörte, für Wäsche ausbessern und dergleichen sorgte, sondern daß sie auch im Haushalt überall Bescheid wußte. Das konnte man nun von Julchen Griesheim noch nicht sagen; diese flatterte wie ein lustiger bunter Schmetterling von Blume zu Blume, von Vergnügen zu Vergnügen, und wenn sie Abends bis nach Mitternacht in Ge-

sellschaft gewesen war, so hatte sie keine Lust mehr, ihre Schmuck- und Putzsachen an ihren gehörigen Ort zu legen, sondern war so müde, daß sie bis tief in den andern Morgen hinein schlief, so daß die Mama selbst kam und sie weckte, weil der Kaffee schon längst fertig und der Papa unzufrieden war mit dem langschläfrigen Töchterchen. Dann lag in ihrem Zimmer noch Alles bunt durch einander, und das Mädchen, das reinigen sollte und noch sehr viel mehr im Hause zu thun hatte, wurde sehr verdrießlich über die unzähligen Sachen, die umherlagen und die sie nun wegpacken mußte. Sie that es in Eile und weder mit Vorsicht für die zum Theil schönen und kostspieligen Gegenstände, noch mit Nachdenken, wo sie hingehörten, so kamen denn die verschiedensten Dinge in einer Schieblade zusammen, und wenn Julchen ihre Sachen das nächste Mal gebrauchen wollte, so konnte sie nichts von Allem finden. Diese Unannehmlichkeit hätte sie nun wohl aufmerksam machen sollen, aber wenn der Fehler der Unordnung erst zur Gewohnheit geworden ist, so läßt er sich nur sehr schwer beseitigen und ablegen. Sehr oft, wenn Fanny bei ihrer Freundin war, machte sie sich ein

Vergnügen daraus, deren sämmtliche Sachen, ihre Schränke und Schiebladen in Ordnung zu bringen, und wenn dann Alles so nett bei einander lag, so glatt und am rechten Ort, daß man's nur eben so wegzunehmen brauchte, so war Julchen entzückt und versprach, nun auch Alles so zu erhalten, aber ein paar Tage später war von der hergestellten Ordnung nichts mehr zu sehen, das alte Chaos war wieder da. —

So kam es, daß Fanny im Griesheim'schen Hause von Allen geliebt und gelobt wurde, wie hätte sie also nicht gern dort sein sollen? — Kam ihr doch von dorther fast Alles, was ihr Leben an Freude und Erheiterung hatte, denn bei Meßmann's war von Zerstreuung für das junge Mädchen keine Rede. Sie selbst besuchten weder Concert, noch Theater, die Tante fand dies für ein Mädchen ohne Vermögen, wie Fanny, nur überflüssig oder gar schädlich, und der Onkel war somit froh, wenn seine Pflegetochter von ihren Freunden zu dergleichen mitgenommen wurde, was so häufig geschah, als Tante Meßmann es nur irgend erlaubte. Das war nun freilich nicht allzu oft, denn es waltete dabei auch noch eine andere Rücksicht: Fanny besaß keine eigentliche Gesell-

schaftstoilette und sollte sie auch nicht haben; die Tante meinte, daß sie dadurch nur für ihr künftiges Leben verwöhnt und unbrauchbar werden würde, so war das junge Mädchen auf zwei gute Kleider beschränkt, mit denen sie überall anständig erscheinen, aber keinen Anspruch machen konnte, zu denen zu gehören, die im Gesellschaftsleben zu Hause sind und alle Erfordernisse desselben in Hülle und Fülle besitzen. Julchen war außer sich darüber, daß Fanny nicht mehr Kleider bekam, und hätte ihr gar zu gern bei jeder Gelegenheit, die sich bot, die Hälfte der ihrigen gegeben, aber Julchen war um mehr als einen halben Kopf kleiner, und Fanny belustigte sich sehr damit, zu denken, wie sie aussehen würde, wenn sie eines ihrer brillanten, luftigen, aber doch zu kurzen Kleider anziehen würde. Sie empfand wohl zuweilen einen leichten Kummer über die Entbehrung so vieler schöner Sachen, der hübschen Kleider, die ihr gewiß auch gut stehen mußten, aber diese Empfindungen waren vorübergehend, der Kummer haftete nicht in ihrem fröhlichen, sechszehnjährigen Herzen, und über Allem stand die Hoffnung auf die Zukunft, die in der Jugend uns so leicht mit einer weniger an-

genehmen Gegenwart versöhnt. Und diese Hoffnungen Fanny's wurden immer genährt und leuchteten strahlend durch ihr ganzes Sein, wenn ein Brief von dem geliebten Eberhard kam. Er ging auf seinem Wege vorwärts und strebte muthig weiter, bald war der Zeitpunkt da, wo er in noch weiterer Ferne sein Glück suchen wollte, aber mit der Billigung seines Pflegevaters und mit Empfehlungen und Mitteln von ihm ausgerüstet. Freilich wurde dann die Trennung zwischen den Geschwistern noch größer, freilich wurden dann die ersehnten Briefe noch seltener, das war schlimm, aber es sollte nicht lange dauern, ein paar Jährchen dachte und schrieb Eberhard und dann wollte er zurückkommen und auf die eine oder die andere Weise mit seiner Fanny glücklich leben. Daran glaubte sie, darauf hoffte sie, das hob sie empor über die Entbehrungen und Bekümmernisse ihres gegenwärtigen Lebens. —

Und noch etwas war es, was oft tröstlich und erheiternd auf sie wirkte, das war die sich immer gleich bleibende Freundschaft Otto Schneiders, der nach wie vor die Gelegenheit, die sich irgend bot, Fanny zu begegnen, sie zu sprechen, auf's Treulichste

benutzte, ja der selbst so viel Werth darauf zu legen schien, daß Fanny sich darüber wunderte, denn Otto Schneider hatte reiche und glänzende Familienverbindungen, einen großen Kreis von Bekannten, wo er ein viel gebetener Gast war. Er besuchte auch diese Kreise, so viel es seine Zeit erlaubte, er machte Bälle mit und große Gesellschaften, aber er sagte Fanny, sobald es ihm möglich war, ein paar Worte mit ihr zu wechseln, daß er kein Glück, nicht einmal lebhaftes Vergnügen bei diesen Festlichkeiten empfände; seit seine Mutter todt sei, habe er sich noch in keinem häuslichen Kreise recht wohl gefühlt und seine liebsten Erinnerungen waren immer noch die von den Sonntagen im Bertog'schen Hause, als Fanny's Eltern noch lebten. Sie erinnerten sich derselben Beide mit gleicher Anhänglichkeit und bauten bei solcher Gelegenheit Luftschlösser, wie es werden sollte, wenn Eberhard zurückkäme. — Dann wollten sie alle Drei zusammen ein Haus haben, das sollte wunderhübsch sein, und einen Garten dabei, wie früher, denn Fanny vermißte den elterlichen Garten immer, und dann wollte sie die Wirthschaft führen, und Julchen Griesheim und wer ihnen sonst noch lieb war, der

sollte sie besuchen, und Fanny freute sich von ganzem Herzen auf diese Zukunft und baute fest darauf, gerade, als ob Otto Schneider ebenfalls ihr Bruder gewesen wäre. Aber er ließ sie nicht nur bei diesen Hoffnungen, er bestärkte sie immer mehr darin und benahm sich, so viel er konnte, wie ein treuer, älterer Bruder gegen Fanny. Einmal traf er sie in einem Concert, das sehr zahlreich und von sehr glänzender Gesellschaft besucht war; sie war da mit Griesheim's, und während Julchen ein reizendes Barègekleid, weiß mit cerisefarbener Zeichnung und ebensolcher Garnirung hatte, das Hals und Arme frei ließ, trug Fanny, wie immer, ihr einfaches schwarzseidenes Kleid, das hoch herauf ging, mit langen Aermeln. Sie sah zwar in aller Einfachheit außerordentlich hübsch aus, aber es that Otto doch leid, daß sie nicht auch einmal hell und jugendlich gekleidet war, und als er sie sprechen konnte, fragte er sie, warum sie nicht auch so ein Kleid trage, wie Julie. Sie sagte ihm, was wir schon wissen, daß ihre Tante finde, solcher Putz eigne sich nicht für Fanny's Verhältnisse, sie besitze daher solche helle und schöne Kleider gar nicht. Tags darauf wurde an Fanny selbst, als sie in der

Wirthschaft beschäftigt war, ein Paquet abgegeben, darin lag ein reizender Seidenstoff rosa und weiß, der mußte ein ganz entzückendes Kleid geben. Diesmal wußte Fanny gleich Bescheid, von wem die Sendung herrühren mochte, sie erinnerte sich des Gesprächs mit Otto am Abend vorher, — aber sie erinnerte sich auch Alles dessen, was vorgefallen und gesprochen worden war, als sie Blumen, Buch und Ring zur Confirmation erhalten hatte, das war noch dazu etwas ganz Anderes gewesen, aber dies Kleid hätte sie bei der Tante um keinen Preis zum Vorschein bringen mögen, vollends nicht als ein Geschenk Otto Schneiders, und so entschloß sie sich denn mit tiefem Seufzer, den schönen Stoff sorgfältig eingepackt in die unterste Tiefe des großen Reisekoffers ihrer Mama, worin man ihr die Wäsche derselben, die sie nun als erwachsenes Mädchen brauchen konnte, aufbewahrt und mitgegeben hatte, zu legen.

Als sie Otto wiedersah, er holte sie nämlich von Griesheim's ab und begleitete sie nach Hause, da sagte sie ihm, daß sie wohl wisse, welche Freude er ihr habe mit dem schönen Kleiderstoff bereiten wollen, daß sie ihn nur leider jetzt nicht benutzen könne, aber

sie würde ihn aufheben bis zu der glücklichen Zeit, von der sie träumte, wie ein Kind von Weihnachten, zu der Zeit, wenn Eberhard wieder da sein würde. Otto, der erst sein Geschenk zum Scherz hatte verläugnen wollen, mußte doch einsehen, daß Fanny bei den Verhältnissen, wie sie eben waren, recht handelte, wenn sie vorläufig der jugendlichen Freude an Putz und Schmuck und an dem Glänzen in Gesellschaft entsagte, denn der Friede im Hause mit Denjenigen, denen sie doch so Vieles verdankte, war immerhin mehr werth, als vorübergehende Lust und Befriedigung der Eitelkeit.

Otto hätte freilich Fanny gern jede Freude gewähren mögen, er fand es hart und ungerecht, ihre Jugend und Schönheit so ohne Schmuck und Zerstreuung zu lassen, und er dachte darin eben, wie ein sehr junger Mann in reichen Verhältnissen wohl denkt. Aber er vergaß, daß es so viele Tausende gab, die so viel mehr zu beklagen waren, wie Fanny, die nicht, wie sie, eine ansehnliche Wohnung, sehr anständige Kleider, sehr gewählte Kost und um Alles dieses keine Sorge hatten. Sie erkannte das besser und sagte es ihm auch in aller Bescheidenheit, und

dadurch gefiel sie ihm immer noch mehr. Um so schwerer wurde es ihm, sie zu betrüben und doch konnte er nicht anders, er hatte schon mehrere Male, wenn er sie gesprochen, ihr etwas mittheilen wollen, wovon er wußte, daß es ihr Schmerz bereiten würde, und hatte jedesmal, wenn er in ihr kindlich heiteres, schönes Gesicht, in ihre vertrauenden Augen geblickt, muthlos geschwiegen. Endlich mußte es doch heraus.

„Fanny," fing er an, und sie suchte bei einer Gaslaterne ihn anzusehen, weil sein Ton traurig klang, „Fanny, denke einmal, ich muß für längere Zeit verreisen!"

Sie war erschrocken und betrübt, aber doch nicht so sehr, wie er dachte; sie nahm mit der ihr eigenen hoffnungsreichen Weise die Sache leicht und sagte:

„Du kommst doch gewiß in ein paar Wochen wieder, Otto?" —

„Nein, Kind, das kann nicht sein!" — Es haben sich Störungen verwickelter Art in unserer Geschäftscommandite drüben in New-York eingefunden und ich soll nun selbst hinüber, um das in's Gleis zu bringen; mein Vater will es, und ich gehe zur

Abwechslung auch recht gern, mich hält hier nichts fest, als die Sorge um dich, Fanny!“ —

Sie war still und nachdenklich geworden. Wenn er freilich zu Schiff und über See ging, dann dauerte es länger, dann war keine kurze Reise gemeint, dann konnte viel Zeit vergehen, ohne daß sie den treuen Beschützer und Freund wieder sah, seine liebe, bekannte Stimme hörte, seine guten, freundlichen Züge sah! Sie fragte kleinlaut:

„Wie lange mußt du denn durchaus fortbleiben?“ — „Ein halbes Jahr geht jedenfalls darüber hin, wenn ich also am ersten Mai, den wir übermorgen haben, weggehe, so komme ich hoffentlich im November oder December zurück!“ —

„Uebermorgen schon willst du fort?“ fragte Fanny und große Thränen traten in ihre Augen. Er hörte es an ihrer Stimme.

„Meine liebe Fanny!“ sagte er beklommen, „sei nicht traurig, sechs Monate vergehen sehr schnell und wenn ich über England zurückkomme, suche ich auch Eberhard in Manchester auf!“ —

Das war schon wieder etwas Tröstliches und Freudiges, Fanny faßte schnell Muth und sagte:

„O bitte, das thue ja, gehe zu Eberhard und dann kannst du mir recht viel erzählen, die sechs Monate werden ja auch vergehen!“ —

„Willst du mich auch nicht vergessen während dieser Zeit, Fanny?“

Sie lachte heiter. Otto vergessen war ja eine Unmöglichkeit. Er nahm die Sache nicht so lächerlich. „Wer weiß, was du Alles erlebst in dieser Zeit, wie viel neue Menschen du kennen lernst, so daß du gar nicht mehr an mich denkst?“

Sie fand das höchst komisch und lachte wieder. Was sollte sie wohl erleben bei Tante Meßmann! Wen sollte sie kennen lernen in dem alten Hause, wohin nur die alten regelmäßigen Freunde kamen. Für Onkel Meßmann hatte der Arzt schon von einer sehr nothwendigen Reise nach Karlsbad gesprochen, und Griesheims wollten eine große Tour durch die Schweiz und Oberitalien machen, da war für die arme Fanny keine Aussicht auf Zerstreuung, auf neue, amüsante Bekanntschaften.

Der Gedanke, daß sie so sehr allein, so verlassen von ihren besten Freunden sein sollte, war ihm peinlich, doch lag für ihn die Beruhigung darin,

daß sie ihn nicht vergessen, daß sie sich ein wenig nach ihm sehnen würde.

„Sieh," sagte er, als sie bald am Hause waren, „ich habe zur Hülfe für dein Gedächtniß mein Bild in dieses kleine Medaillon gelegt, thue mir den Gefallen und behalte es bei dir, während ich fort bin, deine Photographie habe ich hier an meiner Uhr in einer ganz gleichen Goldkapsel hängen; freilich siehst du jetzt ganz anders aus, als damals, wo dein Vater mir die hübsche Karte gab, weißt du noch, er freute sich so, daß die Bilder so ähnlich waren!" —

Fanny wußte es noch. Sie konnte die Thränen nicht mehr unterdrücken, Otto nahm sein Tuch und trocknete ihre Augen damit, sie nahm das in Seidenpapier gewickelte Medaillon, steckte es in ihre Tasche und gab ihm die Hand. Sie waren am Hause; in dem Augenblick bemerkten sie eine hinter ihnen schleichende Gestalt. Es war Leopold.

„Lebe wohl, Fanny, Gott behüte dich!" sagte Otto.

„Lebe wohl!" erwiederte sie; er drückte ihre

Hand und wendete sich, um zu gehen; sie eilte ohne sich umzusehen, in's Haus, denn sie hörte Leopolds höhnisches Gelächter hinter sich.

Achtes Kapitel.

Wochen und Monate gingen in ununterbrochener Einförmigkeit vorüber, und Fanny, die zwar die gelegentliche Begegnung mit Otto, seine freundlichen Fragen nach ihrem Ergehen sehr vermißte, war doch zu unbefangenen Herzens, zu fröhlichen Sinnes, als daß sie sich über die Abwesenheit des Freundes hätte grämen sollen! Sie hoffte gleich nach der Trennung auf seine Wiederkehr und betrachtete bisweilen das kleine hübsche Bild in dem Medaillon, das sie an der goldenen Kette befestigt hatte, an der die ihr gebliebene Uhr ihrer Mutter hing. Tragen durfte sie dieselbe noch nicht; als sie einmal deshalb Tante Meßmann befragt, hatte diese gesagt, sie sei noch zu jung und zu leichtsinnig dazu und würde die werthvollen Sachen verlieren, die ohnehin nicht für ihre

Verhältnisse paßten. Fanny ließ sie daher folgsam in der Schieblade ihrer Kommode liegen und machte sich nur zuweilen das Vergnügen, sie anzusehen und auf ein paar Minuten an ihrem Kleide zu befestigen. Dabei war es ihr ein besonderes Vergnügen, daß Leopold, der sie an jenem Abschiedsabend mit Otto so viel als möglich belauscht, doch nicht hatte erspähen können, was dieser ihr zum Andenken gegeben, denn daß er es nicht wußte, was er doch gern gewußt hätte, das merkte sie an seinen spöttischen Fragen und Anspielungen, womit er sie zu ärgern suchte. Natürlich war damals gleich die Tante aufmerksam geworden und hatte gefragt, was das wieder für ein Gerede von dem jungen Schneider sei? Fanny hatte darauf erwiedert, sie sei ihm begegnet, er habe ihr erzählt, daß er im Begriff sei, über See zu gehen, habe sie eine Strecke begleitet und hier vor dem Hause Abschied von ihr genommen; sie wisse wirklich nicht, was Leopold daran auszusetzen habe, wenn ein so guter Mensch, der ihre lieben Eltern gekannt und immer mit ihr gespielt habe, sich um sie bekümmere; sie freue sich darüber, wenn Leopold sich auch noch so sehr ärgere! Dieser wollte eben gehörig

darauf erwiedern, als die Tante, die keinen Wortwechsel hören wollte, Stillschweigen gebot und hinzufügte, daß diese Angelegenheit ja ohnehin ein für allemal abgethan sei, wenn jener junge Herr weggereist sei. Leopold zog eine Grimasse, wagte aber nichts zu sagen, und Fanny war still und dachte, wenn Otto auch weggereist ist, so hoffe ich doch, daß er bald wiederkommt!" —

Das sagte sie auch Julchen Griesheim, zu der Einzigen, mit der sie ihre kleinen Angelegenheiten besprach; ihr hatte sie auch das Medaillon mit dem Bilde gezeigt und sich gefreut, daß Julie es so hübsch fand, und dann hatten sie Beide ausgelassen darüber gelacht, daß Julie plötzlich auf den Gedanken kam, Otto Schneider könne ja einmal Fanny's Mann werden. Nein, etwas Lächerlicheres war Fanny noch nie vorgekommen! Otto Schneider, den sie schon so lange kannte, der sie früher immer „kleine Fanny" und „Wildfang" genannt hatte, den sollte sie . . . nein, die Idee war zu komisch! — Ueberhaupt würde ja Fanny nie heirathen, so machte sie Julien begreiflich; Tante Meßmann habe ihr längst gesagt, daß sie, wenn sie genug gelernt habe, unter andere

Leute gehe, eine Stelle annehmen und selbst ihr Fortkommen suchen sollte; also, das war ja schon ein ganz bestimmter Lebensplan und anders, als bei Julchen, die so in den Tag hinein fortlebte, eigentlich nur mit ihrem Vergnügen beschäftigt. Jetzt zum Beispiel hatte sie sehr viel damit zu denken und zu thun, ihre Garderobe für die bevorstehende Reise mit ihren Eltern einzurichten; sie nähte und stickte selbst nicht viel dafür, das hätte zu lange gedauert und dazu hatte auch Julchen noch gar keine Geduld. Aber sie mußte doch den Stoff und den Schnitt der Kleider und die Garnirung bestimmen und aussuchen; das kleine, kecke Strohhütchen, das sie trug, wollte der Papa nicht als tauglich für die Reise gelten lassen, das sollte ein breitkrämpiger sein, der ordentlich vor der Sonne schützte, den mochte nun das Töchterchen gar nicht leiden und mußte sich doch fügen, — der Art waren die Sorgen, die das fröhliche Julchen jetzt hatte, die sie aber nicht hinderten, mit Fanny in deren kleinem grauen Stübchen herumzutanzen aus Lust an irgend einem Einfall, den Eine von ihnen gehabt. Sie waren Beide so recht jung und unbefangen, dabei hatten sie einander sehr lieb, und

als nun wirklich der für Griesheim's Abreise festgesetzte Tag erschien, als die Freundinnen sich für eine Zeit von mindestens sechs Wochen, in denen sie gar nichts von einander hören sollten, trennen mußten, da vergossen Beide Thränen des lebhaftesten und aufrichtigsten Kummers.

Fanny hatte ihre lieben Freunde nach dem Bahnhof begleitet, und als der Zug hinweggebraust war, da mußte sie ja freilich ihre Thränen trocknen, aber sie that es mit einem so tiefen Wehgefühl, wie sie seit der Trennung von Eberhard kaum empfunden.

Sie kam sich plötzlich so ganz verwaist und verlassen vor, denn auch Onkel Meßmann war vor zwei Tagen nach Karlsbad abgereist; Otto war fort, nun auch Griesheim's, und somit in der großen, weiten Stadt Niemand mehr, der sich mit ein wenig Liebe um sie kümmerte.

Und auch Eberhard, der ihr doch bisher in Gedanken immer nahe gewesen und ihr das in seinen lieben, regelmäßigen Briefen immer versichert hatte, auch er entfernte sich nun noch viel weiter von ihr, als es der Fall gewesen; sein letztes Schreiben hatte ihr mitgetheilt, daß nun der von ihm ersehnte Zeit-

punkt herangekommen sei, wo er in einem andern Welttheil sein Glück versuchen solle, und daß er binnen vierzehn Tagen oder drei Wochen in Southampton sich einschiffen werde. Er schrieb besonders ausführlich und liebevoll an Fanny in diesem Brief, denn er sagte, er könne noch nicht bestimmen, wann und wo er den nächsten an sie abschicken werde; sie möge sich auf ein längeres Schweigen gefaßt machen und deshalb keine Sorge um ihn hegen: er müsse jetzt alle seine Kräfte und Gedanken für sein Geschäft zusammen nehmen, damit er Glück mache: das Glück solle ja dann für seine geliebte Fanny sein! — Das Alles hatte sie gelesen, ach! und wie sehnte sie sich nun nach ihm, wie gern hätte sie auf jenes besondere Glück der Zukunft verzichtet, wenn sie nur hätte einmal wieder bei ihm sein, ihn sehen und hören können! — Aber nun ging auch er noch weiter von ihr, mit Niemand konnte sie von ihm sprechen, Onkel Meßmann und Otto und Julie, Alle hatten sie verlassen! — —

Fanny war tief traurig, ja es überkam sie, als sie langsam vom Bahnhof nach Hause ging, ein unheimliches Gefühl der Bangigkeit fast, ein Widerwille

zurückzukehren, wo die Tante von Tag zu Tag unfreundlicher und launenhafter wurde, und wo Leopold, der sich besser als je mit Liese stand, ihr im Verein mit dieser durch ein gehässiges Betragen recht viel unangenehme Augenblicke machte. Erst gestern hatte die Köchin, die sie lieb hatte, erzählt, daß Liese ihrem Verbündeten davon gesagt, wie Fräulein Fanny immer bei ihrer Schieblade stehe und die Bilder ihrer Eltern und alle ihre anderen sieben Sachen hin und her betrachte, sie habe es oft genug bemerkt, wenn die Thür nicht ordentlich zu gewesen sei, und dann hätten Beide so höhnisch gelacht und leise gesprochen, so daß Ricke, die Köchin, die nebenan in der Küche gewesen, es nicht mehr habe verstehen können. „Laß sie schwatzen und höhnisch lachen!“ hatte Fanny gestern noch unbekümmert zu Ricke gesagt, „ich kümmere mich nicht um sie!“ aber heute, wo sie ergriffen vom Abschied und dem Gefühl der Verlassenheit heimkehrte, da empfand sie es peinlicher, als je, daß dies Haus ihr keine wahre Heimath geworden, daß sie keine solche habe.

Niedergeschlagen trat sie ein und ließ schweigend die Vorwürfe der Tante, daß sie so lange geblieben

sei, über sich ergehen; sie wußte, es war am Besten, nichts zu erwiedern, und was sollte sie auch sagen? — Versäumt hatte sie nichts, denn sie hätte diese Stunden und mehr doch nicht bei der Tante zugebracht, vielmehr in einem kleinen Vorzimmer, wo sie gewöhnlich mit Handarbeit beschäftigt saß, wenn sie nicht im Häuslichen zu thun hatte. Sie wußte, die Tante war nicht wohl, das verstimmte sie heute doppelt, denn sie hatte eine Einladung zu einer Freundin auf zwei Tage nach deren Landhaus bekommen und hätte diese gern angenommen; aber dazu mußte ihr Befinden besser sein, und daß sie dieses nicht hoffen konnte, machte sie um so verdrießlicher; Fanny wußte das und ging schweigend hinaus, als die Tante ausgeredet hatte.

Sie ging in ihr Stübchen. So häßlich es war, so fühlte sie sich dort noch am meisten zu Hause, und mehr als je, fand sie sich heute veranlaßt, die bekannte Schieblade aufzuschließen, um die geliebten Bilder anzusehen! — Daß etwas am Schloß nicht in Ordnung schien, als sie aufschließen wollte, beachtete sie weiter nicht, denn es war unbedeutend; sie ergriff die Bilder der Eltern und stellte sie gegen die

Wand auf die Kommode, dann Eberhards Photographie rechts und Julchen links, und nun, damit die Gesellschaft ihrer Lieben vollzählig sei, sollte auch Otto's kleines Bild dazu kommen. Sie suchte das besondere Kästchen, worin die Uhr mit Kette und Medaillon lag, — o Schrecken, das Kästchen war ja fort! — Eiskalt durchfuhr es Fanny und dann siedend heiß vor Angst! — Wo war denn die Uhr? Hatte sie sie herausgenommen und es vergessen? Lag sie nebenbei, in einem andern Kasten? Nein, Fanny hob mit fieberhafter Hast alle Sachen einzeln heraus, einmal, zweimal, noch einmal, ihre Zunge klebte am Gaumen, ihre Lippen waren trocken, sie zitterte mit den Händen, — aber nun konnte sie nicht mehr suchen — es nützte ja auch nichts, sie setzte sich auf den nächsten Stuhl und starrte die Kommode an! Die Uhr mit der Kette und das Medaillon waren weg, das war klar, aber wohin? — Vor zwei Tagen, als sie hier noch mit Julchen so vergnügt gewesen war, da hatten sie die Sachen wieder zusammen betrachtet und weggelegt und verschlossen, Fanny wußte das. — Also mußte Jemand seitdem sie herausgenommen haben, das Hinderniß am Schloß fiel ihr

jetzt ein, Jemand hatte einen schlecht passenden Schlüssel benutzt und geöffnet und ihre Sachen genommen: jedenfalls Leopold oder Liese, oder auch Beide! Gewiß, es war ein schlechter Streich von diesen! Fanny athmete auf; so bekam sie doch die Sachen wieder und hatte nichts, als den Schrecken. So unangenehm es ihr war, so wußte sie doch nichts Besseres zu thun, als gerades Wegs zur Tante zu gehen und ihr zu erzählen, was man ihr gethan.

Neuntes Kapitel.

Fanny kam mit ihrer Geschichte, die sie im vollen Eifer der Entrüstung, noch halb außer sich vor Schreck vortrug, bei der Tante schlimm an; diese war schon so verdrießlich, nun kam man ihr noch mit solcher Hiobspost von einer goldenen Uhr und Kette, die plötzlich verschwunden sein sollte und noch dazu aus einer verschlossenen Kommode in ihrem Hause! — Sie starrte Fanny an, während diese sprach und richtete sich auf dem Sopha in die Höhe.

„Was schwatzt du eigentlich da?“ sagte sie heftig. „Kann ich denn nie Ruhe haben vor Allem Aerger, den du mir bereitest? Was willst du eigentlich sagen, mit deiner Uhr, wo hast du sie gelassen?“ —

„Ich sage, sie ist fort, Tante!“

„So wirst du sie verloren haben, natürlich? Wie soll es anders sein? Du hast alle deine Sachen selbst in Verwahrung und kein anderer Mensch bekümmert sich darum!“ —

„Jetzt muß es aber Jemand gethan haben, Tante, die Uhr ist ja fort, mit dem besonderen Kästchen fort, wo ich sie sorgfältig aufbewahrte; ich kann sie nicht verloren haben, denn ich habe sie nie getragen, weil Sie es nicht wollten! Sie lag ruhig in dem Kästchen und dies stand in der verschlossenen Schieblade!“

„Nun möcht' ich doch wissen!“ fuhr die Tante auf, „was das Mädchen eigentlich sagen will? Wo soll denn deine Uhr sein? Meinst du, daß ich sie dir etwa genommen habe?“

„Nein,“ entgegnete Fanny schnell, „das kann ich nicht meinen, aber Liese und Leopold werden es gewesen sein, um mich zu ängstigen und mich zu er-

schrecken. Sie thun mir immer Alles zum Possen, was sie können und sind stets neidisch auf mich gewesen!"

„Ach, Narrheiten!" rief Madame Meßmann, „weßhalb sollten die Beiden wohl neidisch auf dich sein, denen geht doch nichts ab? — Und wie sollen sie zu deiner Kommode kommen, wenn sie verschlossen war? Also hast du sie offen stehen lassen? —"

„Nein, Tante, sie war verschlossen, es ist Jemand an dem Schlosse gewesen, als ich öffnete, war das schon so sonderbar, aber ich achtete nicht darauf! — Aber Liese ist falsch und listig, das weiß ich längst und die Köchin hat erst in diesen Tagen gehört, daß sie mit Leopold darüber gesprochen und gespottet, daß ich zuweilen die lieben Andenken an meine Eltern, die ich in der Schieblade habe, betrachte!" —

Statt weiterer Antwort riß die Tante heftig an der Klingelschnur. Liese kam eilig herbeigelaufen.

„Madame sind doch nicht krank?" fragte sie schnell und hielt die Hände über den Magen, „ich bin so gelaufen!"

Dabei sah ihr falsches Gesicht ganz roth aus,

es konnte vom Ersteigen der Treppe sein oder auch aus andern Gründen herrühren beim Anblick Fanny's.

„Nun, denk' einmal, Liese," klagte ihre Herrin, „was für Aerger ich arme kranke Frau wieder haben muß! — Da kommt Fanny und behauptet, ihre goldene Uhr mit der goldenen Kette wäre aus ihrer Kommode fort und gestohlen!" Die Jungfer machte eine Bewegung des Entsetzens!

„Ich habe nicht gesagt: gestohlen," sagte Fanny, „ich glaube, daß Liese und Leopold sie herausgenommen haben, um mich zu ängstigen!" —

Liese ließ sie kaum ausreden: „Wie, was!" kreischte sie. „Pfui, schämen Sie sich, Fräulein! Ich soll Ihre Uhr genommen haben? Pfui! Zehn Jahre bin ich arme Person bei meiner guten Madame und bin immer ehrlich gewesen und jetzt kommen Sie und sagen, ich habe Ihre Uhr gestohlen?" — Liese hatte einen weinerlichen Ton angenommen und wischte ihre Augen, aus denen aber keine Thräne kam.

„Ich sage nicht: gestohlen!" rief Fanny, „ich glaube, daß Ihr Beide sie mir wohl wiedergeben wollt, aber daß Ihr sie aus meiner Schieblade genommen, um mich zu erschrecken."

„Gerechter Gott im hohen Himmel," schrie die Jungfer, „ich will nicht gesund hier stehen, wenn ich die Uhr habe! Gehen Sie doch lieber gleich nach der Polizei, und lassen Sie mich durchsuchen!"

„Das fehlte noch!" rief Madame Meßmann, solchen Scandal in meinem Hause, wo ich krank bin und allein und verlassen, und das Alles um eines Kindes willen, das mich eigentlich gar nichts angeht! Lass' mich in Ruhe mit deinen Sachen und hebe sie besser auf, dann gehen sie nicht verloren! Wer weiß, wo du die Uhr gelassen hast, meine Leute sind ehrlich, Liese hatte ich schon, als an dich hier noch kein Gedanke war, da hatten wir Ruhe und wenn du meinen Neffen in die Sache mischst, so verbitte ich mir das ernstlich; mein Neffe nimmt nicht anderer Leute Uhren! Lass' mich in Frieden, ich will von der dummen Geschichte nichts mehr hören! —"

Fanny sprach nicht mehr und rührte sich nicht! Mit weitgeöffneten Augen starrte sie die Tante während dieser Rede an, aber was sie fühlte, das konnte man an ihrem Erblassen, an dem Ausdruck von Schmerz in ihrem Gesicht lesen. Was hatte die Tante Alles gesagt mit kurzen Worten, aber mit einer

Bitterkeit und Schärfe, die dem armen Kinde in's Herz drangen!

Sie ging die Tante nichts an! Sie war ein ihr aufgedrungenes, lästiges Mädchen! Ruhe war gewesen, ehe sie, Fanny, gekommen und ihre Liese und ihr Neffe, das waren werthe Personen gegen die arme, unglückliche Waise, deren sie sich nur wider Willen angenommen?

„Laß mich in Frieden, geh' und laff' mich in Ruhe!" hatte die Tante gesagt und Fanny ging! Ohne einen Laut, mit leisem Schritt verließ sie das Zimmer, gefolgt von dem hämischen Lächeln der Jungfer, das sie nicht mehr sah. Sie empfand die Worte der Tante übrigens tiefer und schärfer, als die launische Frau sie gemeint hatte. Diese war selbst betroffen innerlich, als das junge Mädchen so schweigend hinausging, aber wie Personen ihrer Art immer, wenn sie über ihre eigene Handlungsweise verlegen sind, sich mehr und mehr gegen die erbittern, die sie veranlaßt haben, schwach und erbärmlich zu handeln, so ereiferte sich nun auch Madame Meßmann noch über alle Maßen selbst, nachdem Fanny hinaus war, was indeß die günstige Folge für sie hatte, daß

die lebhafte Erregung ihr träges Blut in Bewegung und ihre rheumatische Schmerzen zum Weichen brachten, so daß sie sich in Zeit von einer Stunde um Vieles wohler fühlte, und Liese hinschickte, einen Wagen zu bestellen, indem sie mit ihrer Jungfer nach dem Landhaus ihrer Freundin fahren wollte; wie sie sagte: nun noch lieber, damit das Lamento wegen der Uhr aufhöre und sie die dumme Geschichte aus den Gedanken verliere. Zu Leopold schickte sie ebenfalls und ließ ihn zu sich kommen, um ihm Geld zu geben und ihm zu sagen, er solle die paar Tage ihrer Abwesenheit in einer Restauration essen, da er sich ja ohnehin nicht mit Fanny vertragen könne, so daß diese glaube, er habe ihre Uhr genommen. Der heuchlerische Neffe stellte sich sehr entrüstet, that allerlei Anspielungen, als: wer könne wissen, wo die Uhr sei! Vielleicht habe sie Fanny ihrem Freunde Otto zum Andenken gegeben und stelle sich nun, als sei sie verloren, denn daß die Beiden sich an jenem Abend etwas Eingewickeltes gegeben hätten, das habe er genau gesehen. — Die Tante wollte nichts mehr hören, sie sei die Sache überdrüssig und ginge sie eigentlich gar nichts an. Leopold wünschte viel Ver-

gnügen zu der Reise auf's Land und empfahl sich innerlich triumphirend nicht ohne noch eine kleine geheime Conferenz mit Liese in deren Zimmer zu halten.

Und was that und dachte Fanny unterdessen? Sie wußte es selbst kaum. Als sie das Zimmer der Tante verlassen und das Ihrige erreicht hatte, stand sie in demselben still und schaute sich um und Alles kam ihr plötzlich fremd und widrig vor! Es war, als wenn diese Wände zu ihr sagten: „Du gehst uns nichts an, wir wollen dich und deine Sachen nicht haben und behüten!“ Es war, als sahen sie aus allen Ecken der düstern Stube die höhnischen Gesichter Liesen's und Leopold's an, sie hörte flüstern und lachen, ein Schauer überlief sie, — war sie denn so ganz verlassen und allein? — Sie sank am nächsten Stuhl nieder, legte ihren Kopf auf die Arme und brach in ein convulsivisches Weinen aus, so heftig, daß die Köchin besorgt herbeigelaufen kam und fragte, was ihr fehle.

Ach, da war doch ein Mensch, der nach ihr fragte, ein theilnehmendes Gemüth! Fanny erzählte ihr Alles, das gute Mädchen war außer sich, sie bestärkte

natürlich Fanny's Verdacht gegen die Jungfer und Leopold, sie fand die Madame sehr ungerecht und garstig, aber helfen, rathen konnte die gute Ricke ihrem Fräulein doch nicht. Sie sagte zwar in voller Entrüstung, wenn diese es wolle, so ginge sie gleich auf die Polizei und wolle bezeugen, daß Liese mit dem jungen Herrn noch Tags vorher von Fräulein Fanny's Sachen gesprochen hätten, aber diese hatte doch so viel Einsicht, zu bedenken, daß sie allein als ganz junges Mädchen keine polizeiliche Untersuchung veranlassen konnte, wenn die Herrin des Hauses keinen Grund dafür sah und es verbot.

Ueber dem Hin- und Herreden mit der treuen Ricke hatte sich Fanny wieder gefaßt, hatte ihre Augen getrocknet und konnte so dem Diener folgen, der sie, nachdem einige Stunden vergangen waren, zu ihrer Tante rief. Sie fand diese völlig reisefertig, im Begriff, in den vor der Thür haltenden Reisewagen zu steigen, um für zwei Tage aufs Land zu fahren.

Sie sagte dies Fanny, auch daß sie ihrem Neffen befohlen, während ihrer Abwesenheit nicht zu Tisch zu kommen. Die Köchin habe ja Alles heraus, was

sie während dieser Zeit bedürften und der Diener würde auf's Haus achten. Fanny möge nur ihre eigenen Sachen hübsch in Acht nehmen, sich übrigens über die verlorene Uhr nicht weiter grämen; sie wisse am Ende selbst am Besten, wo sie geblieben sei und wenn der Onkel Meßmann wiederkäme, der ja ohnehin immer vernarrt in sie gewesen sei, so würde er ihr auch vielleicht mal eine neue Uhr schenken! — Das war der Abschied von der Tante und damit fuhr sie fort! —

Fanny kehrte in ihr kleines Zimmer zurück! Ihr war sonderbar zu Muthe, sie hatte das Gefühl, als müsse sie eben jetzt einen Entschluß fassen, einen wichtigen Schritt thun! — Sie war in wenigen Stunden geistig viel älter, viel gereifter geworden, sie fühlte, sie mußte fortan für sich selbst sorgen, denn Alle, Alle hatten sie verlassen und in dem Hause, wo man sie aus Mitleid aufgenommen, da war sie eine Last, da war sie höhnischer Verfolgung und ungerechter Behandlung ausgesetzt! — In jugendlicher Heftigkeit übertrieb sie bei sich selbst noch, was ihre Tante gesagt; Madame Meßmann hatte weder ein warmes Herz, noch einen gebildeten Geist, daher

sprach sie die unangenehmen Empfindungen, die üblen Launen, die in ihr erregt wurden aus, wie es gerade kam, ohne auf die Auswahl ihrer Worte Acht zu haben, ob sie passend und gut oder verletzend und verderblich waren. Aber sie hatte keineswegs die Absicht gehabt, Fanny so in tiefster Seele zu verwunden, oder ihr zu sagen, was das junge Mädchen sich mit steigender Gereiztheit selbst wiederholte, daß sie ihr zur Last sei.

Im Gegentheil; je weniger sich Tante Meßmann selbst um ihren Haushalt bekümmern konnte, desto nützlicher war Fanny, dabei hatte sie ein fröhliches und doch sehr fügsames Wesen, sie that freundlich Alles, was die Tante wollte und zeigte sich nie verstimmt oder mürrisch, wenn ihr etwas abgeschlagen wurde. Aber diese Angelegenheit mit der Uhr war sehr zur unrechten Zeit gekommen, Madame Meßmann mochte sich ohnehin nicht mit den Angelegenheiten Anderer plagen, vollends nicht, wenn sie schon verdrießlich war und dann: wie ärgerlich war es, ihre Jungfer beschuldigt zu sehen, die sie zehn Jahr hatte und ihren eigenen Neffen! Das hatte sie so gegen Fanny erbittert, daß sie ihr nach ihrer Meinung nur

mal tüchtig die Wahrheit gesagt hatte, ohne zu ahnen, welche Gedanken und Vorsätze sie in der Seele des jungen Mädchens durch ihre spitzen Reden geweckt hatte! —

Wie scharf und verletzend Fanny dieselben auffaßte, so hatte ihr ganzes aufgeregtes Innere nur eine Antwort darauf und das war: „Fort, ich muß fort! Aus diesem Hause, wo mich doch Niemand eigentlich recht lieb hat, wo ich eine Last bin! Ich will fort! — Aber wohin?" — Daß wußte sie nicht, das war ihr wenigstens noch nicht klar; aber wie von innerer Macht, mindestens von der Unruhe ihres Innern getrieben, begann sie, den großen Koffer ihrer Mutter zu öffnen und ihre Wäsche, ihre Bücher nach und nach einzupacken. Nachdenklich wog sie den Beutel mit den gesparten Thalern in der Hand und freute sich seiner Schwere; sorgfältig wickelte sie die Bilder und die ihr gebliebenen Schmucksachen ein, als der Diener kam, ihr zu sagen, da sei ein alter Herr, der habe gefragt, ob hier im Hause ein Kind, Namens Fanny Bertog sei. Auf seine Antwort, daß Fräulein Fanny Bertog hier bei ihrem Onkel wohne, habe er gesagt, er wünsche sie zu

sprechen und befinde sich deshalb im kleinen Vorderzimmer. Fanny hörte mit einigem Erstaunen den Bericht des Dieners und folgte ihm sogleich, um den Fremden zu sehen und zu sprechen. —

Zehntes Kapitel.

Als Fanny in das kleine Vorderzimmer trat, stand der Fremde mit dem Gesicht gegen das Fenster gewendet; als die Thüre ging, drehte er sich jedoch herum, und während er erstaunt das junge und schöne Mädchen ansah, das hereintrat an der Stelle des Kindes, das er zu sehen erwartete, erkannte sie ihn sogleich wieder, und in der That mußte das leicht sein, wenn man ihn einmal gekannt, den großen, starken Mann mit gebräuntem Gesicht, dichtem dunkeln Bart und dem breitrandigen Panamahut!

„O Kapitän Forster!“ rief Fanny und lief zutraulich, wie ehemals als Kind auf den alten Freund zu, der sie so oft auf seinen breiten Knieen geschaukelt, der ihr jedes Mal hübsche Sachen mitgebracht, wenn

er von der weiten Reise mit seinem Schiff im Hafen eingetroffen war und ihren Vater besuchte! — Ja, wo war ihr Vater, der geliebte und von Allen hochgeachtete Mann! Und ihre gute schöne Mutter und Eberhard und Haus und Garten und die Schaukel und das schwarze Eichhörnchen, das Kapitän Forster ihr einst mitgebracht? Wo war das Alles? Hier war nur Fanny, die arme verachtete Waise, um die sich Niemand mehr bekümmerte und als sie dem alten, wohlwollenden Herrn, der den Fall ihres Hauses und den Verlust ihrer Eltern kannte, ihre Schicksale seitdem erzählte, da entströmten auf's Neue bittere Thränen ihren Augen.

„Nun, nun, das thut mir wahrhaftig leid, mein Herzenskind, sehr leid! Ich hatte keine Ahnung davon, daß es dir nicht gut ging, sonst wäre ich früher gekommen! — Aber man sagte mir, Bertog's Kinder wären gut versorgt, reiche Verwandte hätten sie zu sich genommen; deinen Onkel Meßmann kannte ich von früherher als einen gutmüthigen kleinen Kerl und so dachte ich, es ginge dir gut! Ein alter Seemann, wie ich, hat, wie du wohl weißt, nicht viel Zeit und Ruhe auf dem Lande; wer weiß, wie oft habe ich

hierher gehen und nach dir fragen wollen, jetzt kommt es endlich dazu und nun muß ich hören, daß es dir schlecht geht?“ —

Fanny war zu wahrheitsliebend, um den Kapitän ganz und gar bei dieser Auffassung zu lassen, sie sagte ihm, daß Onkel Meßmann stets gut und freundlich gegen sie gewesen sei, daß er aber seine Frau nicht gern erzürne und deshalb lieber still schwiege, wenn die Tante, die ihr übrigens auch viel Gutes erwiesen, ungerecht gegen sie sei. Nun erzählte sie weiter von Leopold und Liese, von ihrem Neid und seiner Tücke, besonders in Bezug auf ihre Freundschaft mit Otto; von ihren einzigen Freunden außer diesem, von Griesheim's, und kam endlich auf die neueste Geschichte mit der Uhr! —

„Kreuzmillionen Schock Seehunde!“ rief der Kapitän, als er alle nähern Umstände und die Auslassungen der Tante gehört hatte, „wäre ich doch gleich hier gewesen, Herzenskind, ich hätte die alte Schlange, die Liese, so lange bei der Kehle gefaßt, bis sie ihre Schlechtigkeit gebeichtet hätte und der Frau Tante hätte ich auch mal einen Leuchtthurm anzünden wollen! — Wenn's so steht, kann ich dir nicht ver-

denken, daß du hier fort willst, Herzenskind, aber wo willst du denn hin? Zu deinem Julchen Griesheim? — —"

„Griesheim's sind ja weggereist, Kapitän, weit weg und bleiben lange, da würde ich aber doch auch nicht immer bleiben! Nein, Tante hat ja von Anfang her gesagt, ich solle mir einmal selbst mein Brod verdienen, das kann ich nach schon jetzt und das will ich auch!" Ihre Stimme brach in Thränen, aber sie trocknete dieselben schnell.

„Ach Kind, wer hätte das gedacht," seufzte der Kapitän, „das will ja nun Alles wohl überlegt sein, so im Handumdrehen findet sich doch keine passende Stelle für dich und ich habe gar keine Zeit mehr, ich muß morgen gegen Abend fort und in wenigen Tagen in Southampton sein!"

„In Southampton!" schrie Fanny beinahe. „O Kapitän, dann fahre ich mit Ihnen! In Southampton ist mein Bruder, er muß dort sein, er wollte von dort in diesen Tagen nach Amerika! Er muß mich mitnehmen, ich will bei ihm sein, zu ihm gehöre ich ja! O Kapitän, nehmen Sie mich mit! Ich kenne Ihr schönes Schiff, wissen sie noch, daß ich mit Papa

oben war und es ansah, als es neu im Hafen lag? — Und Geld habe ich auch, viel, seit Jahren gespartes Taschengeld und Geschenke, es ist ein ganzer Beutel voll und ich habe immer gedacht, ich wollte dafür nach England fahren, wenn ich es hier nicht mehr aushalten könnte!"

„Ach, was schwatzt du von Geld, kleine Fanny!" rief der Kapitän ärgerlich. „Meinst du, der alte Forster würde Franz Bertog's Tochter nicht gern auf seinen Händen bis an's Ende der Welt tragen, wenn es ihr nur was nützen könnte? — Aber ich selbst bin ein alter einsamer Seefisch, der immer schwimmen muß, bei mir behalten kann ich dich doch nicht und am Lande wüßte ich Niemand, dem ich dich gönnte!" —

„Mein Bruder, Kapitän, mein lieber Eberhard ist ja da, zu dem sollen Sie mich nur hinbringen! O wie köstlich, bitte, thun Sie es!"

Fanny war entzückt von der Idee, in wenigen Tagen ihren Bruder wiedersehen zu können; sie schlang ohne Umstände ihre Arme um des Kapitän's Nacken, legte ihr schönes Gesichtchen an seine bärtige Wange und bat: „Nicht wahr, Sie nehmen mich mit!" —

„Millionen Schock . . .! was ein Mädchen! Aber

du hast Recht, am Ende ist die Sache nicht schlimm, du kannst auch einmal eine kleine Reise zu deinem Vergnügen machen! Und wenn dich deine Vormünder so mir nichts dir nichts hier in dem großen dunkeln Kasten von Haus allein sitzen lassen und ein alter Freund deines Vaters kommt und nimmt dich mit, um dir auch einmal eine kleine Freude zu machen, so sehe ich darin nichts Schlimmes; ich kann dich ja wohlbehalten wieder mit zurückbringen? — Denn der Eberhard, Kind, obwohl er ein schmucker und fixer, junger Mann geworden sein mag, wird dich doch nicht mit sich nehmen können, aber dann kannst du wohl bei seinen Verwandten bleiben, die sind ja gut, wie du sagst? — Weißt du auch den Namen des Schiffs, mit dem er gehen will und die ungefähre Zeit?" —

Fanny bejahete und versprach dem Kapitän Eberhard's letzten Brief, wo Alles darin stand, zu zeigen; das sagte sie ihm für den Augenblick nicht, daß die Verwandten nicht nur nicht in Southampton wohnten, sondern auch ihren bisherigen Wohnsitz in Manchester aufgegeben hatten, und im Begriff waren, auf's Land zu ziehen in die Nähe von London, da der Gesundheitszustand der Mistreß Bedwards dies er-

heischte. Fanny erinnerte sich auch nicht, daß Eberhard in seinem Brief den Namen des neuen Wohnorts der Familie erwähnt habe, er hatte viel und eilig geschrieben und sie hatte auch vielleicht zu flüchtig gelesen. Aber das galt ihr ja für's Erste gleich: sie sollte und wollte Eberhard wiedersehen, das war die Hauptsache, er würde nachher schon wissen, was mit ihr werden solle, wenn er sie wirklich nicht mit sich nehmen konnte. Sie hatte den frischen Muth und die Zuversicht, der ihrem jugendlichen Alter, dem noch alle Erfahrung fehlt, eigen ist, außerdem schien sie sich unter dem Schutze des Kapitän's so sicher, als in ihres Vaters Haus, und so kam ihr kein Zweifel, daß das Unternehmen glücken würde. Sie war so voll Jubel und Hoffnung, daß der gutmüthige Forster gar nicht das Herz gehabt hätte, ihre Freude durch neue Einreden zu stören, daher ging er lieber frischweg auf die Sache los und verabredete, wie sie es mit der Abreise halten wollten. Vor Allem sollte Fanny einen ausführlichen Brief an Onkel Meßmann nach Karlsbad schreiben und auch einen kürzern an die Tante zurücklassen zur Benachrichtigung über ihr Verbleiben. Außerdem versprach sie am Nachmittag

des andern Tages völlig fertig mit dem Einpacken ihrer Sachen und bereit zur Abfahrt zu sein, dann wollte der Kapitän, der selbst das Schiff nicht verlassen konnte, die Frau seines Stewart, eine gute, zuverlässige Person mit einer Droschke schicken und in dieser sollte sich dann Fanny nach dem Hafen und an Bord begeben! — Als Alles genügend verabredet war, verließ Herr Forster das junge Mädchen, die sich nachdenklich und doch innerlich erregt in ihr Zimmer zurückzog, und hier stand sie plötzlich still, faltete die Hände, hob die Augen empor und dachte unwillkürlich: „Mein Gott, beschütze mich!“ — Dann schwand aber jedes Bedenken, das gegen ihr Vorhaben in ihr aufgestiegen sein mochte, und mit freudigem Eifer, mit gewandter Thätigkeit ging sie an die Arbeit des Einpackens.

Mit frohem Erstaunen hörte die gute Ricke, was Fanny ihr und dem Diener mit kurzen Worten erklärte: ein alter lieber Freund ihres Vaters wolle sie auf einer Reise mit sich nehmen, sie hoffe, Onkel und Tante, die sie schriftlich benachrichtigen wolle, würden nichts dagegen haben, besonders da Letztere ihr gar keine Aufträge für's Haus gegeben habe und

sie in des Onkels Abwesenheit, wo wenig zu thun sei, wohl nicht vermissen würde. Die beiden Leute waren auf's Eifrigste bemüht, Fanny zu helfen, wenn nur viel zu thun gewesen wäre, sie bürsteten und klopften ihre wenigen Kleider und Stiefelchen so rein, daß kein Stäubchen zu sehen war, sie brachten Papier und Bindfaden zum Einpacken und erinnerten dann wohlweislich, daß ihr Fräulein auch das Essen nicht vergessen möge.

Abends schrieb Fanny die beiden nöthigen Briefe und übergab sie dem Diener zur Besorgung zur Post und zur Ueberreichung bei der Ankunft der Tante. „Na, das Gesicht möchte ich sehen," sagte er draußen zu Ricke, „wenn die Madame den Brief liest und über den Aerger, den die falsche Liese, mit sammt dem saubern jungen Herrn haben wird, wenn Fräulein Fanny nun auch mal verreist, den gäbe ich nicht für zehn Thaler!"

Fanny hätte gar zu gern auch Julchen, mit der sie doch alle Ereignisse ihres Lebens besprach, von ihrem Plane in Kenntniß gesetzt, aber sie wußte nicht, wohin sie den Brief adressiren sollte, denn Griesheim's waren an keinem bestimmten Ort willens sich

aufzuhalten, mindestens hatten sie dies nicht vorher bestimmen können; so mußte sie sich entschließen zu warten, bis sie die Rückkehr der Freunde in ihre gewohnte Häuslichkeit voraussetzen konnte und dann an sie schreiben von da aus, wo sie selbst sich befand! Wo würde das sein? — — Bei dieser Frage fuhr ihr zum ersten Mal der Gedanke durch den Kopf, daß ihre Fahrt etwas Abenteuerliches habe, aber sie verscheuchte diesen unwillkommenen Gedanken schnell mit der Hoffnung ihren lieben Eberhard wiederzusehen und mit dem Vertrauen auf den guten, alten Kapitän Forster.

So fand sie der andere Tag fertig und zur Reise gerüstet, eine feine Brieftasche ihrer Mutter steckte in der Tasche ihres Kleides und enthielt ihre ganze Baarschaft, die sie durch den Diener in Papiergeld hatte umwechseln lassen. Schmerzlich vermißte sie auf's Neue die liebe Uhr und ebenso sehr das Medaillon mit dem Bilde des Freundes, sie durfte nicht an diesen Verlust denken, wenn sie ihre Fassung bewahren wollte. — Sie war einfach aber passend für die Seereise gekleidet; sie trug ein schwarzseidenes Kleid und einen leichten Ueberzieher von demselben Stoff, einen ein-

fachen Strohhut mit blauem Schleier, einen großen warmen Shawl hatte sie in einen Riemen geschnallt, wie sie es von Griesheims und früher von der lieben Mama gesehen hatte. Erwartungsvoll stand sie zur bestimmten Stunde am Fenster und sah, ob der Wagen nicht kommen wollte, endlich da kam er; eine anständige Frau in mittleren Jahren stieg aus und trat in's Haus. Der Diener führte sie zu Fanny und besorgte dann das Aufbinden des Koffers. Freundlich war Fanny der Frau des Stewart entgegengetreten, diese grüßte und brachte mit tausend Empfehlungen vom Herrn Kapitän ein Etui hervor, das sie übergab mit dem Zusatz: „der Herr Kapitän könnte zwar die rechte Uhr nicht wieder schaffen, aber seine kleine Freundin müsse auf der See doch immer wissen, was die Glocke geschlagen habe, daher sende er ihr einen Ersatz für die verlorene. Gerührt und fast erschrocken über die große Güte ihres alten Freundes nahm Fanny das Kästchen und siehe, da lag eine hübsche, kleine Uhr an feiner Kette darin. Sie befestigte dieselbe schnell in ihrem Gürtel, denn die Zeit drängte, hülfreich ergriff ihre Begleiterin das einzelne Gepäck, und indem sie noch Jedem der Dienst-

boten ein Geldgeschenk in die Hand drückte, stieg Fanny in den Wagen, von den Segenswünschen der Leute gefolgt. — Bald war der Hafen erreicht; ein Boot wartete ihrer und brachte sie mit ihren Sachen an Bord, wo der gute Kapitän sie auf's Herzlichste empfing. Von so viel Fremden und Neuem umgeben, verging die Zeit schnell, und ehe sie es dachte, hatte das Schiff die Anker gelichtet, die Maschine arbeitete mächtig und Fanny befand sich auf dem Wege nach England.

Elftes Kapitel.

Die Reise ging schnell und gut von Statten, denn sie war vom schönsten Sommerwetter begünstigt. Fanny brachte die frühen und die späteren Stunden des Tages auf dem Verdeck zu, die mittleren aber, die heiß waren, im Salon der ersten Cajüte, wo ein Instrument, Albums, Bücher und Journale zur Unterhaltung bereit lagen. Außer ihr waren nicht sehr viel Damen auf dem Schiff, wenigstens keine von ihrem

Alter; meist Frauen, von denen Eine, die mit Mann und Kindern zum Besuch in Deutschland gewesen war und nun nach Amerika zurückkehrte, Fanny recht gut gefiel. Sie war sanft, freundlich und gebildet und nahm es hoch auf, daß das junge Mädchen sich so viel und gern mit den Kindern beschäftigte, die darüber sehr glücklich und sehr zutraulich gegen die liebe, hübsche Miß Fanny waren.

Mistreß Wandow sagte es oft, daß sie nichts mehr wünschte als eine Schwester zu haben, wie Fanny, die mit ihr nach New-York ginge und bei ihr bliebe; sie sei zwar längst heimisch dort und lebe im Ganzen glücklich und angenehm, aber ihr Mann sei wenig zu Hause, die Kinder noch so klein, wie schön müßte es sein, wenn sie so eine Schwester oder Freundin im Hause hätte, mit der sie von dem lieben Deutschland plaudern könnte! Sie hatte in der Heimath wirklich eine Schwester, aber die mußte bei den Eltern bleiben und außerdem hatte Mistreß Wandow kein junges Mädchen während der kurzen Zeit ihres Aufenthalts gefunden, die ihr so gefallen hätte, um sie mitzunehmen, oder die sie hätte begleiten können. Das Alles erzählte sie Fanny, die auch ihrerseits offen und

zutraulich von ihrer glücklichen Kindheit, von den geliebten Eltern und deren schnellem Tode, von Eberhards Versetzung nach England und davon sprach, daß sie den geliebten Bruder vor seiner Abreise nach Amerika noch einmal wiedersehen wolle und daß sie, wenn er ihre Begleitung, wie sie leider glaube, nicht annähme, hoffe, bei den Verwandten in England bleiben zu können, bis der gute Kapitän von seiner Reise zurückkehren und sie wieder mit nach Deutschland nehmen werde. Mistreß Wandow griff die Idee lebhaft auf, daß Eberhard einwilligen sollte, Fanny mitzunehmen, dann könnten sie doch bis New-York zusammen bleiben und vielleicht war es möglich, daß sie dort zu ihr kommen oder ganz in ihrem Hause sein könnte, sie würde darüber sehr glücklich sein. Fanny vergalt diese große Freundlichkeit mit Gleichem, es war ihr unaussprechlich wohlthuend nach den letzten traurigen Erfahrungen, die sie gemacht hatte, nach dem Gefühl größter Verlassenheit so liebe, gute Menschen zu finden, wie der Kapitän und Mistreß Wandow waren, sie konnte es auch als das Wünschenswertheste finden, mit dieser liebenswürdigen Frau und ihren Kindern zusammen zu bleiben, wenn nur Eberhard ein-

willigen würde. Auf Eberhard, auf das Wiedersehen mit ihm richteten sich gegen Ende der Fahrt alle ihre Gedanken, und ihre größte Sorge war, schnell genug aus dem Schiff an's Land zu kommen, um zu erfahren, wo Eberhards Schiff lag und wo er selbst sich befand. Das war das Schlimme und der Kapitän hatte sich bedenklich genug ausgesprochen, als er ihres Bruders letzten Brief gelesen, daß darin weder die Wohnung angegeben war, die der junge Mann bis zur Abfahrt inne haben würde, noch der weitere Aufenthalt der Familie Bedwards, von der er nur sagte, daß sie Manchester fast mit ihm zugleich verlassen würde; auch die Zeit seiner Abreise war nicht bestimmt angegeben, er hatte früher geschrieben, als dies möglich war und in Fanny's sonstigen ruhigen Verhältnissen konnte es nicht darauf ankommen, Tag und Stunde seiner Abfahrt genau zu wissen.

Fanny befand sich in einer fast fieberhaften Aufregung der Freude und Besorgniß, als das Schiff in den Hafen einlief, sie nahm beinahe zerstreut vorläufigen Abschied von der Familie Wandow, die sich zu einem kurzen Aufenthalt an's Land begab, und hielt sich beim Kapitän, der nun, überhäuft mit

Geschäften seines Amtes, doch ihre Angelegenheiten vorzüglich in Gedanken hielt und nur erwartete, einen Hafenbeamten zu sprechen, um sogleich das Nöthigste zu erfahren, nämlich, ob und wo das Schiff noch vor Anker liege, mit dem Eberhard zu reisen beschlossen. Der Beamte kam und athemlos, Spannung in jedem Zuge ihres Gesichts stand Fanny dabei und lauschte auf seine Antwort, als der Kapitän fragte: „Wie steht es, mein Freund, ist „der Falke" noch hier?"

„No, Kap'tän!" war die lakonische Antwort des Engländers; Fanny wurde blaß und zitterte, sie lehnte sich an den Arm ihres alten Freundes. Dieser nahm ihre Hand in die seine, indem er schnell weiter fragte: „Ist das Schiff fort?" —

„Gestern früh ist es abgegangen!" sagte der Mann gleichmüthig, obwohl er aufmerksam wurde auf die junge Dame, die seine Antwort mit einem Laut des Schreckens und Schmerzes aufnahm.

„Nun, nun Fanny, mein Kind, nur ruhig! Es muß erst noch zu erfahren sein, ob dein Bruder auch wirklich mit dem Falken gefahren ist." —

„Soll ich Ihnen die Liste der Passagiere besorgen?" fragte der Beamte.

„So schnell als möglich!“ entgegnete Kapitän Forster und war gleich darauf so in Anspruch genommen, daß die arme Fanny davon abstehen mußte, mit ihm über ihren Kummer und ihre Besorgniß zu sprechen. Sie wartete nun wieder mit größter Spannung auf die Liste, in der Eberhards Name verzeichnet stehen mußte, wenn er sich auf dem „Falken“ befand, und sah und hörte wenig von dem lebhaften Treiben, das sie umgab, von dem Verkehr, der sich zwischen dem Schiff und dem Lande entsponnen hatte. Die Passagiere fuhren in Booten an's Ufer, von dort kamen dagegen wieder Andere, die irgend ein Geschäft, eine Frage nach dem Schiff führte; so war da ein sehr sorgfältig gekleideter Mann von feinem, ruhigen Ansehen, der sich mit der Sicherheit eines Bekannten auf dem Verdeck umsah und mit Theilnahme, wie es schien, Fanny betrachtete, die nur auf den Bringer der Liste wartete. Binnen Kurzem kam er. Der Kapitän ging ihm entgegen und nahm das Blatt, Fanny hing an seinem Arm und sah mit ihm zugleich hinein. „An Bord des Falken befanden sich: in der ersten Kajüte, nun kam eine lange Reihe von Namen, in der zweiten Kajüte, da gleich unter

den ersten stand: Mr. Eberhard Bertog!“ — Da stand es mit gedruckten Buchstaben deutlich bestätigt, was Fanny mit größter Bekümmerniß erfüllte: ihr Bruder war fort und es war auch kein Gedanke daran, ihn in New-York zu treffen, denn wenn auch jene große Hauptstadt sein nächstes Ziel war, so ging doch sein Weg von dort noch viele hundert Meilen südwärts nach Louisiana.

„Fanny, mein gutes Kind, sei ruhig!“ tröstete der Kapitän, der selbst in der größten Verlegenheit war, „wir wollen sehen, was wir thun! Laß' mir nur noch die nöthigste Zeit, dann erkundigen wir uns, ob die Bedwards' nicht noch in der Stadt sind!“

Der theilnehmend aussehende Herr hatte sich unmerklich genähert, Alles gehört und sagte jetzt: „Eine Familie Bedwards befindet sich in der That hier, glaube ich!“

Der Kapitän wendete sich lebhaft zu ihm: „Wirklich, mein Herr? Ich wollte, Sie könnten uns sagen, wo diese Familie zu finden ist, diese junge Dame wünscht dringend mit den Gliedern derselben zu sprechen und vielleicht bei ihnen zu verweilen!“

Der anständige Fremde nannte eins der ersten

Hôtels, wo Bedwards logirten, sagte, er habe die Ehre gehabt, einige Geschäfte für sie zu besorgen und könne gern die junge Lady sogleich zu der Familie begleiten, da der Kapitän doch vor einigen Stunden keine Zeit haben dürfte; er sei Commissionär und übernähme sehr viel dergleichen Aufträge, dabei überreichte er dem Kapitän seine Karte.

Dieser sah die Karte nur flüchtig an; er war nicht verwundert, diese Art Geschäftsleute gab es überall, sie konnten lästig, aber auch zuweilen sehr nützlich sein; Forster wendete sich zu Fanny und sagte: „Mein Kind, möchtest du dich von diesem Herrn zu Mr. Bedwards bringen lassen? Hoffentlich findest du ihn und seine Frau zu Hause und bereit, dir Näheres über Eberhard zu sagen und dir bis zu meiner Rückkehr Gastfreundschaft zu gewähren. Sobald ich irgend kann, folge ich dir, um die Bekanntschaft deiner Verwandten zu machen, ich kenne das Hôtel sehr wohl, wo sie logiren, aber es können noch mehrere Stunden vergehen, ehe ich frei bin!“ —

Fanny war mit seiner Anordnung einverstanden. Was sollte sie auch weiter thun? und thun mußte sie etwas, um das Gefühl von Trostlosigkeit zu über-

winden, daß sie erfaßt hatte, seit sie gehört, daß Eberhard fort war. Sie zeigte sich also bereit, mit dem höflichen Commissionär zu gehen und Kapitän Forster besprach mit diesem, daß er einen Wagen nehmen, seine junge Schutzbefohlene mit der größten Rücksicht an den besprochenen Ort bringen, dann aber sogleich zu ihm zurückkehren möge, entweder mit Fanny, im Fall das Unglück wolle, daß diese Familie Bedwards doch eine andere sei, als die gesuchte, oder allein, um ihm über das Verbleiben der jungen Dame Bericht zu erstatten.

Der gewandte Mann ging auf Alles ein und geleitete dann Fanny mit großer Artigkeit im Boot an's Land und dort an einen bereit stehenden Wagen, den er mit ihr bestieg; er war durchaus nicht zudringlich mit Reden und sie fand sich daher um so mehr veranlaßt, freundlich einige Worte zu sagen, besonders, daß es ihr leicht werde, ihn zu verstehen, sie hoffe, alle Engländer möchten so deutlich sprechen, als er. Er lächelte bescheiden, rühmte ihre Aussprache und meinte, Jeder würde sich bemühen, sich ihr verständlich und den Aufenthalt in England angenehm zu machen. Auf diese Weise kam man weiter

und Fanny sah durch die Fenster des Wagens in die Straßen, die ihr so fremd waren und durch die sie unaufhaltsam dahinrollte. Der Weg wurde ihr doch lang! Als sie durch breite Straßen, über einen größern Platz fuhr, hatte sie jeden Augenblick gedacht, der Wagen würde halten, sie wunderte sich, daß das Hôtel so entfernt lag und nun augenscheinlich in einem geringeren Stadttheil. Die Straßen waren eng und schmutzig, die Häuser alt, klein und düster, jetzt kam ein größeres Haus, da hielt der Wagen, es war das Hôtel. In Fanny's Vaterstadt da sahen die Gasthöfe erster Klasse anders aus, als dies Haus, aber das junge Mädchen besaß noch keine Erfahrung in dieser Beziehung, gereist war sie ja noch nie, sie sah daher den Oberkellner, der sie mit unverschämtem Lachen ansah, gar nicht an und ging schnell und befangen mit ihrem Begleiter, der sie die Treppe hinauf und in ein großes Zimmer führte, in dem sich Niemand befand. Hier bat er sie höflich, einige Minuten zu verweilen, er wolle sehen, ob Mr. Bedward's zu Hause sei, sie habe wohl einen Brief oder eine Karte, wodurch er sie anmelden könne? Fanny hatte noch nicht daran gedacht, aber in der That

war es doch nöthig, Bedward's sogleich zu überzeugen, daß es Eberhard's Schwester sei, die sie aufsuche, daher nahm sie die Brieftasche ihrer Mutter vor, öffnete sie und nahm von der Seite, wo ihr Geld in Banknoten steckte, den letzten Brief ihres Bruders. Diesen mochte sie jedoch nicht dem Fremden anvertrauen, sie zog daher das Couvert ab, um ihm nur dies zu geben, doch hatte sie dabei die Brieftasche vor sich auf den Tisch gelegt. Der Commissionär nahm sanft das kleine Portefeuille in seine schönen Hände, an denen ein paar werthvolle Ringe glänzten, als ob er es nur ansähe, aber er schloß es und steckte es in seine Tasche, indem er freundlich sagte: „Ich werde Ihnen dies aufheben, in einem Hôtel ist man nie ganz sicher!“ —

Erstaunen noch mehr als Schreck hatte Fanny bei dieser eigenmächtigen Handlung empfunden, sie sagte daher schnell und aufgeregt: „Bitte, mein Herr! Geben Sie mir meine Brieftasche wieder, ich kann mich nicht davon trennen . . .“ —

„Ich sende Ihnen gleich einige Erfrischungen!“ sagte er freundlich als Erwiederung und damit war er an der Thür, trat geschickt hinaus und schloß hinter sich zu.

Jetzt war es Schreck, der sich Fanny's bemächtigte, ein unheimliches Gefühl sonder Gleichen! Dieser fremde Mann hatte ihre Brieftasche mit all ihrem Gelde genommen. War er ehrlich? That er es wirklich, um sie sicher zu stellen? — er war so sanft, so bestimmt, so anständig in seinem Auftreten — er konnte doch kein Betrüger sein? — Das war nicht möglich, dachte die kindliche Fanny, er hatte ja dem Kapitän seine Karte gegeben und dieser erwartete ja Bescheid von ihm! Nein, es war wohl nur Vorsicht, was den Mann veranlaßt hatte, ihr, dem jungen, unbekannten Mädchen, die Brieftasche abzunehmen und die Thür zuzuschließen. Fanny sah sich ungern eingeschlossen, es war unheimlich, aber sie suchte sich zu beruhigen mit der Aussicht, daß der Commissionär sogleich mit Herrn Bedwards zu ihr zurückkehren werde.

Zwölftes Kapitel.

Sie wartete etwa zehn Minuten, deren ihr jede eine Ewigkeit dünkte, als plötzlich jugendliche Stimmen und Gelächter an ihr Ohr schlugen, aber von einer andern Thür her, als durch welche der Commissionär sie verlassen hatte; diese Thür wurde hastig geöffnet, und Fanny sah zu ihrem Erstaunen eine ältere Frau und vier oder fünf junge Mädchen, die so durch einander lachten und schrieen, daß nichts zu verstehen war, außer daß die ältere Person, eine Französin, wie man an dem entsetzlichen Gemisch ihrer Muttersprache mit schlechtem Englisch hörte, etwas zu verhindern suchte, was die jungen Mädchen, besonders die beiden ausgelassensten von ihnen, durchsetzen wollten. Die Andern sahen nicht so heiter aus, Eine, deren schwarzes Haar und dunkler Teint die Südländerin verrieth, schien sogar äußerst finster und richtete ihre verweinten schwarzen Augen erschrocken auf Fanny, als die Gefährtinnen diese begrüßten und sie aufforderten, mit ihnen zu kommen und lustig zu sein, da sie ja doch eine der Ihrigen werden sollte. —

„Können dies die Bedwards sein?“ fragte sich Fanny im ersten Augenblick, aber dieser Gedanke wich dem Schrecken und Widerwillen, der ihr das Benehmen der Mädchen einflößte.

„Sind Sie vom deutschen Theater?“ fragte die Eine, während die Andere rief: „Haben Sie schon getanzt?“ und die alte Französin, sie abwehrend, immer ihr vergebliches: »mais taisez-vous donc!« dazwischen schrie.

„Das ist aber einmal eine Grüne!“ lachte die Erste wieder, indem sie auf Fanny zeigte, und als eine Dritte mit entschlossenem Ausdruck sagte: „so muß man sie aufklären, damit sie weiß, woran sie ist,“ — schoben sie die Alte, die sich zwischen sie und Fanny drängte, mit Gewalt zurück und eröffneten dieser, daß sie bestimmt sei, das französische Ballet durch ihre Schönheit zu verherrlichen! —

Es schwindelte Fanny fast von dem, was sie hörte und erlebte; sie hatte nur einen angstvollen Gedanken: den, zu entfliehen, so schnell sie könne, irgend eine Macht, welche es auch sei, um Hülfe anzurufen. Unwillkührlich dachte sie an die höchste Macht: „Mein Gott, hilf mir!“, da öffnete sich die

Ausgangsthür, ein Kellner mit Erfrischungen trat ein, Fanny stand dicht dabei, hastig stieß sie ihn zur Seite, daß er taumelte und Teller, Gläser, Karaffen im wirren Durcheinander vorn über stürzten, während Fanny, wie vom Sturm gejagt, die Treppe hinab, aus dem Hause entfloh, schnell um die nächste Ecke, eine Straße entlang, dann auf's Geradewohl wieder eine und so unaufhaltsam weiter, denn sie glaubte gewiß, daß man sie verfolgen würde. Fanny war jung und kräftig, aber doch versagte ihr bald, von dem zu raschen Lauf, von der furchtbaren Angst, die sie empfand, der Athem, sie mußte stillstehen und einen Augenblick überlegen.

Ihre Brieftasche fiel ihr ein, — sollte der schändliche Betrüger diese behalten? — Wenn sie nur einen Konstabler gesehen hätte, aber sie war zu fremd, um einen dieser Leute an ihren Abzeichen zu erkennen, auch nach dem Hafen allein zurückzufinden, war ihr unmöglich, sie trat daher schnell entschlossen in einen großen Laden, wo Eisenwaaren verkauft wurden. Ein einziger Käufer war darin, ein Mann in mittleren Jahren, und dann der Eigenthümer des Geschäfts; Beide horchten erstaunt auf, als plötzlich dieses junge,

schöne Mädchen, in der sie sogleich eine Fremde erkannten, ganz athemlos hereintrat und mit allen Zeichen der Angst und Aufregung fragte, wo sie wohl Jemand von der Polizei finden könne! Auf die verwunderten Fragen der Herren erzählte sie mit fliegenden Worten, was ihr begegnet war, seit der gute Kapitän Forster sie mit allzu blindem Vertrauen der Obhut des angeblichen Commissionärs übergeben und die Wahrheit dessen, was sie vorbrachte, schien zu einleuchtend, um nicht die beiden Geschäftsleute zu thätiger Hülfe aufzufordern.

„Ich bin Bezirksvorsteher in diesem Stadttheil," sagte der Käufer, „aber ich vermuthe nach Ihrem Bericht, Miß, daß der Gasthof, von dem Sie sprechen, in einem andern liegt. Ich werde jedoch mit Ihnen und einigen Polizeileuten sogleich dorthin zurückkehren, um den Betrüger zur Rechenschaft zu ziehen und Ihnen womöglich wieder zu Ihrem Eigenthum zu verhelfen!"

„Ich möchte so gern zum Kapitän Forster zurück!" sagte Fanny schüchtern und mit Thränen in den Augen.

„Kapitän Forster kenne ich sehr wohl!" sagte

jetzt lebhaft der Eigenthümer des Ladens, „und wenn Master Brookfield hier die junge Miß nur wieder zu mir bringen will, wenn Sie den Kerl gefunden und ihm die Brieftasche mit dem Gelde wieder abgejagt haben, so werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, das arme Kind nach dem Hafen zurückzubringen."

Fanny sah ihn dankbar an, folgte aber sogleich Master Brookfield, der schnell erwiedert hatte, daß er ganz einverstanden, jetzt aber keine Zeit zu verlieren sei, wenn sie sonst noch den angeblichen Commissionär in dem Gasthause finden wollten, da er Fanny's Flucht längst bemerkt haben und für seine Sicherheit besorgt sein mußte. Die Beiden verließen den Laden.

Ganz in der Nähe befand sich eine Polizeistation und ein Halteplatz für Droschken; der Bezirksvorsteher trat in die erstere, wechselte einige Worte mit zwei Männern, die ihm sogleich folgten, und bestieg mit diesen und Fanny eilig den nächsten Wagen, nachdem er dem Kutscher die Straße und das Haus bezeichnet, die er nach Fanny's Beschreibung für die rechten hielt. Unterwegs theilte er den beiden Polizisten mit, um

was es sich handelte, von da ab blieben Alle schweigsam, während der Wagen in größter Eile durch dieselben Straßen fuhr, die Fanny vor Kurzem in Seelenangst durchlaufen hatte. Sie fühlte auch jetzt eine unbestimmte Furcht vor dem, was kommen konnte, sie zitterte und hörte ihr Herz fast klopfen, als sie richtig das Haus mit der großen dunkeln Einfahrt erkannte. Sie zeigte darauf hin und konnte kaum „da ist es!“ hervorbringen, Master Brookfield bemerkte ihre Aufregung und sagte gutmüthig: „Beruhigen Sie sich, Miß, es hat keine Gefahr!“

Der Wagen hielt, und während sich der eine Polizist unter der Einfahrt postirte, folgte der Andere dem Bezirksvorsteher, der mit Fanny unverzüglich die Treppe hinaufstieg. Der Oberkellner, der beim Halten des Wagens die Gäste in Empfang nehmen wollte, war scheu zurückgetreten, als ihm Brookfield einige Worte gesagt hatte, die Fanny nicht verstand. Niemand trat ihnen in den Weg, und als sie oben auf dem Corridor unter allen Thüren die bezeichnen wollte, durch welche sie entflohen war, öffnete sich eine andere und der vermeintliche Commissionär trat heraus. Er fuhr erschrocken zurück, als er Fanny mit ihrem Be-

gleiter sah und suchte die Thür hinter sich zuzuziehen, — aber dies gelang nicht, mit eiserner Faust packte ihn der Polizeimann, und Master Brookfield forderte ihn auf, dieser jungen Dame ihr Eigenthum, eine Brieftasche mit Geld und Papieren unverzüglich zurückzugeben.

Der Betrüger sah sich entdeckt und versuchte den Unschuldigen zu spielen.

„Nun, in der That," sagte er, indem er unwillig die Hand des Polizisten von sich abzuschütteln suchte, „ist dies Manier, unter Gentlemen zu reden? — Diese junge Dame, — jetzt erkenne ich sie erst, ist mir anvertraut worden, und wie sie selbst weiß, freiwillig mit mir gegangen, um ihre Verwandten zu sehen, welche ich noch hier anwesend glaubte!"

„Ach, schweigt mit Euren Flausen!" unterbrach ihn Master Brookfield, „gebt zuerst die Brieftasche heraus, das Uebrige wird sich finden!"

„Aber so lassen Sie mich doch los! Ich weigere mich ja gar nicht, der jungen Lady ihre Brieftasche, die ich ihr nur aufheben wollte, wiederzugeben!" rief Jener, indem er sich vergeblich loszumachen strebte; er mußte sich gedrängt von dem Einen und gehalten

von dem Andern entschließen, mit dem freien Arm die Brieftasche hervorzuziehen, die Master Brookfield sogleich an sich nahm. Er überreichte dieselbe Fanny und bedeutete sie, anstatt gleich freudig ihr Eigenthum in die Tasche zu stecken, erst nachzusehen, ob der Inhalt auch noch derselbe sei. Fanny nahm die Banknoten heraus und zählte sie, es fehlte nichts, der Betrüger hatte nicht Zeit gehabt, seinen Raub oder sich selbst in Sicherheit zu bringen. Er hatte Fanny's Flucht nicht sogleich erfahren, und diese hatte durch die entschlossene Art, aus der sie sich Hülfe verschaffte, seine Entdeckung und Ueberrumplung möglich gemacht.

Sobald sie sich von der Richtigkeit ihrer Baarschaft überzeugt hatte, forderte Master Brookfield sie auf, ihm zu folgen, nachdem er dem Polizisten bedeutet hatte, den angeblichen Commissionär sofort an den untenstehenden Wagen und in diesem nach der nächsten Polizeistation zu begleiten; der Andere sollte unterdessen im Hôtel bleiben, um etwa verdächtige Personen zu verhindern, dasselbe zu verlassen.

Der Fremde that aus allen Kräften Einspruch; er behauptete, er sei ein ordentlicher Mann und könne

sich legitimiren. Er sei Agent für ein französisches Theater und engagire junge Damen, die Lust zum Ballet hätten. Er könne nichts dafür, daß Fanny ihn mißverstanden und daß er ihre Verwandten nicht gleich gefunden habe, aber der Bezirksvorsteher erwiederte kurz, er könne sich nachher verantworten, und entfernte sich mit Fanny, nachdem er gesehen, wie Jener, da ihm keine Ausrede half, mit dem Konstabler in den Wagen gestiegen war.

Master Brookfield brachte nun das junge Mädchen nach dem Laden des Eisenkrämers zurück, um sich dann an seine eigenen Geschäfte zu begeben, nachdem er sie gefragt, wie lange sie etwa im Hafen zu bleiben gedächte, im Fall man von Seiten der Behörde ihr Zeugniß gegen den Agenten verlangen sollte; Fanny konnte es nicht bestimmt sagen, und der Eisenkrämer meinte, er wolle das Nöthige mit Kapitän Forster verabreden, der ja die Vertretung der jungen Dame zu übernehmen habe. Diese dankte dem Bezirksvorsteher mit wenigen, aber warmen Worten, die er mit dem Wunsch erwiederte, daß ihr die ausgestandene Angst nichts schaden möge; darauf verabschiedete sich Master Brookfield, und Fanny fuhr mit ihrem neuen

Beschützer nach dem Hafen und an Bord des Schiffes, wo Kapitän Forster fast ganz außer Fassung gerieth, als er die schlimmen Erlebnisse hörte, welche sein armer Liebling hatte durchmachen müssen, während er sie schon wohl aufgehoben bei ihren Verwandten glaubte und im Begriff war, sie nach Beseitigung der nöthigsten Geschäfte bei denselben aufzusuchen. Er beklagte Fanny, dankte ihrem Beschützer auf's Wärmste und schalt eifrig auf den Schurken, der ihn mit seiner anständigen Miene völlig getäuscht hatte.

Welches Schicksal hätte das junge Mädchen erwartet, wenn ihre muthige Flucht nicht geglückt wäre? Man hätte sie wider Willen nach Frankreich gebracht und wo möglich gezwungen, Ballettänzerin zu werden, — sie durfte gar nicht daran denken, der überstandene Schrecken kam verstärkt zurück, und zitternd und weinend warf sie sich in die Arme der theilnehmenden Mistreß Wandow, welche mit der größten Angst den Bericht dessen, was ihre junge Freundin erlebt, mit angehört hatte.

Während nun der Kapitän mit dem gefälligen Eisenkrämer besprach, wie man schnell genug erfahren könne, ob die Familie Bedward's wirklich in der

Stadt Southampton sei, oder nicht, führte Mistreß Wandow das junge Mädchen in den Salon, erquickte sie mit Speisen und Wein und erklärte ihr dann, daß sie fast wünschen und hoffen möchte, die Verwandten, welche Fanny ja doch gar nicht kenne, möchten nicht zu finden sein und das junge Mädchen ihr dann bereitwillig als Freundin in ihr Haus nach New-York folgen, was doch für jetzt gewiß das Beste sei, was sie thun könne.

Fanny dachte das selbst. Aber zu aufgeregt noch und überhaupt zu jung, um so schnell über sich allein zu entscheiden, bat sie die Dame zu warten und zu hören, was der Kapitän sagen würde; er habe ja eigentlich die Absicht gehabt, sie auf der Rückreise von Amerika wieder mit nach Deutschland zu nehmen, aber Fanny hegte keine große Sehnsucht, in das Haus ihres Onkels, unter die Augen der gewiß sehr erzürnten Tante zurückzukehren. Diese hatte ja immer schon gesagt, Fanny soll einmal unter fremden Leuten fertig zu werden suchen, so konnte sie ja vielleicht jetzt den Anfang machen, indem sie das Erbieten der Mistreß Wandow annahm und sich dieser freundlichen Dame, ihren Kindern und ihrem Hause nützlich zu machen suchte.

Dies wurde später, als es sich herausstellte, daß sich eine Familie Bedwards weder jetzt, noch vordem in Southampton aufgehalten habe, mit dem Kapitän besprochen, und wie er die Verhältnisse kannte, wie sie Mistreß Wandow nun durch ihn noch näher kennen lernte, so waren diese Beiden überzeugt, daß es vielleicht für jetzt die günstigste Wendung von Fanny's Geschick war, die sie aus dem Hause der Tante in die Obhut einer jungen Frau führte, die bereit war, ihr weit mehr die Stellung einer jüngern Schwester, einer willkommenen Freundin, als die einer abhängigen Fremden in ihrem Hause einzuräumen. Auch mit dem Gemahl der Dame, mit Herrn Wandow, sprach der Kapitän, da Fanny eine große Scheu vor dem schweigsamen, ernsten Mann verrieth, aber er erklärte, er sei in dieser Beziehung einverstanden mit Allem, was seine Frau thun wolle; sein Geschäft nöthige ihn, sie viel allein zu lassen, wenn sie also eine zusagende Gesellschafterin an der jungen Dame fände, so solle ihm diese willkommen sein.

So wurde diese Angelegenheit nach allen Seiten hin besprochen und mit dem Vorbehalt der Erlaubniß von Onkel und Tante Meßmann, um die Fanny dann

von New-York aus schriftlich bitten sollte, wurde beschlossen, daß das junge Mädchen Mistreß Wandow in ihre Häuslichkeit begleiten und dort bleiben sollte, wenn und wie lange es ihr gefiele. Niemand war glücklicher über diese Aussicht, als die beiden Kinder, Henry und Editha, sie erzählten Fanny von Haus und Garten, von ihren Pony's und ihren Spielsachen, — so viel und so lebhaft, daß diese sich unwillkürlich in die eigene Kindheit zurückversetzt glaubte, und auf's Eifrigste eingehend in die Gedanken und Schilderungen der Kinder mit diesen die schönsten Pläne machte für ihre gemeinschaftliche Zukunft. —

Dreizehntes Kapitel.

Fanny war in New-York, und es ging ihr wohl. Mistreß Wandow täuschte die Erwartungen nicht, welche ihr freundliches Benehmen auf dem Schiff im Herzen des jungen Mädchens erweckt hat, sie zeigte sich nach wie vor nicht nur liebevoll und fürsorglich, wie eine Schwester, sie war auch glücklich, als hätte sie wirk-

lich eine solche gewonnen, und diese Stimmung der Gattin und Mutter gegen die neue Hausgenossin würde seinen Einfluß auf den Gatten und die Kinder nicht verfehlt haben, wenn nicht Fanny selbst schon längst auch die Herzen aller dieser gewonnen gehabt hätte! — Anspruchslos und stets heiter, wußte sie sich Allen angenehm und nützlich zu machen; mit immer bereiter Gefälligkeit war sie an der Seite der Hausfrau, wenn diese Anordnungen traf, Musterung ihrer Vorräthe hielt, oder die Garderobe der Kinder einer Prüfung unterzog, um danach dem Gesinde ihre Befehle zu geben, Fanny hatte ihre aufmerksamen Augen überall, und geübt und praktisch, wie sie war, wurde sie eine ebenso wirksame Hülfe, als theilnehmende Beratherin für Marianne, wie sie Mistreß Wandow auf ihre Bitte nannte.

Auch der Hausherr empfand die Gegenwart des jungen Mädchens als eine Annehmlichkeit nicht nur durch die erhöhte Heiterkeit seiner Frau, die nun nicht mehr so viel allein war, er erfuhr auch für sich selbst alle die kleinen liebenswürdigen Aufmerksamkeiten, welche ein junges Mädchen so leicht und anmuthig erweisen kann, wenn sie nur darauf achtet. Seine

Zeitungen lagen stets da, wo Herr Wandow sie zu finden wünschte; eine Cigarre wurde ihm freundlich geboten gerade, wenn er sie am liebsten wollte, und der Aschenbecher wurde in seine Nähe gestellt, so unvermerkt, als hätten es Feenhände gethan, so daß er nichts thun konnte, als sich diese leisen Freundlichkeiten alle still gefallen zu lassen, was er gerade auch am liebsten that, denn er war ein Mann von wenig Worten.

Und nun erst die Kinder! Wie vergnügt waren sie mit ihrer lieben Fanny, wie viel hübscher unterhielt sich diese mit ihnen, als das Kindermädchen, die immer an etwas Anderes dachte, und schalt, wenn Henry fragte, was er allerdings sehr viel that, denn er war ein lebhafter, wißbegieriger Junge, oder wenn Editha bat, sie möge die Puppe wieder anziehen, was dem kleinen fünfjährigen Mädchen nie so gut gelingen wollte, als das Ausziehen. Da war nun Fanny ganz anders. Unermüdlich beantwortete sie die Fragen der Kleinen und erzählte ihnen noch obenein kleine schöne Geschichten und sang ihnen deutsche Lieder. Auch gab sie sich Mühe, Editha lesen zu lehren und half Henry bei seinen Arbeiten, die ihm der Lehrer gab, der alle

Tage kam, und wenn dann alles Ernsthafte zur Zufriedenheit beseitigt war, so schmeckte das Vergnügen doppelt, und das war am reichlichsten zu finden draußen in dem schönen großen Garten und den prächtigen Alleen und Wiesen, denn Herr Wandow bewohnte mit seiner Familie ein Landhaus vor der Stadt, in derselben aber hatte er sein Comptoir, wohin er sich alle Morgen begab, gerade wie es Fanny's Vater früher auch gethan hatte. Ueberhaupt erinnerte das ganze Leben und die Einrichtung im Hause Fanny an die glückliche Heimath ihrer Kindheit, nur daß hier Alles noch größer und reicher war nach dem Maßstabe des großen und reichen Landes, in dem sie sich jetzt befand.

Ihre eigene Person zeigte auch diese reicheren Verhältnisse in der Kleidung, die sie trug; Mistreß Wandow fand, als sie mit ihrem jungen Schützling in New-York ankam, daß Fanny während der kurzen Seereise gewachsen sein müsse, ihre Kleider mindestens sähen dürftig aus und schienen ihr nirgends mehr zu passen, so setzten sich denn beide Damen in den Wagen, und Fanny bekam Gelegenheit, die Herrlichkeiten des Broadway zu bewundern, denn Marianne machte

zahlreiche Einkäufe, und kurze Zeit nachher erhielt das junge Mädchen einige einfache, aber überaus geschmackvolle Anzüge, die ihr Aeußeres, das sich in dem unbefangenen, glücklichen Leben immer schöner entwickelte, vortheilhaft hoben.

Auch ein regelmäßiges Taschengeld erhielt sie, weit über ihre bescheidenen Wünsche groß, fast so viel in einem Monat, als Tante Meßmann in einem Jahr für sie an Kleidergeld ausgegeben; außerdem sagte Marianne, ihr Mann werde, so lange Fanny bei ihr bleibe, alle Jahre eine bestimmte Summe zu ihrer einstigen Aussteuer zurücklegen und verzinsen.

Nach alledem war es gewiß nicht zu viel behauptet, wenn Fanny es eine günstige Wendung ihres Geschickes nannte, in Wandow's Haus gekommen zu sein, und in diesem Sinne schrieb sie an Onkel Meßmann, dem sie auf's Herzlichste für die ihr früher bewiesene Güte und Liebe dankte und um seine Zustimmung, seine Theilnahme für den von ihr selbstständig eingeschlagenen Lebensweg bat. Aehnliches sagte sie in ihrem Brief an Tante Meßmann, der sie noch besonders dankte, daß sie ihr soviel Gelegen-

heit gegeben habe, sich richtig und praktisch in ihrem Hause auszubilden, was ihr jetzt so gut zu Statten komme.

Sie erwartete natürlich mit größter Spannung die Antwort auf diese Briefe, und da sie nun auch annehmen zu können glaubte, daß Griesheim's zurückgekommen, schrieb sie auch eine lange Epistel an Julchen, worin sie ihr die Kette von Ereignissen mittheilte, die seit ihrer Trennung, seit Otto Schneiders Abschied schon, einen so großen und entscheidenden Einfluß auf ihr Leben gewonnen hatten, und die obenein geradezu an's Abenteuerliche streiften. — Nachdem sie Alles getreulich berichtet, auch gesagt und beschrieben, wie gut es ihr jetzt gehe und wie liebevoll Marianne Wandow gegen sie sei, daß sie aber dessen ungeachtet ihre liebe Julie, die heitere Freundin ihrer traurigen Tage, und deren väterliches Haus nicht vergessen werde, — nachdem sie dies Alles gehörig berichtet, bat sie Julie, ihrem Vater die Geschichte von der entwendeten Uhr mit Kette und Medaillon zu erzählen und ihn zu fragen, ob sich nichts zur Wiedererlangung der Sachen thun ließe, denn es sei doch gewiß anzunehmen, daß nur Liese und Leo-

pold aus Bosheit die Sachen genommen. Sie habe zwar die hübsche Uhr vom Kapitän Forster, aber es sei ihr so schmerzlich, die Uhr ihrer theuren Mama in so unguten Händen zu wissen, und dann — das Medaillon! —

Und damit war in der That ein Punkt berührt, der in Fanny's Herzen schmerzte, ungeachtet ihrer jugendlich leichten Heiterkeit, ihres glücklichen, an Abwechslung reichen Lebens. Sie konnte sich innerlich nicht trösten über den Verlust jener theuren Gegenstände! — Es war ihr, als wenn sie jetzt erst einsehen lernte, wie gut, wie liebevoll Otto Schneider stets gegen sie gewesen, wie viel es eigentlich sagen wollte, daß er, ein junger, von Geschäften, Vergnügen und Familie in Anspruch genommener Herr sich ihrer täglich erinnert, weite Umwege gemacht habe, um der armen Waise zu begegnen, um ihr einen „guten Tag" in's Herz zu grüßen, denn so fröhliche Augen, ein so gutes, glückliches Gesicht, als Otto Schneider, hatte doch Niemand, wenn er sie grüßte. Und wie traurig war er beim Abschied gewesen, wie hatte er sie gebeten, ihn nicht zu vergessen, und ihr deshalb sein Bild in dem hübschen Medaillon gegeben — erst, —

sie gestand es sich selbst beschämt, erst hatte ihre Hauptfreude dem reizenden Medaillon gegolten, aber jetzt hätte sie gern dies um das Bild gegeben, jetzt in der Ferne, getrennt vielleicht für immer von dem treuen Freunde ihrer Kindheit! —

Und dies Bild war ihr entwendet, war vielleicht dem Spott und Hohn des garstigen Leopold preisgegeben! — Sie stellte das Alles ihrer Freundin Julchen vor und bat sie um Nachricht, ob ihr Vater meine, daß sie jemals hoffen könne, die Gegenstände wieder zu erlangen. Was sie nicht einmal Julchen schrieb, das war ein Bedauern, das sie tief in innerster Seele hegte, daß nämlich Otto Schneider kein Bild von ihr hatte, wie sie jetzt aussah, sondern nur das von der „kleinen Fanny", das ihm einst noch der theure Papa gegeben, weil die Photographie des Kindes so gelungen war. Würde er nun nicht vergessen haben, wie sie aussah? Denn sie war ja jenes Kind nicht mehr, sie war so sehr verändert, so groß und ganz erwachsen! — Würde er sie jemals wieder erkennen, wenn er ihr inmitten der Riesenstadt, in der er ja jetzt wohl mit ihr zugleich lebte, einmal begegnete? Würde er sie grüßen, wie in Deutschland,

und mit ihr reden? Er war ja nach New-York gegangen damals, und ein halbes Jahr, hatte er gemeint, könne wenigstens vergehen bis zu seiner Rückkehr — dann würde er im Februar oder März nach Deutschland gehen — bis dahin waren noch mehrere Monate — war es nicht möglich, daß sie ihm einmal begegnete? Sie hätte ihm so viel zu erzählen gehabt, sie würde ihm so gern gesagt haben, wie gut es ihr ging in Mariannens Hause, sie hätte ihn so gern Marianne gezeigt und gesagt: sieh, das ist mein bester Freund — der beste Freund? war er das wirklich? Ja, gewiß, denn Fanny hatte ja keine große Auswahl von Freunden. Der gute Kapitän, von dem sie sich mit Thränen getrennt, und Otto, das waren die einzigen, denn Herrn Wandow und Onkel Meßmann konnte sie doch nicht eigentlich ihre Freunde nennen. Wie seltsam war es, daß sie Otto so nahe war, und er wußte es gar nicht? — Sie fuhren und gingen vielleicht an einander vorüber und wußten es nicht? — In welchem Theile der Stadt mochte er wohnen? — Fanny hätte es so gern gewußt, aber mit Herrn Wandow davon zu sprechen, getraute sie sich nicht; sie kam selten eigentlich in die Stadt, in den näch-

sten Monaten sollte dies freilich öfter der Fall sein, Marianne wollte sie bei einigen Familien ihrer Bekanntschaft und damit gewissermaßen in die große Welt einführen, sie sollte Concerte und Theater besuchen. Sie freute sich darauf. Vielleicht begegnete sie an einem dieser Orte Otto Schneider, sie mußte selbst lachen, wenn sie daran dachte, daß ihr nun so viel an etwas gelegen war, was sie früher fast alle Tage gehabt, und worauf sie gar nicht so viel Werth gelegt hatte; sie hatte Otto immer gern begrüßt damals, aber wenn er einmal nicht kam, ihr zu begegnen, so hatte sie nicht weiter daran gedacht, und jetzt traf sie sich dabei, in Gedanken auszumalen, wie es sein würde, wenn sie sich einmal irgend wo träfen, wie er erstaunen würde und sich freuen, und was er sagen würde und wie er wohl Marianne gefallen würde und den Kindern! —

So saun und grübelte Fanny, während sie an schönen Spätherbsttagen durch den Garten wanderte, Henry und Editha an ihrer Seite. Am Ende des Gartens stand ein chinesisches Tempelchen auf einer kleinen Anhöhe, von wo man eine schöne Aussicht über Wiesen und Felder auf den großen East River

nach dem belebten Brooklyn hinüber hatte; hier verweilte Fanny gern, und stets war dieser schöne Punkt das Ziel ihrer Wanderungen durch den Garten, denn still zu sitzen erlaubte die vorgeschrittene Jahreszeit nicht mehr.

An einem Nachmittag war sie auch mit den Kindern da oben angelangt, sie stand in dem nach allen Seiten hin offenen Tempelchen, um dessen Säulen die schönen, vom Herbst bunt gefärbten Ranken der Clematis malerisch hingen, die Sonne ging glühend roth unter und goß ihren Rosenschein eben voll über Fanny und die Kinder, als zwei Reiter den etwa fünfzig Schritt entfernten Reitweg passirten. Es waren junge Herren aus der Stadt, und da sich sein Auge nach dem Garten gewendet hatte, machte der Eine, der auf der andern Seite ritt, den Andern aufmerksam auf die liebliche Gruppe dort. Mindestens hatte es den Anschein, denn der Gefährte erhob den Kopf, sah nach Fanny hin und hielt mit einem hastigen Ruck sein Pferd an, daß es sich erschrocken aufbäumte und dann, den Zügel loser fühlend, pfeilschnell dahin jagte.

„Otto!“ hatte Fanny gedacht und es auch ganz

überwältigt von freudigem Schreck laut gerufen, so daß die Kinder sie erstaunt ansahen, aber der Herbstwind hatte den Schall verweht und ebenso schnell war der Augenblick vorüber, wo sie den Freund zu erkennen glaubte. Roß und Reiter waren verschwunden, Fanny meinte sich getäuscht zu haben, die Entfernung und das Sonnenlicht machte die Augen unsicher, und wenn sie auch gern noch länger auf der Stelle verweilt und gewartet hätte, ob der Reiter vielleicht umkehren würde, — denn war es Otto Schneider gewesen und hatte sie erkannt, so that er dies doch gewiß, — die Kinder hatten jetzt keine Ruhe mehr, es wurde auch zu kühl für sie, Fanny mußte mit ihnen nach dem Hause zurückkehren, und hier erzählten sie gleich der Mama das große Ereigniß von den Reitern, und daß Fanny „Otto!“ gerufen und daß das schöne Pferd sich gebäumt habe. Diese erzählte lächelnd, wie es ihr plötzlich geschienen, als wäre der Eine der jungen Männer Otto Schneider gewesen, von dem sie Mariannen ja auch schon in den Berichten aus der Heimath so Mancherlei mitgetheilt habe. Diese bedauerte, daß das Pferd den Reiter so schnell entführt hätte, „aber,“ setzte sie hinzu, „wenn er es

war und dich erkannt hat, so kommt er wohl wieder!" — So dachte Fanny auch, indeß sollte die nächste Zeit ihre stillen Erwartungen täuschen.

Vierzehntes Kapitel.

Otto Schneider lebte wirklich die ganze Zeit, daß Fanny in New-York war, mit ihr an einem Ort, ohne auch nur die leiseste Ahnung davon zu haben, ohne es sich entfernt träumen zu lassen, daß das junge Mädchen, welches ihm unbewußt die Trennung von der Heimath schwer gemacht, ihm jetzt so nahe sei. Er hatte an sie gedacht während der Ueberfahrt, er dachte auch an sie ungeachtet des vielen Neuen, was er sah und erlebte, ungeachtet der zuvorkommenden Freundlichkeit, mit der man sich in den Familien, an die er empfohlen war, bemühte, dem jungen liebenswürdigen Deutschen Theilnahme zu beweisen und abzugewinnen. Mit dem heiter offenen Sinn, der ihm eigen war, genoß er Alles, was sich ihm darbot, mit Ernst und Eifer widmete er sich den Geschäften, die seine

Anwesenheit erheischt hatten, und die sich als umfangreich genug erwiesen, um ihn mindestens so lange festzuhalten in Amerika, als er Fanny beim Abschied gesagt; er amüsirte sich auch recht gut im Umgang mit den jüngern Männern, die er kennen gelernt hatte in Gesellschaften, zu denen man ihn einlud, aber darüber hinweg flogen seine Gedanken oft der fernen Heimath zu und suchten auf den bekannten Wegen der Vaterstadt dem lieben Mädchen zu begegnen, die er schon als Kind allen Andern ihres Gleichen vorgezogen und die ihm, je mehr er ihr verändertes Schicksal bedauert und um sie gesorgt hatte, nur um so theurer geworden war. Außer Julie Griesheim war er der Einzige, der richtig beurtheilen konnte, wie liebeleer und freudenarm Fanny's Leben in Meßmanns Hause verfloß, und es war und blieb immer sein schönster Gedanke, sie in Zukunft diesem Leben zu entreißen und ihrem ferneren Dasein alle den Reichthum an Liebe und Glück wieder zu geben, den der Sturz ihres Hauses und der Tod ihrer Eltern dem theuern Kinde genommen. — Mit beständiger Abneigung dachte er an Leopold, dessen gehässige Gemüthsart er kannte, und an jenem Abend, wo er Fanny zum letzten Mal be-

gleitet, wo er ihr das Medaillon gegeben, war ihm das hämische Lachen nicht entgangen, womit der Schleicher sich entfernte, als er sah, daß er bemerkt worden war. Eigentliche Furcht vor einem so erbärmlichen Menschen, wie Leopold, auch nur in Bezug auf Fanny, lag Otto's frischem, kräftigem Herzen fern, aber ein unbehagliches Gefühl beschlich ihn doch immer, wenn er daran dachte, daß das junge Mädchen täglich mit Jenem zusammen sein und von dem bevorzugten Neffen ihrer Tante so Manches ertragen mußte; — er stand, wenn ihm alles dies einfiel, wohl unruhig auf, als hätte er gleich hineilen und Fanny von einer Nähe befreien mögen, die ihr, wie er wußte, sehr unangenehm war. Ach, er ahnte nicht, wie schmerzlich das junge Mädchen seine und ihrer anderen Freunde Theilnahme entbehrt hatte, wie sie schutzlos den bösen Streichen Leopolds und seiner Verbündeten ausgesetzt war, und welche Ereignisse ihr rascher Entschluß, in die Welt zu reisen, nach sich zog. — „Ob sie das Bild in dem kleinen Medaillon wohl zuweilen ansieht?" dachte er oft, und während dessen beweinte die arme Fanny schmerzlich den Verlust dieses lieben Andenkens, das ihr erst recht theuer war, seit sie es vermißte.

Die längste Zeit von Otto's Aufenthalt in New-York war vergangen, er konnte schon absehen, daß er in anderthalb oder zwei Monaten fertig sein würde, um die Rückreise nach Europa anzutreten, als er eines Nachmittags mit dem jungen Osborn, dem Sohn eines sehr geschätzten Geschäftsfreundes seines Vaters, mit dem er am liebsten umging, einen Spazierritt unternahm. In ein interessantes Gespräch vertieft, hatten die jungen Männer weniger auf die ihnen längst bekannte Umgebung geachtet, bis sie eben fertig mit dem Gegenstande, den sie lebhaft besprochen hatten, im Schritt ruhig hinritten und der junge Osborn seine Augen umherschweifen ließ, während Otto gedankenvoll vor sich hinaussah.

Da bemerkte sein Gefährte die schöne Gestalt Fanny's, wie sie da in dem kleinen Kiosk mit den beiden Kindern stand, rosig vom Licht der scheidenden Sonne übergossen, und schnell machte er Otto auf das liebliche Bild aufmerksam. Gleichmüthig hob dieser die Augen und sah hin, — aber in demselben Moment hielt er mit jähem Ruck sein Pferd an — „das ist Fanny!“ rief es in ihm — aber es blieb ihm nicht Zeit, noch einmal hinzusehen, ob es Wahr-

heit oder Täuschung war, was er dachte, das junge, feurige Pferd, erschreckt durch die plötzlich heftige Bewegung seines Reiters, fuhr in die Höhe und jagte dann, wie vom Sturm getrieben, vorwärts, so daß Otto alle Kraft und Gewandtheit nöthig hatte, um nur im Sattel zu bleiben, und so gut er sich hielt, sollte er doch nicht ohne Schaden davon kommen; denn wie das erschrockene Pferd immer noch in wilden Sätzen dahin jagte, trug es seinen Herrn so dicht an den Bäumen zur Seite des Weges hing, daß, ehe er ausweichen konnte, ein starker Zweig ihn dermaßen mit dem dürren Ende in's Gesicht traf, daß er sogleich aus einer nicht unbedeutenden Wunde blutete. Obwohl Otto den Schmerz und das Bluten fühlte, behielt er doch Geistesgegenwart, und es gelang ihm endlich, das aufgeregte Thier zu beruhigen, es zum Schritt und zuletzt zum Stehen zu zwingen, damit Osborn, der möglichst schnell und mit großer Besorgniß gefolgt war, den Freund erreichen konnte.

„Mein Gott, Sie bluten ja, Schneider!“ rief dieser sogleich, lassen Sie uns absteigen und mit den Pferden am Zügel zum nächsten Hause gehen, dort um etwas Wasser bitten, damit wir das Blut weg-

waschen und sehen, wie groß der Schaden eigentlich ist!“

„Es ist nur eine Schramme, die mir ein dürrer Ast gerissen, aber ich kann Gott danken, daß er nicht in's Auge traf, sonst wäre es um dasselbe geschehen gewesen!“ — Während Otto dies sagte, war er der Aufforderung des Freundes gefolgt, denn wenn er auch den Schmerz gern bis zu Hause ertragen hätte, so konnte er doch mit dem blutenden Gesicht nicht durch die Stadt reiten; sie traten daher an den Garten des nächsten Wohnhauses heran, der Besitzer selbst kam ihnen hier entgegen und sah und hörte nicht so bald, was geschehen war, als er sogleich seinen Diener rief, die Pferde zu halten, während er selbst die Herren in sein Haus führte und ein Becken mit Wasser sowie alles Nöthige sonst für Otto herbeischaffte. Man sah, daß die Wunde durchaus nicht gefährlich, aber doch tief genug war, um einige Zeit zur Heilung zu bedürfen, und Osborn erzählte scherzend, daß er die Veranlassung zu dem ganzen Unglück selbst gegeben, sofern er den Freund auf eine schöne Dame mit Kindern in Abendbeleuchtung aufmerksam gemacht habe. „Aber,“ fügte er hinzu, „ich konnte wirklich

nicht denken, daß das hübsche Bild solchen Eindruck auf Sie machen würde, denn ich sah wohl, mit welcher plötzlichen Gewalt Sie den armen Hector, der an solche Einfälle nicht gewöhnt ist, zurückrissen!“ — Der Hausherr lächelte und fragte, wo die Landschaft eine so anziehende Staffage gezeigt habe, und Osborn beschrieb das Landhaus und den Garten, wo sie Fanny gesehen.

„O, dann wird es die junge Mistreß Wandow mit ihren Kindern gewesen sein, allerdings eine hübsche Frau!“ sagte jener, aber Otto, der schweigend und mit Spannung zugehört hatte, fühlte sich seltsam enttäuscht und verstimmt und begriff nicht, wie er so geirrt haben konnte. Er war nun noch ärgerlicher über das Pferd und sich selbst, denn wenn er noch einmal ordentlich hingesehen hätte, so mußte, dachte er, doch die Täuschung verschwunden sein, die ihn hatte glauben lassen, er sähe Fanny, so ähnlich hatten ihm trotz der Entfernung die Züge, die Gestalt und die Haltung der fremden Dame geschienen! Er konnte sich noch nicht ganz von dem Gedanken losmachen, und obwohl er sich selbst thöricht schalt, nahm er sich doch im Stillen vor, sobald er könne, denselben Weg wie-

der zu reiten, um womöglich die Dame noch einmal zu sehen und sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß es nicht die sei, an die er bei ihrem Anblick so lebhaft und unwiderstehlich erinnert worden.

Aber sobald sollte er dies Vorhaben nicht ausführen können, die Wunde im Gesicht bedurfte doch einiger Pflege, und da das Wetter mit einem Male winterlich rauh geworden war, verbot ihm der Arzt, die schlimme Stelle der Luft auszusetzen und so vergingen mehrere Wochen, ohne daß er den Plan, an Wandow's Garten vorüber zu reiten, ausführen konnte. Wie das Wetter sich anließ, war auch keine Aussicht vorhanden, eine Dame im Garten zu erblicken.

Wirklich hatte auch Fanny die Spaziergänge einstellen müssen, die sie fast jeden Tag durch den Garten nach dem chinesischen Tempelchen gemacht hatte, immer in der stillen Idee, der Herr, den sie für Otto Schneider gehalten, könne wohl, wenn er es wirklich gewesen sei, nochmal zurückkehren. Aber sie wartete vergebens, und jedesmal, wenn sie wieder in's Haus ging, zog eine leise Traurigkeit durch ihr Herz; der Anblick jenes Herrn hatte sie mit einem Freudenschreck durchzuckt, der Gedanke, hier im fremden Lande von

dem gütigen, sorgsamen Freunde ihrer Kinderjahre aufgefunden zu werden, seine freundliche Stimme zu hören, ihn mit Marianne Wandow bekannt zu machen, dieser Gedanke war so köstlich gewesen, daß sie sich schwer und mit zögernder Betrübniß davon trennte. Schmerzlicher als je vermißte sie das Medaillon mit dem Bilde, sie meinte, wenn sie es ansehen könne, so würde sie wissen, ob es Otto gewesen, den sie neulich gesehen, und als sie in dieser Zeit die erwarteten Antworten aus der Heimath auf ihre Briefe erhielt, die ein junger Mann von dort mitbrachte, der mit Leopold näher bekannt schien, da benahm sie sich gegen diesen weit kälter und unzugänglicher, als sie gethan haben würde, wenn er nicht Leopold erwähnt und besondere Grüße von ihm bestellt hätte. Die Briefe von Onkel und Tante Meßmann lauteten ganz befriedigend für Fanny, obwohl ihr ein Verweis über ihr eigenmächtiges Fortgehen von der Tante nicht geschenkt wurde. Aber diese war doch eigentlich froh, das junge Mädchen ihrer Obhut enthoben zu sehen, und Fanny's freundlicher Brief voll Dank für das, was die Tante ihr wirklich Gutes gethan: die praktische Anweisung und

strenges Anhalten zu Ordnung und Thätigkeit, der stimmte sie milder und so schrieb sie recht freundlich. Onkel Meßmann bewies auch in seinem Brief die herzliche Vorliebe, die er für das verwaiste Kind seines Vetters Bertog immer empfunden. Er sagte, wie sehr er ihr liebes, heiteres Gesicht in seinem alten Hause vermisse, daß er aber zufrieden sei mit der Wendung ihres Schicksals, weil es ihr gut gehe und sie gewiß in Wandow's Familie an ihrem Platze sei. Schließlich theilte er ihr mit, daß er sein Testament gemacht und sie darin mit einer bedeutenden Summe bedacht habe, sie möge davon aber ja nichts in ihren Briefen künftig erwähnen, damit die Tante nicht böse würde. —

Auch von Julchen Griesheim lief ein Brief ein, wie gewöhnlich voll Jubel und Thränen durcheinander. Trostlos war sie gewesen über das spurlose Verschwundensein der Freundin, und entzückt über deren interessante Abenteuer, ihren Muth und das endliche Glück, Marianne Wandow zu finden. Ueber alle Begriffe schön war die Reise gewesen, aber zu gräßlich das Wetter zuletzt — Julchen hatte eine Menge Andenken, Ansichten und lauter verdorbene Toiletten und

zerrissene Schuhe mitgebracht! Nun hatte sie so viel zu thun, um sich wieder neu einzurichten und auszustatten, was sie aber nicht hinderte, einen zehn Seiten langen Brief an ihre Fanny zu schreiben, sich für Alles, was diese betraf, auf's Innigste zu interessiren, ihre Entrüstung über die Entwendung der Uhr und des Medaillons in den stärksten Ausdrücken mitzutheilen, und der geliebten Freundin zu versichern, daß sie ihrem Vater die Angelegenheit mitgetheilt und ihn dringend gebeten habe, Fanny wieder zu ihren Kleinodien zu verhelfen. Der Rechtsanwalt Griesheim hatte darauf erwiedert, er könne direkt in der Sache nichts thun, das gehöre vor die Polizei und eine öffentliche Anklage bei derselben wolle ja Fanny nicht, auch sei es fast zu spät dazu. Das Einzige, was er thun könne, sei, daß er geeignete Personen unter der Hand aufmerksam mache, Leopold zu beobachten, den er als einen ziemlich lockern Burschen kenne. Wenn dieser die Werthsachen genommen, Anfangs um Fanny zu kränken, so würde er doch am Ende, wenn er Geld brauche, dieselben veräußern wollen, und dann sei es Zeit, ihrer wieder habhaft zu werden, wenn es möglich sei. —

Während Fanny's Freunde auf diese Weise sich mit ihr und dem Verlust, den sie gehabt, beschäftigten, schmiedete Leopold, denn in der That hatte er mit Liesens Hülfe die Uhr und das Medaillon aus Fanny's Kommode genommen, bereits einen neuen Plan, wie er sich an dem jungen Mädchen für ihre verächtliche Gleichgültigkeit rächen könne, zugleich aber auch an Otto Schneider, den er haßte, weil Fanny ihn allen Andern vorzog.

Fünfzehntes Kapitel.

Wenn der Rechtsanwalt Griesheim Leopold einen lockern Burschen genannt hatte, so that er ihm damit nicht zuviel! Schon als Knabe in der Schule war er nachlässig und faul gewesen und hatte allerhand Thorheiten während der Lehrstunden getrieben, seine Lehrer hinter ihrem Rücken verspottet und seinen Mitschülern boshafte Streiche gespielt, wo er konnte. Als Lehrling im Comptoir benahm er sich nicht viel besser, und es fehlte wenig, so hätte man

ihn mehr als einmal für immer fortgeschickt; er war in keiner Beziehung zuverlässig, und gehörte zu den jungen Leuten, die ihre Stärke und Vollkommenheit im Biertrinken, Rauchen und Spielen suchen. Diese Genüsse und Vergnügungen waren ihm, wie den meisten seiner Altersgenossen, erlaubt worden, als er achtzehn Jahre alt war, vorausgesetzt, daß er sie in bescheidenem Maßstabe genießen würde, aber er hatte sich schon viel früher heimlich damit vertraut gemacht, und weit mehr Zeit und Geld damit verschwendet, als er verantworten konnte.

Es war sein beständiger Aerger, nicht mehr Geld zu besitzen, als er hatte, das Taschengeld, das er bekam, fand er viel zu gering, und wenn er sich den Geboten seines Lehrherrn, überhaupt den Anforderungen, die an ihn gestellt wurden, fügte, so that er es nur, weil er keinen andern Weg zur Selbstständigkeit, zum Geldgewinnen vor sich sah, und das sollte doch der Hauptzweck seines Lebens werden. Er schmeichelte, so viel er konnte, seiner Tante Meßmann, nur um ihr Geldgeschenke abzulocken, er schmeichelte auch der alten Liese aus demselben Grunde, denn merkwürdiger Weise war er der einzige Mensch auf

der Welt, den sie lieb hatte, schon seit seiner Kindheit, und dem sie Alles zuwendete, was sie sich in ihrer habgierigen Art zu verschaffen wußte. — Als Fanny damals, ein verwaistes Kind, von Herrn Meßmann in sein Haus aufgenommen worden war, da hatte Liese nicht blos für ihren eigenen Vortheil gefürchtet, sie hatte mit bitterem Aerger gedacht, daß Alles, was diesem Kinde Gutes gethan und gegeben würde, ihrem Liebling Leopold entzogen sei; daher stammte ihre erste Abneigung gegen Fanny, die in der Folge immer genährt wurde durch dasselbe Gefühl, das das junge Mädchen offen genug gegen die Jungfer sowohl, wie gegen den Neffen der Madame Meßmann zeigte. Daß Fanny in hohem Grade die Liebe des Onkels besaß, daß er immer ihre Vertheidigung übernahm, sie beschenkte, so oft er es konnte, ohne die Vorwürfe seiner Frau zu erregen, das mißgönnte Liese dem armen Kinde erst recht, und mit Neid hatte sie oft heimlich die stille Freude beobachtet, mit der sich Fanny an den kleinen Kostbarkeiten ergötzte, die sie in ihrer Kommode aufbewahrte.

Als unser Leopold nach jenem Abend, wo

Otto Schneider Abschied genommen, seiner Vertrauten voller Ingrimm erzählte, daß jener ihm verhaßte junge Mann Fanny etwas zum Andenken gegeben, daß es, wenn er recht gehört, ein Medaillon, mit seinem Bilde sei, und daß er, Leopold, wenn er nur könnte, das Ding am liebsten in tausend Splittern zertreten möchte, — da suchte ihn Liese zu beruhigen durch die Idee, sie könnten wirklich einmal gelegentlich in Fanny's Kommode nachsehen, sie glaube, einer ihrer Schlüssel werde dazu passen. Dieser böse Gedanke ließ nun Leopold keine Ruhe mehr, und als Fanny an jenem Tage, wo Griesheim's abreisten, für mehrere Stunden vom Hause entfernt war, schlich er sich mit Liese in das Stübchen der ahnungslosen Fanny. Der Schlüssel, den Liese mitgebracht, paßte nicht völlig, aber mit einer Anstrengung gelang es, die Kommode damit zu öffnen, und das erste, was Beiden in die Augen fiel, war das Maroquinkästchen, in dem die Uhr mit der Kette lag, an der Fanny das Medaillon befestigt hatte. Gierig griff Leopold danach, und da in demselben Augenblick ein Geräusch, wie von nahenden Schritten, hörbar wurde, schob die erschrockene Liese ihn hinweg und verschloß auf's

Hastigste die Schieblade. Leopold mit dem Kästchen in den Händen eilte in eine Ecke des Zimmers hinter den Ofen, während seine Verbündete anscheinend ruhig auf den Corridor hinausging, wo ihr der Diener mit einer Bestellung von ihrer Herrin begegnete.

Als draußen Alles still war, verließ Leopold sein Versteck; er ging in Liesens Zimmer und gab ihr die Uhr zum Aufbewahren, nachdem er das Medaillon davon abgedreht hatte. Sie fragte, ob sie das Kästchen an seinen Ort zurückstellen solle, er meinte, das könnten sie später immer noch, er gönne Fanny den Schreck, es zu vermissen, sie würde doch nie den Muth haben, ernstlich Lärm darum zu machen. Während sie noch überlegten, war Liese abgerufen und dann fortwährend beschäftigt worden, Leopold hatte auf sein Comptoir gehen müssen, und selbst wenn Beide gewollt, hätten sie die Goldsachen nicht zurückstellen können; Fanny kam zu Hause, sie vermißte dieselben, und wir wissen, wie dreist Liese durch Lügen jeden Verdacht von sich wies.

Der weitere Verlauf, den die Angelegenheit durch Fanny's rasche Handlungsweise nahm, war ihnen

selbst überraschend, und so sehr sie der Verstellung fähig waren, so heftig zitterte es doch in ihrem Innern, als die Tante bei ihrer Nachhausekunft damals Fanny nicht zu Hause fand und von dem Diener lakonisch berichtet wurde: „das Fräulein sei fort!“ — Der Schreck der Dame war groß, um so mehr, als ihr Gewissen ihr sagte, daß sie bei dieser Katastrophe nicht gehandelt hatte, wie sie sollte, sondern wie der Egoismus und der erste heftige Aerger ihr eingab. Sie sah es im Grunde doch ein, daß die Sachen, welche Fanny vermißt hatte, keine Kleinigkeiten waren, um die sich weiter zu bekümmern nicht der Mühe verlohnte; an wen hätte sich das junge Mädchen in Abwesenheit des Onkels mit ihrer ersten Bestürzung, ihrer ersten Klage wenden sollen, als an sie, und sie hatte sie schroff und heftig abgewiesen, mit verletzenden Scheltworten sogar!

Alle diese Vorwürfe bestürmten im Innern Tante Meßmann, aber sie hatten nur den Erfolg, ihren Aerger gegen Fanny zu erhöhen, und als sie den kurzen Brief fand und las, in dem ihr das junge Mädchen nur anzeigte, daß sie auf den Wunsch eines alten Freundes ihrer Eltern diesen auf einer Reise

begleite und der Erlaubniß der Tante im Voraus gewiß zu sein hoffe, — da ging jeder Selbstvorwurf in dem Erstaunen und der Entrüstung unter, welche sie über die eigenmächtige Handlungsweise Fanny's empfinden zu müssen glaubte, und der Brief voll Unruhe und Tadel gegen ihr Verhalten, der bald darauf von Onkel Meßmann aus Karlsbad einlief, verstärkte nur diese Gefühle. Liese suchte denselben wo möglich immer neue Nahrung zu geben, aber sie hatte sich doch verrechnet, wenn sie durch Fanny's Entfernung zu gewinnen glaubte; — alle böse Laune, welche die Gebieterin bisher an die junge Verwandte ausgelassen, wendete sich nun gegen die Jungfer, und Liese hatte böse Tage. Dazu kränkte es sie noch ganz besonders, daß sie bei ihrem Liebling Leopold nicht nur keine Theilnahme fand, vielmehr noch Spott und Hohn oder Vorwürfe, wenn sie seinen wachsenden Ansprüchen an ihre Freigebigkeit, womit sie ihm stets von ihren Ersparnissen kleine Geschenke gemacht, nicht genügte; er brauchte und verlangte immer etwas, und ihre Zuneigung begann vor seiner Habgier zu schwinden. Beide zankten oft genug mit einander, und der einzige Punkt, über den sie noch einig schienen, war das Ver-

schweigen des Raubes an Fanny, den Jeder, wenn sie unter sich davon sprachen, dem Andern allein in die Schuhe schieben wollte. Mehrmals schon hatte Leopold seiner alten Freundin die Uhr und die Kette abverlangt, aber diese fürchtete, er möge dieselben zu Gelde machen, sobald er sie habe und in Verlegenheit sei, deshalb verweigerte sie hartnäckig, ihm Beides auszuliefern.

Indeß bekam er Gelegenheit, noch einmal seinem bösen Willen gegen Fanny und Otto, die er zum größten Aerger nun am gleichen Ort, vielleicht bald, wenn sie sich fanden, im angenehmsten Umgang mit einander denken mußte, auszuüben. Einer seiner Freunde nämlich, wenn man solchen Genossen diesen schönen Titel geben will, ein besonders schlauer und dreister junger Mann stand im Begriff nach Amerika hinüber zu gehen, als er eines Abends noch mit Leopold und Andern im Wirthshaus zusammen war. Man sprach von beiderseitigen Bekannten, die er drüben treffen würde und Leopold, der nachdenklich dagesessen, fragte Jenen, der Wurmser hieß, plötzlich, ob es ihm recht sei, einmal wieder einen rechten Possenstreich auszuführen. „Gewiß," sagte Wurmser, „wenn

etwas dabei herauskommt?“ „So viel wenigstens,“ entgegnete Leopold, „daß sich ein eitler Bengel, den ich hasse, fürchterlich ärgern soll!“ Und nun beschrieb er ihm Otto Schneider und dessen Geschäftsverbindungen und gab ihm dessen kleines Bild, das er aus dem Medaillon genommen hatte. Mit diesem Bilde sollte er in Otto's Nähe zu kommen suchen und es so anstellen, daß Jener erführe, die Dame, der er das Bild geschenkt, wolle nichts mehr von ihm wissen, deshalb habe sie es aus dem Medaillon gerissen und weggegeben. —

Wurmser fand den Spaß köstlich und da er ein eitler Patron war, zeigte er sogleich seinen Entschluß, sich selbst als den Beglückten darzustellen, dem die junge Dame das Bild ihres Freundes bereitwillig geopfert; dazu nun verlangte er ihren Namen zu wissen. Dies schien jedoch Leopold zu viel, mindestens mußte sich Jener mit dem Vornamen Fanny begnügen, den er ihm preisgab. Aus den unterdessen eingelaufenen Briefen des jungen Mädchens war anzunehmen gewesen, daß sie dem Freund ihrer Kinderjahre dort im fernen Lande noch nicht begegnet war. Leopold hoffte, daß es nicht geschehen würde, ehe es

ihm nicht durch seine hinterlistige Verabredung mit Wurmser gelungen sei, Otto Schneider so gegen Fanny zu erbittern, daß er jede fernere Verbindung mit ihr aufgeben sollte. Auf diese Weise glaubte er sich noch einmal gründlich an Beiden rächen zu können und außerdem sie vollständig zu trennen, so daß es ihm, wie er sich einreden wollte, leicht werden würde, sich später selbst noch einmal bei Fanny, wenn sie wieder kam, in Gunst zu setzen, da sie ja nicht erfuhr, durch wen und wodurch ihr Otto's Zuneigung für immer entzogen war.

So hatte Leopold seinen Plan ausgedacht und in Wurmser einen Gehülfen gefunden, der schon, ohne den nähern Zusammenhang zu kennen, sich Vergnügen genug versprach von der Schadenfreude, die er empfinden würde, wenn ein Anderer sein Bild in seinen Händen sah, das zum Andenken gegeben und so schlecht bewahrt und geachtet worden war. Daß er damit die edelsten Gefühle verletze, daß er ein treues Menschenherz vielleicht unheilbar verwunde, das Lebensglück nicht einer Person allein störe, das Alles fiel dem jungen Wurmser gar nicht ein! Selbst ohne edle und dauerhafte Empfindungen, setzte er

solche auch bei Andern nicht voraus und wie Viele, mehr leichtsinnig als wirklich schlecht, liebte er es, sich auf Kosten Anderer einen sogenannten „Witz“ zu machen. Hätte er seine Verstandeskräfte, seinen Scharfsinn lieber auf nützlichere Dinge, auf sein Geschäft, auf die Erlangung von Kenntnissen, auf die Ausübung geselliger Talente verwandt, es würde besser für ihn und Andere gewesen sein. Es ist ein großer Unterschied zwischen Scherz und unschuldiger Neckerei und den überlegten Streichen, wodurch man Andere zum Vergnügen der Genossen kränkt!

Wurmser reiste ab und befand sich nach einer zwar stürmischen, aber schnell und glücklich verlaufenen Fahrt wohlbehalten in New-York, wo er es sich bald darauf angelegen sein ließ, den Aufenthalt und die Gewohnheiten Otto Schneiders auszukundschaften, da er ihn irgendwo zu treffen wünschte, um seinen Plan auszuführen. Das Schicksal selbst schien ihn darin zu begünstigen, er erfuhr, daß der junge Osborn, ein durch Reichthum und feine Sitten sehr bekannter junger Mann es sei, mit dem Otto Schneider am meisten verkehre und an das Osborn'sche Haus hatte Wurmser einen Brief abzugeben. Er that es und

wurde dadurch mit William Osborn bekannt, was er alsbald bei günstiger Gelegenheit zu benutzen beschloß.

Sechzehntes Kapitel.

Fanny hatte nur gezwungen durch den starken Winterfrost und fußhohen Schnee ihre Spaziergänge nach dem Kiosk im Garten aufgegeben; sie erschien sich selbst nachgerade thöricht, so an dem Gedanken zu hängen, der junge Herr zu Pferde sei Otto Schneider gewesen, um so mehr fürchtete sie sich damit bei Andern lächerlich zu machen und erwähnte jenes zufällige Erblicken nicht wieder gegen Marianne Wandow, die ihrerseits längst nicht mehr daran dachte. — Ganz ähnlich erging es Otto. Er glaubte zwar längst, daß er sich vollkommen getäuscht hätte, als er Fanny zu sehen geglaubt, er nahm an, daß eine flüchtige Aehnlichkeit der Gestalt, ja der ganzen Persönlichkeit, ihn betroffen gemacht habe, denn, sagte er sich, Fanny war ja weit entfernt, immer in den alten

ihm bekannten Verhältnissen, wie sollte sie plötzlich nach New-York kommen! — Dessenungeachtet eilte er später, als die Spur jenes Unfalls mit dem Pferde schon wieder gänzlich aus seinem Gesicht verschwunden war, doch noch mehr als einmal an der Gartenmauer Wandow's vorüber, weniger in der Hoffnung, Fanny selbst, als vielmehr um die Dame wiederzusehen, die ihn so lebhaft an das junge Mädchen erinnert hatte. Aber es gelang ihm nicht und wie ihn schon vordem eine gewisse Unruhe und Sehnsucht nach der Heimath ergriffen hatte, so war dies jetzt mehr als je der Fall; mit verstärktem Eifer betrieb er die Geschäfte, die ihn in New-York fesselten, um so bald als möglich an die Heimreise denken zu können. Er berechnete die Zeit seines Bleibens schon nach Wochen und Tagen und mußte dafür manch freundlichen Vorwurf von William Osborn hören, der den liebenswürdigen Deutschen, mit dem er sich schnell befreundet hatte und der nicht begriff, woher die plötzliche Unruhe und Eile kam, mit der Otto die Beendigung seiner Geschäftsangelegenheiten betrieb.

Oft schon hatte er ihn, wie es unter jungen Leuten so leicht geht, geneckt mit der Veränderung,

die sein Wesen zeigte, seit dem Tage, wo das Pferd mit ihm durchging, und nicht allzuweit von der Wahrheit, rieth er scherzhaft auf die Aehnlichkeit der Dame im Garten mit irgend einer Andern in Deutschland, über die er gern Näheres wissen wollte. Aber Otto, wenn er auch bei den Neckereien des Freundes eine gewisse Verlegenheit nicht verbergen konnte, wollte doch nichts bekennen und so waren sie eines Tages unter scherzhaften Gesprächen mit einander gegangen und traten dann in ein vielbesuchtes Gesellschaftslokal, um eine Partie Billard zu spielen. Sie fanden die Tische überall besetzt, von dem einen jedoch kam, sobald er Osborn erblickte, ein junger Mann herbei, und forderte denselben, indem er ihn begrüßte und beim Namen nannte, auf's Verbindlichste auf, mit seinem Begleiter in die eben begonnene Partie einzutreten. Osborn mußte sich einen Augenblick besinnen, dann aber erkannte er in dem Fremden den jungen Mann, der kürzlich Briefe aus Deutschland abgegeben und stellte ihn Otto als Herrn Wurmser und als Landsmann vor. Dieser grüßte und fragte nach dem allgemeinen Ergehen der Vaterstadt, welche Jener erst kürzlich verlassen und wunderte sich dabei

über den anscheinend erstaunten und fast spöttischen Ausdruck, womit der Fremde ihn betrachtete. Indeß begann das Spiel, an dem die Freunde Theil nahmen und bei der Geschicklichkeit, die Otto darin besaß, übertraf er bald alle Mitspieler, aber während Osborn mit Vergnügen die gewandten Stöße seines Gefährten sah, begegnete Otto, sobald er emporblickte, dem höhnischen Ausdruck in Wurmser's Gesicht und mußte bemerken, wie dieser ab und zu seinen schon vorher anwesenden Bekannten spöttische Bemerkungen zuflüsterte, die ihm zu gelten schienen. Ein lange Zeit that er, als ob er nichts bemerkte und richtete seine Aufmerksamkeit auf das Spiel, als jedoch Jener sein eigenthümliches Betragen nicht aufgab, als auch Osborn es mit Befremden zu bemerken schien, richtete Otto seine großen ernsten Augen so scharf und fragend auf Wurmser, daß dieser die seinigen unwillkürlich niederschlug, gleich darauf jedoch dem ihm Zunächststehenden eine sprichwörtliche Redensart mit so deutlicher und spöttischer Beziehung auf Otto zuflüsterte, daß diesem eine jähe Zornröthe in's Gesicht stieg und er, außer Stande, ein solches Betragen länger zu ignoriren, fragte: „Was wollen Sie eigent-

lich, mein Herr!“ — Osborn hatte den aufwallenden Zorn seines Freundes bemerkt und sich in's Mittel legend, fast zu gleicher Zeit gesagt: „Well, Gentlemen, was giebt es? Lassen Sie uns doch ohne Störung dies interessante Spiel vollenden!“

„Gewiß, gern,“ entgegnete Wurmser, „es ist mir um so interessanter, da ich schon das Portrait dieses Herrn besitze, wie ich mit Vergnügen erkannt habe!“

Otto sowohl, wie William Osborn sahen den Sprechenden an, als verstünden sie ihn nicht, indeß Ersterer sagte:

„Mein Portrait?“

„Gewiß, die Herren können sich selbst überzeugen, die Aehnlichkeit ist unverkennbar!“ — Damit hatte er seine Brieftasche und daraus das kleine, aus dem Medaillon hinterlistig genommene Bild hervorgezogen und es in Osborn's sich rasch darbietende Hand gelegt.

Ein Ausruf des Erstaunens entfuhr diesem.

„Woher haben Sie es?“ fragte er Wurmser, indem er das Bild Otto reichte.

„Eine mir sehr werthe junge Dame hat es mir

zum Zeichen ihrer Gunst gegeben, sie trug es im Medaillon und es störte mich!“

Osborn sah, wie Otto während dieser Rede und beim Anblick des Bildes todtenblaß wurde, er trat schnell auf ihn zu, Otto nahm sich gewaltsam zusammen und mit einer gleichgültigen Bewegung das kleine Bild in die Glut des Kaminofens werfend, sagte er anscheinend ruhig: „Die Aehnlichkeit ist unverkennbar, übrigens geht mich das Bild nichts an; kommen Sie, Osborn, unser Spiel ist wohl zu Ende!“

Dieser, den Zustand des Freundes ahnend, eilte mit ihm das Local zu verlassen, indem Wurmser rief: „Wie mein Herr, Sie verbrennen das Bild, das meine kleine Fanny mir gegeben?“ —

Otto's Augen schienen Feuer zu sprühen, als er sich nach dem unverschämten Sprecher umwandte, seine Karte auf's Billard warf und mit einer Stimme voll Verachtung sagte: „Da ist meine Karte, wenn Sie noch weiter etwas von mir wünschen sollten!“ — Damit ergriff er den Arm seines Freundes und verließ mit diesem das Haus, aber in einer Stimmung,

wie er sie in seinem Leben noch nicht empfunden zu haben glaubte. —

Was hatte er Fanny gethan, daß sie so verrätherisch, so treulos, so schlecht handelte? — Wie war es nur möglich? — Wie konnte sie, die er seit ihrer frühesten Kindheit als ein Herz ohne Falsch, als ein kindlich offenes Gemüth kannte, wie konnte sie so niedrig denken und thun, das Bild des Freundes, das er ihr mit der sanften, dringenden Bitte gegeben, sich seiner dabei zu erinnern, wie konnte sie es verschenken und noch dazu einem Menschen, wie dieser Wurmser? — Wie war es nur möglich? — das fragte sich Otto in der stürmischen Aufregung seiner Seele in Einem fort, denn es war ja wirklich dasselbe kleine Bild gewesen, das er selbst mit dem Federmesser ausgeschnitten und in dem Medaillon befestigt hatte, es war kein Zweifel, Fanny hatte es verschenkt! — —

William Osborn fühlte den Zustand seines Freundes, er konnte sich mit dem lebhaften Interesse, das er empfand, den Zusammenhang denken und zartfühlend, wie er war, mochte er nicht fragen und eine Mittheilung verlangen, die dem Andern ziemlich pein-

lich sein mußte. Schweigend gingen sie also mit einander bis an Otto's Wohnung und schweigend wollte sich dieser hier verabschieden.

„Kommen Sie mit zu uns, Schneider," sagte William jetzt in theilnehmendem Ton. „Sie sind nicht in der Stimmung, allein zu sein, kommen Sie mit mir!" —

„Ich bin auch nicht gestimmt, unter Andern zu sein, William," erwiederte Otto. „Sie sind der einzige Mensch, den ich heute Abend ertragen könnte!" —

„Gut, so gehe ich mit Ihnen hinauf und bleibe bei Ihnen. Sie geben mir ein paar Cigarren und dann können wir reden oder nicht reden, wie es Ihnen beliebt, aber ich mag Sie nicht allein lassen!" —

Zustimmend drückte Otto seine Hand und Beide stiegen in seine Wohnung hinauf. Er ließ Wein und Gläser bringen, schob dem Freunde Cigarrenkasten und Aschenbecher hin und als der bläuliche Duft in feinen Wölkchen zwischen ihnen emporwirbelte, da brach er das finstere Schweigen endlich und erleichterte sein Herz. — Er erzählte, wie er ein holdes, kleines,

glückliches Kind gekannt, umgeben von Elternliebe, Reichthum und Glück, — wie dann das Kind alle diese Güter auf einmal verloren, wie er mit der Waise getrauert, wie gern er sie in das Haus und die Arme seiner Mutter gebracht hätte, was nicht anging! — Wie er sie aber nie aus den Augen verloren, sie fast täglich erwartet und gesehen, sie, oft ihr selbst unbewußt, auf ihren Wegen begleitet habe. — Wie sie immer größer und schöner geworden und ihm immer theurer, dabei aber dasselbe leichtherzige, anspruchslose und aufrichtige Kind geblieben sei; wie gut sie ein unfreundliches Leben ertragen, wie hoffnungsvoll sie in die Zukunft geblickt und wie in dieser Zukunft immer ihr Bruder Eberhard und Otto die Gefährten waren, die sie wünschte und dachte! — O, und wie schön, wie hold hatte Otto sich diese Zukunft ausgemalt? Wie hatte er sich seine Rückkunft nach der Vaterstadt als den ersehnten Zeitpunkt gedacht, wo er seinem Vater die Wünsche seines Herzens entdecken und dann mit dessen Zustimmung um Fanny werben wollte; wie hatte er Liebe, Glück und Freude in das Leben der Waise bringen wollen und nun? — — Alles war vernichtet! Alle die Gebäude

seiner Hoffnungen lagen zertrümmert, — sie hatte sein Bild dem Ersten Besten, der ihr vielleicht einige fade Schmeicheleien gesagt, geschenkt, geopfert, gleichsam, was ihm heilig und theuer schien, — so hatte sie selbst ihn für immer aus ihrem Leben verstoßen! —

William Osborn hörte Alles mit der innigsten Theilnahme an. Er unterbrach die Ergießungen seines Freundes nicht, er ließ ihn die volle Erregung, den ganzen Schmerz seiner Seele aussprechen, in der Hoffnung, daß dies ihm Erleichterung und Beruhigung gewähren würde. Endlich, als Otto ermüdet schwieg, drückte er ihm mit wenigen Worten sein herzliches Mitgefühl aus und suchte Einiges vorzubringen, was ein milderes Licht auf die Handlungsweise des jungen Mädchens werfen könnte, obwohl ihm dies selbst schwer wurde, denn es schien kein Zweifel zu sein, daß Alles sich wirklich so verhielt, wie dieser Wurmser prahlerisch genug erzählt hatte, war doch das Bild das Otto's, hatte jener Mensch doch zum Ueberfluß noch Fanny genannt, — seine Fanny sogar, — Otto durfte nicht mehr daran denken, seine Entrüstung, seine Bitterkeit, sein Schmerz kannte keine Grenzen!

Ungern verließ ihn Osborn endlich spät Abends, doch kannte er seinen Freund schon genug, um zu hoffen, daß er sich männlich fassen und dem Kummer wenigstens äußerlich kein Uebergewicht gestatten werde; so war es auch in den folgenden Tagen, als Beide sich wieder sahen, erschien Otto ernster und stiller als gewöhnlich und sah nicht so frisch und munter aus, im Uebrigen war er sich gleich und mit keinem Wort kam er auf die Angelegenheit zurück, die ihn so tief erschüttert hatte. Er schien hauptsächlich für seine Geschäfte zu leben, alle Aufmerksamkeit widmete er diesen und gönnte sich nur wenig Erholung, und erst, als er mit William von dem nunmehr festgesetzten, ganz nahen Tag der Abreise sprach, von der Rückkehr nach der Heimath, sah dieser einen schmerzlichen Ausdruck über seine Züge fliegen.

Osborn suchte noch so viel als möglich die letzte Zeit in der Nähe seines Freundes zuzubringen und bat ihn daher dringend, ihn am Vorabend der Abreise noch zu einer Gesellschaft im Hause seiner Schwester zu begleiten, da er diese nicht gut versäumen durfte, sich aber ebensowenig an diesem Abend von seinem Freunde trennen wollte. Otto versprach,

ihn zu begleiten; nicht nur hielt er eben so viel von William, als dieser von ihm, er fühlte auch, daß es besser sei, sich der Zerstreuung, dem Umgang mit Menschen hinzugeben, als einsam über seinem bittern Schmerz zu brüten, und so traten beide Freunde Abends in die glänzend erleuchteten Gesellschafts-zimmer der Schwester Williams, die in einem großen Kreise von Freunden und Verwandten die dreijährige Wiederkehr ihres Hochzeittages feierte.

Siebenzehntes Kapitel.

Marianne Wandow war eine Frau von hellem Verstand und ebenso gutem Herzen, das ungeachtet eines fast ununterbrochen bequemen und mit äußeren Gütern gesegneten Lebens nicht das feine und richtige Gefühl für fremdes Leid verloren hatte. Fanny's Schicksal hatte sie von Anfang an tief ergriffen und lebhaft interessirt; sie sah ein ganz junges, liebens-würdiges und schönes Wesen von der Ungunst der Verhältnisse plötzlich in die fremde Welt hinaus-

gedrängt, fast allein, denn wie innig und aufrichtig auch der gute Kapitän Forster das Glück seines Schützlings wünschte, so war er doch in seiner ganzen Art und Weise nicht geeignet, es zu befördern, denn abgesehen von der Führung eines Schiffes und Allem, was dazu gehörte, war er so unerfahren im praktischen Leben, wie ein Kind, sonst hätte er auch wahrscheinlich Fanny nicht so ohne alle Umstände mit sich genommen. Die Ereignisse in Southampton setzten ihn in große Verlegenheit und ihm, so wie Mistreß Wandow selbst erschien es wie eine Fügung, daß diese so von ganzem Herzen bereit und so vollkommen in der Lage war, sich Fanny's anzunehmen.

Der Erfolg zeigte, daß sie das junge Mädchen richtig beurtheilt hatte, als sie ihr den Platz einer Schwester und Freundin in ihrem Hause, wie in ihrem Herzen gab; zärtlich, dankbar, gefällig, wie sich Fanny unabläßig zeigte, war das Verhältniß Beider zu einander bald ein innigeres geworden, und Jede an ihrem Theil glaubte den größten Vortheil daran zu haben und am meisten der Andern zu Dank verpflichtet zu sein.

Fanny ihrerseits that Alles, was sie Marianne

und ihrem Gatten an den Augen absehen konnte und diese Beiden betrachteten sie nicht nur wie zu ihnen gehörig, sie dachten auch darüber nach, was Eltern oder sonst nahe und wahrhaft liebevolle Angehörige wohl für sie thun würden, und das thaten sie auch in jeder Beziehung.

Nicht nur sorgten sie für ihr leibliches Wohl und gaben ihr Alles, was dazu gehörte, sie ließen sie auch ihre Anlagen und Talente noch weiter ausbilden, verschafften ihr in Musik und Zeichnen die besten Lehrer und ermunterten sie durch freundlichen Beifall. Kam wirklich einmal etwas vor, was Marianne nicht ganz in der Ordnung schien, so zögerte sie nicht, mit Fanny darüber zu sprechen und sie mit sanftem Tadel aufmerksam zu machen, worin sie etwas versehen; aber weit mehr hatte sie Gelegenheit, Fanny zu loben und das that sie nur zu gern. Sie freute sich, wenn sie ihren Bekannten das junge Mädchen vorstellen und dabei bemerken konnte, wie sehr sie den Meisten gefiel, und so wenig Werth sie noch für sich selbst auf die vielgenossenen Wintervergnügungen, auf Theater, Concerte, Bälle und Gesellschaften legte, so angenehm waren ihr dieselben

jetzt, wo sie Fanny damit bekannt machen und sich an der frischen Genußfähigkeit des lieben, noch so wenig verwöhnten Kindes freuen konnte.

Fanny fühlte sich wirklich in eine neue und schönere Welt versetzt. Anstatt der düstern Einförmigkeit des Meßmann'schen Hauses mit seiner liebeleeren Herrin und dem stets drohenden Verdruß über Leopold und Liese, fand sie sich jetzt von heitern, schönen Räumen, von Liebe und Freundlichkeit umgeben, und sie, die nur durch Julchen, nur aus deren Beschreibung die Feste der eleganten Welt kannte, sie nahm jetzt ungezwungen an denselben Theil, und mehr als der Spiegel sagten ihr die wohlgefälligen Blicke der Menschen, daß sie gefiel, daß sie in ihrer einfachen, aber mit Geschmack gewählten Toilette eine der lieblichsten Erscheinungen war. Das fand auch ein jüngerer Bruder des Herrn Wandow, der Fanny nicht nur in festlicher Umgebung sah, sondern häufig genug ihr Wesen und Treiben im Hause beobachtete und dasselbe, wie es seiner Schwägerin Marianne scheinen wollte, seitdem viel lieber und öfter besuchte. Sie schwieg indessen noch gegen ihre junge Freundin über diese Bemerkung, besonders, da sie wahrnahm, daß

Fanny mit der größten Unbefangenheit die freundliche Aufmerksamkeit von Charles Wandow entgegennahm, ohne ihm einen Vorzug zu geben; — sie schien sich mit all den jungen Männern, die sie kennen lernte, gleich gut zu amüsiren, und den Tanz selbst bei Weitem den Tänzern vorzuziehen.

Mit dem frischesten Vergnügen sah sie jeder neuen Einladung entgegen, und in ihren unausgesprochenen Gedanken lebte dabei immer der stille Wunsch und die freilich nur schwache Hoffnung, sie möchte einmal so ganz unvermuthet Otto Schneider in einer solchen Gesellschaft begegnen. Sie malte sich sein Erstaunen, seine Freude mit den hellen Farben ihres jungen, freundlichen Herzens aus, und wie gern sie auch mit Charles Wandow und Andern tanzte, den ersten Platz in ihrer Erinnerung behielt doch Otto, der treue Freund ihrer ehemaligen Verlassenheit.

Aber so manche Gesellschaft, so manche Oper oder Concert hatte sie besucht, ohne ihn zu treffen, die Zeit seines muthmaßlichen Aufenthalts in der amerikanischen Hauptstadt mochte beinahe zu Ende sein, und mitten in den Vorbereitungen zu einer großen und glänzenden Gesellschaft bei Mistreß Powel,

welche die Wiederkehr ihres Hochzeitstages feierte dachte Fanny mit herzlicher Betrübniß daran, daß der Freund ihr so nahe gewesen, und daß er nun ahnungslos fortging, ohne sie gesehen, ohne von ihr selbst die Wandlung ihres Lebens, aber die sich gleichgebliebene Freundschaft ihres Herzens erfahren zu haben! — Sie legte denn auch etwas zerstreut das Kleid von blaßrothem Seidenstoff an und befestigte eine feine goldene Kette, an der ein in Perlen gefaßtes Kreuzchen hing, um den Hals, als schon Marianne kam, und die zarte Guirlande von Maßliebchen, deren weiße Blätter einen rosigen Anflug an der Spitze zeigten und ganz reizend aussahen, in ihrem Haar zu befestigen.

Bald saßen die Freundinnen im Wagen und rollten ihrem Ziele entgegen, während vor und hinter ihnen zahlreiche Equipagen den gleichen Weg verfolgten. Mistreß Powel war eine Weltdame, die nicht nur wirklich einen ungeheuer großen Bekanntenkreis besaß, sondern die es auch liebte, zuweilen Monstre-Feste zu geben, von denen dann die fashionable Welt eine Woche lang sprach. So war es auch an diesem Abend in ihren glänzend erleuchteten

Sälen fast zu voll; die elegante Menge wogte förmlich durcheinander und Mistreß Wandow, nachdem sie mit Fanny die Wirthin des Hauses begrüßt hatte, fand es ganz zweckmäßig, daß ihr Schwager Charles sich sogleich einstellte, um beide Damen in den Ballsaal zu geleiten. Unterwegs bat er Fanny ganz dringend, ihm den Walzer und den ersten Contretanz zuzusagen, was sie zu gewähren zögerte, da sie lächelnd meinte, man könne nicht wissen, wie lange Marianne es in diesen heißen Räumen aushalten würde. Er nahm dies indessen für eine Zusage, wenn sie noch da sei, die gewünschten Tänze mit ihm zu tanzen, und bald sahen sich die Damen von ihren Bekannten im Ballsaal umringt, und während Marianne mehr plauderte als tanzte, überließ sich Fanny mit der Unbefangenheit ihrer Jahre diesem Vergnügen.

Unsere Damen waren schon bei Weitem nicht unter den ersten Gästen gewesen, aber Viele kamen erst einige Stunden später, und zu diesen gehörten auch ein paar junge Männer, von denen der Eine besonders zwanglos die elegante Frau vom Hause begrüßte und von ihr als „Bruder William“ wegen

seines späten Kommens gescholten wurde, worauf sie sich zu seinem Freunde wendete, um höchlich zu beklagen, daß er, wie sie gehört, ihre schöne Stadt schon morgen wieder verlassen wolle!“

William Osborn war es, mit Otto Schneider, die jetzt erst nach Beseitigung mancher nothwendigen Geschäfte in der Gesellschaft erschienen und sich in das Gewühl derselben mischten, der Erste mit wirklichem Vergnügen, das sein heiterer Sinn leicht fand, der Andere mit Widerstreben, nur dem Freund zu Liebe. Otto war nicht gern gekommen, weil er sich seit jener Begegnung mit Wurmser in einer Stimmung befand, die ihn Gesellschaften eher meiden, als suchen ließ und als daher William ihn bat, mit nach dem Ballsaal zu kommen, wo sie die schönste Blüthe der jungen Damenwelt finden würden, machte er eine Bewegung des Abscheu's, sagte, er möge von der gesammten Damenwelt aller fünf Erdtheile nichts mehr wissen, zwang den Freund, der bei ihm bleiben wollte, sich dahin zu begeben, wo eben ein rauschender Galopp vom Orchester tönte, und setzte sich selbst in eine von wundervollen Orangen-, Myrthen- und Lorbeerbäumen gebildete Nische, wo auf einem Tische

Albums jeder Größe für einen der Ruhe bedürftigen Gast zum Anschauen bereit lagen.

Osborn hatte sich unter die Tanzenden gemischt; er kannte die Meisten und wurde gern gesehen von Allen, bald schüttelten ihm die jungen Männer die Hände und riefen ihm heitere Begrüßungen zu, bald lächelten ihm freundliche Damenaugen entgegen, Jede freute sich, wenn er mit ihr sprach oder tanzte, Viele neckten ihn und auf Alles hatte er eine scherzhafte Erwiederung bereit. Zuweilen sah er sich im weitern Kreise um, nach den ihm noch weniger bekannten Erscheinungen, und da bemerkte er denn plötzlich Eine, die ihm in ihrer frischen Lieblichkeit, ihrer bescheidenen Anmuth ganz neu war und außerordentlich gefiel.

„Wer in aller Welt ist diese junge Dame?“ fragte er einen Bekannten, der ihm zunächst stand.

„Osborn, mein Junge!“ erwiederte dieser lachend, „der Saal ist voll junger Damen, woher soll ich wissen, welche Sie meinen?“

„Nun, in der That, welche sonst, als die im rosa Kleide mit dem reizenden Köpfchen, das eben erst in die Welt hineinzugucken scheint, die eben mit Charles Wandow tanzt?“

„O die? ja sie ist ganz frisch importirt! Eine junge Deutsche, glaub' eine Art Pflegeschwester von Wandow's Schwägerin!" —

„Von der, die draußen vor dem Thore wohnt?"

„Eben von der; da ist sie neben der jungen Dame, die sie zärtlich zu lieben scheint und Fanny nennt, den andern Namen habe ich vergessen!" —

Osborn stand in Gedanken verloren und hätte fast vergessen, seine Tänzerin zu dem eben beginnenden Contretanz zu führen, zu dem er engagirt war, und der ihm doch entsetzlich lang wurde! — Er wäre gar zu gern hinausgeeilt, Otto zu suchen, ihn zu bitten, nur einen Blick in den Ballsaal, auf diese junge Dame zu werfen; — war es möglich, daß dies dieselbe war, die so treulos Otto's Bild verschenkt? — Hatte er nicht geglaubt, sie in Wandow's Garten zu sehen, und hieß sie nicht auch Fanny? — Aber konnte dies Unschuldsgesicht lügen? konnten diese holden Augen mit dem gläubigen Ausdruck einem so unbeständigen Geschöpf, einem so veränderlichen Herzen gehören? — Er mußte Gewißheit haben! Sobald der Tanz beendet war, eilte er Otto zu suchen, und da ihm dies nicht leicht wurde, weil dieser seinen

ersten Platz verlassen, sorgte William nur, die beiden Damen könnten genug haben am Tanz und aus dem Ballsaal gehen, ehe er zurückkäme; endlich fand er Otto im Gespräch mit einem ältern Herrn, er machte ihm ein Zeichen abzubrechen und als dieser es that, sobald er konnte, und dann den Freund fragte, ob sie nach Hause gehen wollten, entgegnete William: „Nein, noch nicht! Ich muß Ihnen durchaus etwas zeigen, Sie müssen eine Dame sehen . . ."

„Ich bitte Sie, Osborn," unterbrach Otto mit der Empfindlichkeit, die ihm seit der letzten Zeit eigen war, „ich bitte, lassen Sie mich mit Damen in Ruhe! Sie wissen, daß Eine, die fast noch ein Kind war, mich tödtlich beleidigt hat, ich mag . . ."

„Und wenn nun eben diese Eine hier wäre?" sagte Osborn, „wenn Sie neulich doch in Wandow's Garten recht gesehen hätten?" —

Das Blut war Otto in's Gesicht gestiegen. „Sie sehen Gespenster, mein guter William!" sagte er zu diesem, aber er stürmte ihm fast voran in den Ballsaal.

Man tanzte bereits wieder, und abermals einen Contretanz, in dem sich Fanny besonders graziös be-

wegte, Osborn sah sie von Weitem, er suchte näher zu kommen und da sich Fanny ihnen gegenüber befand, machte er Otto auf sie aufmerksam. Dieser erkannte sie, ungeachtet der großen Verschönerung, welche Zeit und Toilette bewirkt hatten, er erkannte die Fanny, die ihn verrathen, und wurde blaß wie der Tod. Er starrte sie an, die ihn ebenfalls erkannte, sie standen sich jetzt ganz nah: „Sollen wir uns vorstellen lassen?“ fragte Osborn. „Nicht um die Welt!“ rief Otto bitter und so laut, daß Fanny es hören mußte, „ich reise morgen ab auf Nimmerwiedersehen!“

Damit wendete er sich um und verließ durch die nächste Thür den Saal, von dem Freunde gefolgt, der ihn vergebens beschwor, nicht so hastig, nicht so unüberlegt einem Wiedersehen den Rücken zu kehren, das ihm doch auf seltsame Weise noch zum letzten Tage aufgespart gewesen sei.

„Eben deshalb!“ sagte er traurig und war durch nichts zu bewegen, länger zu bleiben. Osborn verließ mit ihm das Haus seiner Schwester, verlebte die letzten Stunden der Nacht mit ihm, und begleitete ihn am andern Morgen nach dem Schiff, mit dem

Otto New-York verließ, um sich in die Heimath zu begeben, die doch nun den schönsten Reiz für ihn verloren.

Und Fanny! — die arme Fanny! Sie hatte Otto erkannt, ein jäher Freudenschreck durchzuckte sie noch einmal, wie damals im Garten, nur stärker, denn jetzt war sie gewiß: es war der Freund, er sah sie, im nächsten Augenblick mußte er sie anreden, sie stand ja in Ruhe, während eben die andern Paare tanzten, selige Verwirrung hatte sie ergriffen, beinahe hätte sie „Otto“ gerufen, ihr Herz stand fast still vor Erwartung, da hörte sie seine Worte, sah, wie er sich abwendete, Alles war die Sache weniger Augenblicke gewesen, ihr Tänzer bot ihr die Hand, aber — es war zu viel für sie gewesen, der jähe Wechsel der Empfindungen überwältigte sie, mechanisch wollte sie ihre Hand geben, aber sie schwindelte, und verlor für einige Augenblicke das Bewußtsein. — Man kam ihr zu Hülfe, Marianne Wandow eilte herbei, Wasser, Eau de Cologne wurde gebracht, Fanny erholte sich schnell und bat die Umstehenden, sich nicht stören zu lassen, sie sei nur schwindelig geworden.

Leise aber dringend bat sie Marianne mit ihr nach Hause zu fahren, und diese wünschte selbst nichts mehr; sie eilte mit Fanny in die Garderobe, hüllte die Zitternde auf's Zärtlichste in ihren eigenen Mantel, den sie für wärmer hielt, und als das junge Mädchen in Thränen ausbrechend, sich in ihre Arme warf, suchte sie sie auf's Freundlichste zu beruhigen. Sie fühlte, es mußte etwas Besonderes vorgefallen sein und kaum saßen Beide im Wagen, als Fanny ihrer Freundin mittheilte, was ihr begegnet, was sie gesehen und gehört und was ihr selbst wie ein Traum erschien! —

Anfangs glaubte auch Marianne so, und meinte Fanny sei vom Tanzen unwohl geworden und ihre erregte Phantasie habe ihr den Jugendfreund vorgespiegelt, aber nein, Fanny war wohl erregt, aber ganz wohl gewesen, sie hatte den freudigen Schreck allerdings fast wie einen Stoß verspürt, so heftig war er gewesen und ihre Spannung dazu! Aber dann hatte sie den jungen Osborn wohl erkannt, den man ihr vorher als den Bruder der Wirthin bezeichnet hatte, bemerkt, wie er Otto etwas gesagt mit Bezug auf sie, und hatte dann dessen verächtliche

Miene gesehen, und die schneidenden Worte gehört: „Nicht um die Welt! Morgen reise ich ab auf Nimmerwiedersehen!“ Und damit hatte er seine zornigen Augen, die sie sonst so freudig grüßten, abgewendet und war gegangen auf Nimmerwiedersehen!

Fanny glaubte den größten Schmerz ihres bisherigen Daseins erlebt zu haben und weinte an der Brust der theilnehmenden Marianne die heißesten Thränen. Vergebens suchte diese das Benehmen des jungen Mannes, den sie noch dazu gar nicht kannte, zu erklären, oder zu entschuldigen, es gelang ihr nicht, — Fanny blieb dabei, dasselbe unerklärlich zu finden, und obwohl sie sich zusammen nahm, sich beruhigte und nach einigen Tagen scheinbar dieselbe war, blieb doch in ihrem Innern die Erinnerung an jenen Abend, wie eine wunde Stelle, die bei der leisesten Berührung schmerzte, und die sie gleichwohl unablässig berührte.

Achtzehntes Kapitel.

Die Aufregung, welche eine Abreise fast immer mit sich bringt, und die je nach der Wichtigkeit des Orts, den wir verlassen, nach den Erlebnissen, die er für uns hatte, größer oder geringer ist, diese Aufregung, die auch Otto empfunden, als er von William an Bord begleitet, die große Hauptstadt verließ, hatte sich gelegt, je mehr er sich von dem Lande entfernte, wo er seiner schönsten Hoffnungen beraubt worden war und einer stillen aber tiefen Traurigkeit Platz gemacht.

Schweigend und in Sinnen verloren, stand er Stunden lang auf dem Verdeck an derselben Stelle und blickte auf die sich unabläßig verschlingenden Wogen des Ocean, als könnte er aus ihnen herauslesen, was ihm je länger, je mehr unbegreiflich schien! —

Die Thatsachen waren so klar, so unwiderleglich in plötzlicher Schärfe an ihn heran getreten, daß es nicht zu verwundern war, wenn er ihnen glaubte! Hätte Jemand von dem leichtsinnigen Verschenken

des Bildes erzählt, Otto würde kein Wort geglaubt und lebhaft widersprochen haben, aber wer wäre nicht erschrocken bis ins Innerste verstummt wie er, bei dem prahlerischen Vorzeigen des Bildes und der Art, wie der Empfänger sich dessen rühmte? — Otto selbst hatte das Medaillon mit dem Bilde in Fanny's Hände gelegt, nur sie konnte es daher herausgenommen und verschenkt haben, einem Menschen wie dieser Wurmser? — Wo und wie hatte er die Bekanntschaft des jungen, so eingezogen lebenden Mädchens gemacht? — Aber nein, Fanny lebte ja nicht mehr eingezogen, sondern in der großen Welt von New-York? — Wie kam sie dahin? — Was hatte in so kurzer Zeit diesen ungeheuren Wechsel ihrer Lage bewirkt? — Fast vereinsamt durch die Abreise ihrer wenigen Freunde, hatte er sie in der Vaterstadt zurücklassen müssen, mit zärtlicher Sorge hatte er ihrer deshalb unabläßig gedacht, und nun sah er sie plötzlich in New-York, umgeben von Glanz und Lust, daran theilnehmend, als könne es nicht anders sein, als gehöre diese unglaublich verschönerte Fanny nur in die Umgebung von Licht und Freude! — War das wirklich seine Fanny gewesen? — Ja, gewiß sie

war es, er hatte sie, wenn auch vor vielen Jahren, schon so gesehen, mit diesem strahlenden Lächeln, geschmückt und lieblich, — damals war sie ein Kind und in den schönen Räumen ihres Vaterhauses, jetzt war sie dieselbe, nur größer und schöner! —

Otto begriff die Wandlung nicht und die Märchen der Kindheit, die Sage von Aschenbrödel kam ihm in den Sinn! — Welche wohlthätige Fee hatte Fanny aus dem düstern Hause Meßmann's entführt und in die glänzenden Säle der Mistreß Powel getragen? — Hatte sie ihr einen Bisamapfel gegeben, dem beim Oeffnen auf des Mädchens Wunsch ein Anzug von rauschender Seide entquoll? — Hatte er sich nicht immer gedacht, so müßte sie gekleidet sein und o, welche Erinnerung, hatte er selbst ihr nicht einmal einen solchen rosenfarbenen Seidenstoff geschickt, sie hatte den Geber errathen, ihm aber gesagt, daß sie solch herrliches Kleid doch nicht tragen dürfe, sie wolle es aufheben für die Zukunft die sie sich kindlich lieblich ausdachte mit Eberhard und Otto? — Wie, trug sie nicht ein rosa Kleid, als er sie dastehen sah in der Reihe der Tanzenden, war das nicht derselbe Stoff, den er ihr geschenkt, und die Treulose wagte es, sich

damit zu schmücken? — — Wie schön hatte sie ausgesehen, welcher Glanz der Freude war in ihr rosiges Gesicht getreten, als sie ihn erblickt, wie von entzücktem Erstaunen vergrößert, hatte ihr Auge unbeweglich auf ihm geruht, — — waren das Alles Anzeichen eines falschen flatterhaften Sinnes? — War er doch am Ende durch einen frechen Lügner getäuscht worden? — Konnte Fanny das Medaillon nicht verloren, konnte man es ihr nicht entwendet haben? — — Dieser Mensch, dieser Wurmser war erst seit ganz kurzer Zeit in New-York, konnte er da schon Fanny's intime Bekanntschaft gemacht haben, da sie ja schon längst dort war, denn es war damals keine Täuschung gewesen, er hatte sie ja wirklich in Wandow's Garten gesehen?

Jetzt erst überlegte Otto alle diese Thatsachen miteinander, er kam zu keiner Klarheit, aber dennoch wurde ihm die Wahrheit dessen, was Wurmser vorgebracht, immer zweifelhafter. Er mußte unwillkürlich an Leopold denken, hätte dieser ihm das Bild gezeigt und sich Fanny's Gunst gerühmt, er würde ihn als einen Lügner verlacht haben; — und nun dieser Wurmser, war er nicht ein ähnliches Subjekt? — Aber wie kam er zu dem Bilde, wie zu Fanny? —

Je mehr Otto nachdachte, desto mehr beschlich ihn die Reue über sein allzuraſches, der leidenschaftlichen Aufregung des Augenblicks entsprungenes Verfahren, desto mehr verwünschte er die blinde Erbitterung, der er sich überlassen, die ihn taub gemacht gegen die vernünftigen Vorstellungen Osborn's! — Konnte er nicht einige Tage wenigstens noch, oder selbst, wenn es der abgehenden Schiffe halber nicht anders ging, noch 14 Tage in New-York bleiben, Fanny selbst sprechen, oder doch ihre Verhältnisse auskundschaften und diesen Wurmser zwingen, zu sagen, ob er in Wahrheit das Bild von Fanny Bertog erhalten? — Der sonst so verständige junge Mann mußte sich sagen, daß er einmal recht unvernünftig gehandelt, und daß, wenn es um sein Lebensglück geschehen sei, vielleicht er selbst es jetzt erst verscherzt habe durch sein hartes, schroffes Verurtheilen ohne Untersuchung! — Denn wie mußte Fanny, wenn sie unschuldig war, das Benehmen des sonst so liebevollen Freundes deuten? — Wie viel herzloser mußte er ihr erscheinen, je mehr die lange Trennung und das Unerwartete des Wiedersehens das Glück desselben erhöheten? — Otto wäre am liebsten gleich über Bord

in die See gesprungen und nach New-York zurückgeschwommen, hätte Fanny aufgesucht, ihre Hände gefaßt, in die Augen geschaut bis tief in's Herz, das ja früher nie auch nur den Schatten eines bösen Gedankens gehegt!

Aber das ging nun nicht! Der junge Herr mußte sich nothwendig beruhigen und konnte nichts thun, als Briefe an Osborn schreiben und hoffen, daß er ein Schiff begegnen möge, das dieselben gleich mit nach Amerika zurücknähme.

Auch das geschah nicht, und erst bei einem kurzen Aufenthalt an der englischen Küste gelang es ihm, einem bald darauf nach New-York abgehenden Dampfer ein Schreiben an William Osborn mitzugeben, worin er ihn auf's dringenste bat, sich nun erst nachträglich von der Wahrheit der frechen Behauptungen Wurmsers weitere Beweise zu verschaffen, da ihm, Otto nämlich, doch nun bedenkliche Zweifel gekommen seien, ob man nicht Fanny vielleicht einen noch böseren Streich gespielt habe, als ihm selbst, — er fürchte, er habe sich zu schnell und unbedingt dem Glauben an das hingegeben, was jener Bursche, allerdings mit einem scheinbar untrüglichen Beweise, mit dem

Bilde in der Hand, vorgebracht habe, Osborn möge diesen Wurmser, so viel es möglich sei, nicht ganz aus den Augen verlieren, außerdem aber die Bekanntschaft Fanny's suchen, um von ihr zu erfahren, ob sie überhaupt Wurmser kenne und ob sie ihm das Bild gegeben habe; im Fall sie nichts davon wisse, möge er ihr das Zusammentreffen beim Billard erzählen und dadurch Otto's Betragen auf dem Ball der Mistreß Powel erklären.

Nach Absendung dieses Schreibens fühlte er sich einigermaßen erleichtert, ja es schien ihm, als sänke der Glaube an jene kränkende Handlungsweise des Mädchens, das ihm so theuer war, mehr und mehr in nichts zusammen, immer klarer und lieblicher trat wieder die Erinnerung an sie in seiner Seele hervor und wenn sie ihm jetzt gegenüberg,standen hätte, wie auf dem Balle, er würde keine weiteren Beweise ihrer Unschuld erwartet, er würde durch ihre Augen in ihr Herz gesehen und da nach seinem Bilde gesucht haben!

Aber je mehr er seine frühere Gesinnung für Fanny wiedergewann, desto schmerzlicher war es ihm, ihren jetzigen Aufenthaltsort verlassen zu haben, desto

größere Unruhe ergriff ihn, zu erfahren, wie er sich ihre Anwesenheit in New-York, ihre scheinbare Zugehörigkeit zu einer reichen und angesehenen Familie, wie die Wandow's, zu erklären habe, und er konnte kaum erwarten, den Boden der Heimath erst wieder unter den Füßen zu haben, um Erkundigungen anstellen zu können.

Endlich war er im Hafen und bald darauf im Hause und in den Armen seines Vaters, der den geliebten Sohn noch nie so lange entbehrt hatte. Es galt nun zunächst Bericht zu erstatten vom geschäftlichen Erfolg seiner Reise, und Rechenschaft abzulegen von dem was er, als künftiger Träger der Firma, schon jetzt drüben selbstständig gethan und bewirkt hatte, und Alles ergab sich zur größten Zufriedenheit seines Vaters. Aber die Freude des lieben Alten, die eigene Befriedigung über gelungene Leistungen waren doch nicht im Stande, die Unruhe und Beklommenheit zu beseitigen, die Otto's Seele erfaßt hatte, seit den letzten Tagen seines Aufenthaltes in Amerika. —

Gleich nach seiner Ankunft hatte er nicht daran denken können, sich mit den so sehr ersehnten Erkun-

digungen zu befassen, er war ein durchaus pflichtgetreuer Mensch und seine erste Zeit gehörte daher seinem Vater und dem Geschäft; aber selbst nachdem das Nothwendigste in dieser Richtung abgethan war und nun der Gedanke an Fanny bei ihm die Oberhand gewann, da wußte er nicht, wie er es anstellen sollte, die Erkundigungen einzuziehen, die er doch so sehr wünschte. Denn geradezu zu Meßmann's zu gehen, das widerstand ihm, er wußte, wie theilnahmlos sich die Tante stets gegen Fanny verhalten, wie sie ihr sogar verboten hatte, ihm zu begegnen: er konnte voraussetzen, daß Fanny ihr nichts von dem Medaillon gesagt haben würde, noch weniger konnte sie daher wissen, wie das Bild herausgekommen sei, und selbst nur anzufragen, wie es kam, daß die junge Waise, welche einst in Meßmann's Hause Aufnahme gefunden, jetzt in New-York lebte, schien ihm nicht geeignet. Viel eher wollte er Griesheim's, die er selbst zwar nur wenig, aber dafür als Fanny's wohlmeinendste Freunde kannte, aufsuchen, da er hoffte, die freundliche Julie würde mehr als sonst Jemand von dem Medaillon und von der Gesinnung ihrer Freundin für ihn wissen.

Gerade, als er eben das Griesheim'sche Haus aufsuchen wollte, trat der Rechtsanwalt selbst bei ihm ein, und nach wenigen vorbereitenden Worten, worin er sagte, daß er durch seine Tochter Julie von dem treuen und dauerhaften Interesse unterrichtet sei, welches Otto Schneider stets an der verwaisten Tochter des einst so glücklichen Bertog'schen Hauses genommen, zog er ein Papier aus der Tasche, nahm daraus ein kleines, goldenes Medaillon und fragte Otto, ob er vielleicht ein Aehnliches einmal habe arbeiten lassen? —

„Dieses selbst!" rief Otto lebhaft aus, „es ist kein Zweifel, ich erkenne noch die kleine Schramme, welche mein Federmesser verursachte, als ich ein Bild befestigte! Sehen Sie hier, Herr Rechtsanwalt," fuhr er fort, seine Uhrkette vorziehend, „sehen Sie, hier hängt ein ganz gleiches Exemplar, und der Goldschmied, der Beide angefertigt, wird sich vielleicht noch erinnern, daß ich das Zweite, das er mir nach dem Muster des Ersten machen mußte, am 16. Juli vorigen Jahres, zwei Tage vor meiner Abreise nach New-York, von ihm abholte! Ich bitte Sie, Herr Griesheim, wie kommt dies Me-

daillon in Ihre Hände, es waltet hier irgend ein peinliches Geheimniß vor, das zu entdecken für mich von der größten Wichtigkeit ist!" — Der Rechtsanwalt lächelte und fragte, ob er denn Fanny Bertog nicht in New-York gesprochen habe? — Otto verneinte dies mit tiefem Seufzer und fragte abermals, woher Herr Griesheim das Medaillon bekommen. Dieser erzählte nun den Streich, welchen man Fanny während der Abwesenheit aller ihrer Freunde gespielt, und der die Veranlassung ihrer Reise nach Amerika geworden war; er theilte Alles mit, was das junge Mädchen selbst geschrieben, ihren Verdacht auf Leopold und Liese, ihren Kummer um das Bild, und Otto hörte mit athemloser Spannung zu. Der Rechtsanwalt hatte seitdem Leopold heimlich beobachten lassen und vor einigen Tagen hatte dieser das Medaillon nebst einigen andern kleinen Werthsachen an an einen Juden verkauft; Griesheim, hiervon benachrichtigt, setzte sich in Besitz des kleinen Dinges, und da er Otto Schneiders Rückkehr erfahren, ging er gerades Wegs zu ihm, um zu erfahren, ob dies Medaillon dasselbe sei, was Fanny an ihrer Uhrkette befestigt in ihrer Commode aufbewahrt hatte.

Neunzehntes Kapitel.

Otto's Freude über die Entdeckung, daß man Fanny die von ihr so werth gehaltenen Sachen entwendet, daß sie also nicht selbst das kleine Bild aus dem Medaillon genommen und verschenkt hatte, war so groß, daß sie dem Vater Juliens über das gewöhnliche Maß dessen hinauszugehen schien, was man empfindet, wenn ein unaufgeklärter Diebstahl entdeckt wird; der junge Mann sah sich daher veranlaßt, dem theilnehmenden Freunde Fanny's mitzutheilen, welche Scene er in dem Gesellschaftslokal zu New-York mit Wurmser erlebt, und Beide kamen überein, daß dies ein von Leopold besonders ausgedachter Streich gewesen sei, den Jener habe ausführen müssen. Der Rechtsanwalt beklagte, daß Otto in seiner Entrüstung, das Bild in's Feuer geworfen hatte, da es der sicherste Beweis gegen die Uebelthäter gewesen wäre, indeß hoffte er auch so zum Ziele zu kommen, und beschloß, zu Herrn Meßmann selbst zu gehen, da Fanny wiederholt geschrieben, die Kammerjungfer ihrer Tante müsse ebenso viel um die Sache wissen,

als Leopold. — Zunächst lud er Otto Schneider auf's Freundlichste in sein Haus ein, mit dem Bemerken, daß seiner Tochter kein größerer Gefallen geschehen könne, als wenn Jemand käme, mit dem sie von der schmerzlich vermißten Freundin plaudern könne; nun habe Otto ja eine Menge wichtiger Dinge zu erzählen und ebenso viel zu hören, der Vater wolle sich daher ein freundliches Gesicht von seinem Töchterchen verschaffen, indem er einen so interessanten Gast einlade. —

Mit großer Bereitwilligkeit nahm Otto die Einladung an und fand Julchen in ihrer Weise auf's Höchste gespannt, Alles bis auf die geringsten Einzelnheiten zu hören, was er nur irgend von Fanny selbst, oder in Bezug auf sie erzählen konnte, und während sie auf ihn zürnte, daß er jenem abscheulichen Betrug Glauben geschenkt und an Fanny gezweifelt hatte, wurde sie nicht müde, ihn das Zusammentreffen auf dem Ball der Mistreß Powel, das Aussehen ihrer Freundin, ihren Anzug, ihre Umgebung beschreiben zu lassen, ja sie wollte alle Einzelheiten ihrer Toilette, die Namen ihrer Tänzer, und wer weiß, was sonst noch wissen, worin Otto leider seine völlige Unwissen-

heit bekennen mußte. Er gestand immer und immer wieder, daß er nichts gesehen, als Fanny selbst und auch sie nur mit der Verblendung seines zornig erregten Gemüths. —

Indessen suchte der Rechtsanwalt Griesheim die Angelegenheit mit Fanny's entwendeten Kleinodien weiter zu enthüllen, und schlug dazu mit der ihm eigenthümlichen Klugheit den geradesten Weg ein. Er ging zu dem alten Meßmann, setzte ihm die Sache auseinander, theilte ihm Fanny's sichern Verdacht auf Leopold und Liese mit, dann den Verkauf des Medaillon durch den Ersteren und das hinterlistige Vorzeigen des kleinen Bildes durch einen gewissen Wurmser in Amerika.

Herr Meßmann, der sich in seiner ängstlichen Scheu vor Verdruß, in seiner Schwäche und Bequemlichkeit nur ungern mit einer so unangenehmen Angelegenheit beschäftigte, mußte doch einsehen, daß der Verlauf derselben so sehr er für ihn im Dunkeln gelegen, jetzt klar genug sei, um die Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen; er willigte daher ein, daß zuerst die Jungfer seiner Frau in deren Gegenwart in's Verhör genommen werden sollte, und begleitete

demgemäß den Rechtsanwalt nach den Zimmern seiner Frau.

Wie die meisten, die ein böses Gewissen und doch nicht gerade die Gewohnheit des Bösen und Unrechten haben, so schwebte Liese seit dem schlechten Streich, den sie Fanny gespielt, in beständiger Angst vor Entdeckung und erschrak, wenn sich nur die Thür öffnete. So erbleichte und zitterte sie auch, als die beiden Herrn kamen, sie wollte das Zimmer verlassen und da Herr Griesheim ihr zurief, sie möge bleiben, er habe mit ihr zu sprechen, da fühlte sie sich so von Furcht ergriffen, daß ihre Füße ihr fast den Dienst versagten und sie sich an dem nächsten Stuhl festhalten mußte.

Herr Griesheim bemerkte dies wohl, und da er mit kurzen Worten Madame Meßmann um die Erlaubniß gebeten hatte, einige Fragen an ihre Jungfer richten zu dürfen, wendete er sich zu Liese, und sagte ihr in ruhigem, aber sehr ernsten Ton, sie möge sogleich der Wahrheit gemäß Alles berichten, was sie von den, Fräulein Fanny abhanden gekommenen Werthsachen, von der Uhr nebst Kette und Medaillon wisse. — Wie alle Personen ihrer Art verlor Liese

sogleich alle Fassung, sie brach in lautes Weinen aus, rang die Hände und beschwor den Herrn, sie nicht ganz unglücklich zu machen, sie habe sich nie etwas zu Schulden kommen lassen in ihrem Dienst, und die Uhr mit der Kette liege ganz unversehrt in ihrem Koffer, sie habe dieselbe noch vor dem jungen Herrn Leopold bewahrt, und eigentlich damals nur zum Spaß ihm geholfen, das Kästchen aus Fräulein Fanny's Kommode zu nehmen, um das Fräulein ein bischen zu erschrecken, sie habe nicht ahnen können, daß das Fräulein darum das Haus verlassen und nach Amerika gehen würde, und was dergleichen mehr war.

Tante Meßmann war außer sich über die Entdeckungen, die sie machen mußte, und überhäufte Liese mit heftigen Vorwürfen, der Rechtsanwalt bat sie jedoch, ihm einmal das Wort zu gönnen. Er erklärte Liesen, daß, wenn ihre Herrschaft es wolle, so würde Anzeige von ihrem Diebstahl gemacht und sie demgemäß streng bestraft werden, denn das gezwungene Ausliefern der Uhr, wozu sie sich jetzt verstehen müsse, könne nicht zu ihren Gunsten ausgelegt werden; vor allen Dingen solle sie erst das Kästchen holen und in seine Hände abliefern. Während die Jungfer ging,

diesem Befehle Folge zu leisten, rieth Herr Griesheim dem Onkel Fanny's, um seiner selbst willen keinen Lärm weiter von der Sache zu machen und es vorläufig bei der Einschüchterung und sonstiger häuslichen Bestrafung der beiden Schuldigen, von denen jedenfalls Leopold der Aergste wäre, bewenden zu lassen. Dieser kam gerade, nichts ahnend, zum Essen in das Haus seiner Tante, als er sich auf höchst unwillkommene Weise empfangen sah. Onkel Meßmann trat ihm mit Herrn Griesheim entgegen, nöthigte ihn, in ein kleines unbewohntes Zimmer zu treten, hielt ihm hier sein Vergehen mit allen möglichen Folgen vor, gab ihm, so groß er war, ein paar tüchtige Ohrfeigen, ließ ihn dann, indem er mit dem Rechtsanwalt weggehend, das Zimmer hinter sich verschloß, allein mit seinem beschämenden Bewußtsein und der Furcht vor weiteren schlimmeren Strafen, und verbot Jedem streng, sich auch nur durch die verschlossene Thür in ein Gespräch mit seinem Neffen einzulassen.

Mit der Uhr, die unversehrt nebst Kette in dem kleinen Maroquinkästchen lag, kehrte Herr Griesheim nach Hause zurück und erfreute sein Julchen nicht wenig durch den Bericht, den er ihr von der völligen

Entdeckung des Fanny gespielten Streiches gab, zugleich mit dem Auftrag, Alles ihrer Freundin ausführlich mitzutheilen, da er dann den Brief mit dem theuren Andenken, welche das junge Mädchen so schmerzlich vermißt hatte, der nächsten Gelegenheit nach New-York mitgeben wolle. Was das Medaillon betraf, das Herr Griesheim von dem Juden, an den Leopold es verkauft, erstanden hatte, so kaufte es Otto natürlich zurück, indeß schien es ihm durch die böse Absicht, welche damit ihr Wesen getrieben, völlig entwürdigt, er suchte ein weit schöneres aus und befestigte dies an Fanny's Uhrkette, nachdem er ein neues Bild darin eingeschlossen hatte. —

Mit Erstaunen hatte sein Vater in der ganzen Zeit seit seiner Rückkehr die wechselnde Stimmung des Sohnes bemerkt und sich dieselbe nicht erklären können. Anstatt über die Ankunft in der Vaterstadt, die glückliche Beseitigung der ihm aufgetragenen Geschäfte, des Lobes und der Zufriedenheit sich zu freuen, war er niedergeschlagen und sichtlich zerstreut gewesen, und nun plötzlich, ohne daß der alte Herr wußte warum, war Otto wieder heiter geworden, lachte und scherzte wie sonst, zeigte bei alledem aber eine Unruhe

und Zerstreutheit, daß Papa Schneider endlich nicht unterlassen konnte, zu fragen, was seinen sonst so verständigen Sohn so verändert habe.

Diesen liebevollen Fragen konnte Otto nicht widerstehen, er erzählte seinem Vater Alles, er theilte ihm auch mit, welche Hoffnungen und Wünsche er damals mit nach Amerika genommen, deren Erfüllung er bei seiner Wiederkehr seinem Vater an's Herz legen wollte. Die hinterlistige Verabredung Leopolds mit Wurmser, welche Ersterer hatte eingestehen müssen, und ihre Ausführung, die Otto getäuscht, hatte sein Herz aller angenehmen Aussichten, zugleich aber auch allen Friedens und aller Freude beraubt, das unerwartete Wiedersehen Fanny's endlich ihn in tausend peinliche Zweifel gestürzt. Diese waren nun aufgeklärt und beseitigt, lieblich und klar stand Fanny's Bild in seiner früheren, kindlichen Reinheit vor seiner Seele, und indem er sich bemühte, seinem Vater eine Vorstellung davon zu geben, bat er ihn um die Erlaubniß, in dem Brief, worin er jetzt Fanny um Verzeihung bitten wollte, zugleich mit dem vollen Bekenntniß seiner innigen Liebe zu ihr, um sie werben zu dürfen, als seine Braut.

Mit stiller Erwägung aller Verhältnisse hatte der alte Herr zugehört; er war gar wohl bekannt mit dem verstorbenen Bertog und diesem stets dankbar gewesen für die Güte und die Sorgfalt, welche er seinem jungen Sohn als Lehrling im Geschäft erwiesen, der Sturz seines Hauses und Bertog's Tod waren einander zu schnell gefolgt, als daß Herr Schneider, der noch dazu damals gerade abwesend war, im Verein mit andern Freunden das Unglück hätte abwenden können, aber er bewahrte dem ehemaligen Geschäftsfreunde ein so warmes Andenken, daß er die Absicht seines Sohnes, die verwaiste Tochter Bertog's in sein Haus und in seine Vaterarme zu führen, wenn sie wolle, von ganzem Herzen billigte, obwohl er sie ohne alles Vermögen glauben mußte.

Das Nothwendigste erschien nun, die Zuneigung, die Gewährung der jungen Dame selbst zu erlangen, und obwohl sich Otto mit dem Eifer anschickte, in einem Brief alle seine Gefühle, seinen Kummer, seine Reue, sein Entzücken, seine Besorgniß endlich, ob Fanny noch von ihm hören wolle, auszusprechen, obwohl er ihr sein Herz mit allen Wünschen und Hoffnungen zu Füßen legte, und sie beschwor, ihm so

schnell als möglich und so gütig, wie sie immer gewesen, zu antworten, so gestand er seinem Vater doch, daß er es für viel zweckmäßiger hielte, wenn er selbst, anstatt seines Briefes, oder doch bald nach diesem bei Fanny eintreffen könnte.

Mit Besorgniß dachte er nämlich der günstigen Verhältnisse, in denen das junge Mädchen jetzt bei Wandow's lebte, der glänzenden Gesellschaft, in der er sie gesehen, — wie viel junge Männer waren nicht da, die Otto's Bescheidenheit über ihn selbst stellte, konnte nicht Einer von Jenen Fanny besser gefallen, als der Jugendfreund, der an ihr gezweifelt und sich so schroff von ihr abgewendet hatte? —

Sein Vater indessen fand mit der Bedächtigkeit des höheren Alters für's Erste Otto's Brief genügend; er hielt eine Reise nach Amerika doch für keine solche Kleinigkeit, wie sein Sohn es gerade jetzt that, mindestens verlangte er, dieser solle die Zeit der ärgsten Stürme vorübergehen lassen, dann könne man weiter von dem Plan einer Ueberfahrt reden.

Damit mußte sich Otto beruhigen, aber es wurde ihm schwer! Er hätte dem Dampfschiff, das seine Briefe mitnahm, Adlersflügel wünschen mögen, damit

er nur erst alle seine Bekenntnisse in Fanny's Händen gewußt hätte; indeß nahm Alles seinen gewöhnlichen Verlauf, ja, das Schiff wurde durch besonders stürmisches Wetter noch einige Tage am Auslaufen verhindert und Otto mußte sich in Geduld fassen.

Er that es, so gut er konnte, und sein bester Trost dabei war, Griesheims aufzusuchen und mit Julchen von Fanny zu plaudern, sie hundert und aber hundert Mal zu fragen, was sie glaube, daß ihre Freundin thun und sagen würde, — worauf sie ebenso oft schelmisch mit den Achseln zuckte, bald eine klägliche, bald eine lustige Miene annahm, indem sie ihm sagte: „das könne Niemand wissen!" Seine Hoffnung beruhte zunächst auf Osborn! — Er wußte, dieser treue Freund würde seine Sache führen und mit gespannter Erwartung sah er einem Brief von ihm entgegen.

Zwanzigstes Kapitel.

Nichts ahnend von den lebhaften Verhandlungen, welche ihretwegen unter ihren Freunden in Europa stattfanden, unbekannt mit dem letzten, boshaftesten Betrug, der ihr gespielt worden, so wie mit der glücklichen Entdeckung desselben, lebte Fanny anscheinend glücklich und heiter in der Familie Wandow und in dem geselligen Kreise, in den sie durch Marianne eingeführt worden war! — —

Tief angelegte Naturen, denen bei großen Vorzügen, doch die bescheidene Zurückhaltung inne wohnt, welche jene noch erhöht, tragen auch den Schmerz, den sie gelegentlich erleben, nicht zur Schau; sie verschließen ihn im Innern und verarbeiten ihn da, gleichsam als Material für die Bedürfnisse und Zustände eines künftigen höheren Lebens! — Die gleichgültige Menge geht an ihnen vorüber und weiß nichts von der Arbeit ihres Innern, — sie sieht nur die äußere Gestalt, die sich wie sonst in den gewohnten Verhältnissen bewegt, das freundliche Auge, das Verständniß und Theilnahme für Alle zeigt, das

herzliche Lächeln, das so bereitwillig das anmuthige Gesicht verschönt! — Nur die wahre Freundschaft und Liebe sieht tiefer, und so ließ sich auch Marianne Wandow nicht täuschen durch die anscheinend unveränderte Stimmung ihrer jungen Gefährtin; sie allein bemerkte, daß Fanny, so lebhaft und theilnehmend sie sich gegen Alle zeigte, doch sobald sie sich unbeobachtet glaubte, in tiefes Sinnen versank, daß dann ein schmerzlicher Zug ihr sonst so heiteres Gesicht überflog, und da Marianne genau den Zeitpunkt kannte, von dem an diese Veränderung sich zeigte, so war es nicht schwer zu durchschauen, daß die absichtlich harte und verächtliche Weise, mit welcher der sonst so zart besorgte Jugendfreund sich bei ihrem zufälligen Zusammentreffen von Fanny abgewendet, es war, die auf dem Herzen des jungen Mädchens lastete, um so schwerer, als es ihr nicht möglich war zu begreifen, was in ihrer Erscheinung, in ihrem jetzigen Leben Otto Veranlassung geben konnte, sich so abstoßend, so kränkend gegen sie zu benehmen! —

Es mußte ihn überraschen, sie in Amerika zu treffen, aber hätte nach allem Früheren diese Ueberraschung nicht eine freudige sein müssen? — Selbst

wenn es ihm mißfiel, sie in so neuer, glänzender Umgebung zu sehen, gab ihm dies ein Recht, sie zu kränken? — Und war es nicht die bitterste Kränkung, daß er „nicht um die Welt!“ sich ihr vorstellen lassen wollte, wie es die Absicht seines Freundes Osborn war, was sie deutlich erkannt hatte, und mit welcher Miene hatte er sie dabei angesehen; welcher Unterschied mit dem Ausdruck, den sein Gesicht gehabt, als er vor sechs Monaten von ihr Abschied nahm und ihr das Medaillon gab!

Ach, wie sie es vermißte! — Wie gern sie das Bild gehabt hätte, um sich durch seinen Anblick in die Zeit zu versetzen, wo Otto es so gut mit ihr meinte, wo er sie so dringend bat, ihn nicht zu vergessen! — Diese Zeit war dahin, sagte sich Fanny, und obwohl sie die Absicht hatte, sich in das Unvermeidliche zu fügen und sich mit ganzem Wesen dem neuen, mit so viel Güte für sie eröffneten Leben hinzugeben, so war doch die Macht der Erinnerung oft stärker, als aller Reiz der Gegenwart, und es geschah ihr bisweilen, daß sie in Gesellschaft oder beim Tanz zerstreut den Unterhaltungen der jungen Männer, die sich um sie bemüheten, zuhörte, weil sie

an Otto dachte, ihn in Gedanken mit den Andern verglich, und wider Willen fand, daß Keiner ihr so gut gefiel, als Er! — Auch Charles Wandow nicht, obwohl er ein angenehmer, junger Mann war und sich sehr viele Mühe gab, Fanny zu gefallen, und obwohl diese merkte, daß Marianne sein Bemühen unterstützte, denn nicht nur glaubte sie, daß eine Verbindung mit Charles das Glück Fanny's begründen würde, sie sah darin auch für sich die Garantie, die geliebte jüngere Freundin in ihrer Nähe zu behalten, und vielleicht war es mit deshalb, daß sie ungeachtet ihrer Wahrnehmung, wie tief Fanny von Otto Schneiders veränderter Sinnesart getroffen war, es vermied, mit ihr darüber zu sprechen, weil sie wußte, oder doch hoffte, daß der Schmerz, der nicht weiter berührt wurde, sich allmählig abstumpfen und bald ganz heilen mußte.

Aber sobald schien dazu noch keine Aussicht! Fanny begleitete zwar Marianne nach wie vor in die Oper, in Concerte oder in Gesellschaft, aber, es war nicht zu verkennen, daß sie nur dem Wunsch der Freundin folgte, daß sie es mit innerlicher Gleichgültigkeit gegen die Vergnügungen that! — Keine

Spur war mehr da von der frischen Freude, die sie sonst über jede Einladung empfunden, von dem fast noch kindlichen Entzücken, das sie über einen neuen Anzug gezeigt, mit dem sie noch damals das rosaseidene Kleid begrüßt, als es vom Schneider kam! Den Stoff dazu hatte sie ja selbst mitgebracht, es war derselbe, mit dem Otto sie einst beschenkt und sie trug ihn an dem verhängnißvollen Abend, wo er sich von ihr abwendete, auf Nimmerwiedersehen! — — Sie konnte sich nicht entschließen, das Kleid wieder anzuziehen; — „ich glaube, ich bin schon zu alt dazu!" sagte sie lächelnd zu Marianne, und diese entgegnete ernsthaft: „ja, du wirst freilich bald achtzehn Jahr!" und dann lachten sie Beide und Marianne umschlang liebevoll die Freundin, die ihr Gesicht an ihr verbarg, denn sie hatte Thränen in den Augen, dem Lächeln zum Trotz, wie es bisweilen regnet, wenn die Sonne scheint. —

Eines Tages war sie überrascht, im Salon denselben jungen Mann zu finden, der mit Otto bekannt schien und der jetzt Wandow's einen Besuch machte. William Osborn wurde ihr vorgestellt, sie sprachen einige Worte mit einander, worauf Fanny mit der

ihr eigenen bescheidenen Zurückhaltung die Unterhaltung Marianne und ihrem Gatten überließ und sich schweigend verhielt, doch bemerkte sie seitdem, daß Osborn, wo sie öffentlich erschien, in ihre Nähe zu kommen suchte, ohne daß es allzu auffällig wurde.

So fand sie ihn auch eines Abends fast an der Eingangsthür des Ballsaals, den sie mit Marianne in einem befreundeten Hause betrat, und es schien, daß er nur gewartet, um sie sogleich um die Zusage eines längern Tanzes zu bitten. Sie gab dieselbe, indem sie erröthete, er war zufrieden, und als jener Tanz an die Reihe kam, war William Osborn an ihrer Seite. Ein seltsames Gefühl, wie vor einer nahenden Entscheidung durchzuckte sie, sie ahnte, Osborn werde mit ihr von Otto sprechen, und gleich darauf schalt sie sich thöricht, immer an ihn zu denken, während sein Bekannter nichts wolle, als wie irgend ein Anderer, einmal mit ihr tanzen! —

Indeß schien dies, wie aufmerksam er sie auch führte, doch nicht sein Hauptzweck zu sein, eine gewisse nachdenkliche Spannung in seinen Zügen, ließ auf andere Gedanken schließen, nur mochte er ver-

legen sein, wie er sie am schnellsten und besten zur Sprache bringen könnte.

William Osborn hatte die Briefe, die Schneider auf der See geschrieben, erhalten und dadurch nur bestätigt gefunden, was er gleich gedacht, nämlich daß sein Freund von Leidenschaft befangen, zu schnell verurtheilt habe, ohne zu untersuchen, und jedesmal, wenn er Fanny seitdem wiedersah, befestigte der Anblick ihres einfach unschuldvollen Wesens die Ueberzeugung in ihm, daß irgend ein Bubenstück sie des Bildes beraubt habe, um Otto damit zu täuschen. Außerdem konnte er nicht den geringsten Zusammenhang zwischen ihr und Wurmser entdecken; er spürte diesem nach und fand, daß er sich meist in sehr zweideutigen Kreisen bewegte, die weit ablagen von dem gewählten Umgang, den Marianne Wandow sich und Fanny gestattete; er war nun entschlossen, durch eine offene Frage zu der Einsicht zu gelangen, ob und wie weit die junge Dame die Geschichte mit dem Bilde und Wurmser selbst kenne. Aber, als er Fanny nun gegenüberstand, fand er dies doch nicht so leicht, als er gedacht, und mit einiger Verlegenheit suchte er ein Gespräch über ihre deutsche Heimath

zu beginnen, indem er ihre gewandte Aussprache des Englischen rühmte, und dann hervorhob, daß ihre Erscheinung sie aber unverkennbar als Fremde und als Deutsche zeige, wobei es unschwer zu erkennen war, daß er ihr damit etwas Verbindliches sagen wollte, denn er hatte es ebenso lebhaft, als aufrichtig ausgesprochen, daß er eingenommen sei für Deutschland und seine Bewohner.

Fanny hörte ihm mit Vergnügen zu und antwortete unbefangen freundlich, aber glühendes Roth überflog plötzlich ihre Wangen, als Osborn eines lieben Freundes erwähnte, der ihn unlängst verlassen, um in die Heimath zurückzukehren und der, wenn er nicht irre, ein Landsmann von ihr sei? — Sie neigte den Kopf zustimmend, sagte aber nichts, es war ihr nicht möglich.

„Mein Freund Schneider," hob William wieder an, „verließ Amerika nicht in glücklicher Stimmung und wäre er meinem Rath gefolgt, er hätte es nicht so schnell verlassen! Ein unangenehmes Zusammentreffen, das auf einem Irrthum, wo nicht gar auf einem Betrug beruhete, hatte ihn arg verstimmt und ich sollte glauben, auch Miß Bertog müßte sich an

jenem Abend bei meiner Schwester, Mistreß Powel, über sein Benehmen gewundert haben?“ —

Er sah Fanny an. Sie hob rasch den gesenkten Kopf, sie sah ihn an, unbekümmert um die Thränen, die in ihren Augen schimmerten, und in denen sich die unzähligen Gasflammen des Ballsaales spiegelten! Sie dachte nur daran, jetzt Aufklärung zu erhalten über Otto's räthselhaftes Betragen.

„Wenn Sie wüßten,“ sagte sie eifrig, „wie gut Ihr Freund früher immer gegen mich gewesen, wie er mich verwöhnt hatte durch Aufmerksamkeit und Theilnahme, Sie würden begreifen, wie mich sein verächtliches Abwenden und Weggehen erschüttern mußte, in dem Augenblick, wo ich nichts als Freude empfand, ihn zu sehen. Sein Benehmen war mir eben so unerklärlich, als schmerzlich!“

„Vielleicht kann ich es Ihnen erklären!“ sagte Osborn, „kennen Sie einen jungen Mann, Namens Wurmser?“ —

„Nein,“ sagte Fanny verwundert, „nein, es müßte denn der junge Mensch sein, der vor einiger Zeit Briefe aus Deutschland bei uns abgab und

dessen Namen ich um so mehr vergessen, als mir der ganze Mann mißfiel!"

Hierauf erzählte ihr Osborn das Zusammentreffen im Billard und die frechen Behauptungen jenes Wurmser. Fanny gerieth in die größte Aufregung über das, was sie hörte, sie nahm sich jedoch zusammen und nur einzelne Worte, wie „ist es möglich?" „o mein kleines Bild!" — „der arme Otto!" entschlüpften ihren Lippen.

Sie gab nun ihrerseits Osborn vertrauensvoll die Mittheilung dessen, was ihr zuletzt in Deutschland begegnet, und die Ursache ihrer Reise nach Amerika geworden war, nämlich die Entwendung der Uhr und des Medaillons mit dem Bilde; sie erwähnte ihres Verdachts auf Leopold, und als endlich William sie bat, seinem Freunde so schnell als möglich diese beruhigenden Aufklärungen schreiben zu dürfen, da gab sie ihm bereitwillig ihre Zustimmung.

Freudestrahlend trat sie nach beendigtem Tanz zu Marianne, so daß diese, erstaunt von dem Ausdruck im Gesicht der Freundin, sogleich fragte, ob ihr Besonderes widerfahren sei?" — „Armer Charles!" seufzte sie lächelnd, als Fanny ihr in fliegender Eile

erzählt, was sie so eben gehört hatte, „armer Charles, ich fürchte, er hat nichts mehr bei dir zu hoffen, meine Fanny, wenn deines deutschen Freundes Aktien so sehr im Steigen sind. Ich muß mich mit dir freuen, aber ich kann nicht umhin, für mich und uns Alle, die wir dich hier so lieb haben, zu fürchten!“ —

In diesem Augenblick trat Wandow zu den Damen und sagte, da es ihm Vergnügen mache, ihr Angenehmes mitzutheilen, so wolle er Fanny benachrichtigen, daß zu Hause Briefe aus Deutschland, nebst einem Paquet für sie angekommen seien, noch dazu besonders empfohlen, was auf einen wichtigen Inhalt schließen lasse, und da er Fanny's glückliches Lächeln sah, meinte er gegen seine Frau, er dürfe wohl den Wagen bestellen, denn deutsche Briefe schienen bei Fanny doch den Sieg über einen Ball in New-York davon zu tragen! —

Glück und Unglück kommt selten allein! — Die Briefe, welche Fanny bei ihrer Nachhausekunft fand, bestätigten die Mittheilungen, die William Osborn ihr gemacht; aber sie brachten noch mehr! — Nicht nur waren da Julchens Herzensergießungen und eifrige Schutzschriften für Otto, auch die Uhr war da

von einem Schreiben Griesheim's begleitet, und an der Kette hing ein neues, schöneres Medaillon und aus ihm lächelte ihr zärtlich, gleichsam um Versöhnung bittend, Otto's liebes Gesicht entgegen! — Und dann sein Brief!

Ja, sein Brief erklärte nun endlich Alles und hob sie in wenig Augenblicken hinweg über die Trauer der letzten Zeit, über alles Leid und Weh, was sie in ihrem jungen Leben erfahren! — Er bot ihr sein Herz, seine Hand, seine Liebe! — Wie er sie als Kind geschützt und behütet, so wollte er nun ihr ganzes Dasein in seine Obhut nehmen; mit ihr vereinigt, wollte er ein Haus gründen, in dem Friede und heiteres Glück wohnen sollte, wie einst in ihrem Vaterhause und von Eberhard allein solle es abhängen, ob er ihr Leben durch seine Gegenwart noch reicher machen wolle, sein alter Papa gebe zu dem Allen seinen Segen, und heiße im Voraus die künftige Schwiegertochter herzlich willkommen!! — Aber dann kamen die Zweifel! — Würde Fanny dies Alles auch annehmen wollen? — Mochte sie überhaupt noch von Otto hören? — Hatte sie nicht dort einen werthvollen Kreis gefunden? eine vortreffliche

Familie, die sie liebte, und gewiß auch Bewerber, denen sie vielleicht geneigt war? — Der arme Otto quälte sich sehr mit diesen Muthmaßungen, und man merkte es an seinem ganzen Brief, daß er demselben bald in Person nachfolgen würde! — —

So war es in der That! — Kaum war der stürmische und unfreundliche Februar den ungewöhnlich schönen Tagen des März gewichen, kaum war Fanny's Antwort voll Freude und schüchterner Liebe und bescheidener Zustimmung eingetroffen, als Otto sich nicht mehr zurückhalten ließ, sein Glück in der Ferne zu suchen und heimzuführen unter das schützende Dach eines deutschen Hauses. Mehrere Monate jedoch mußte er damit warten, Marianne wollte die Freundin, die sie so bald wieder verlieren sollte, nicht eher hergeben und Fanny verlebte noch einen Frühling voll bräutlichen Glückes in New-York und in Wandow's freundlicher Familie. Die Trennung von dieser war der einzige Schatten, der auf Fanny's nun so licht gewordenes Leben fiel, aber auch dieser wurde erhellt durch die Aussicht, daß Herr Wandow nicht abgeneigt schien, in einigen Jahren ganz nach der Heimath seiner Frau zu übersiedeln.

Einen freudevolleren Empfang konnte es kaum geben, als den, der Fanny, der jungen Gattin Otto's, zu Theil wurde, als sie in der Vaterstadt mit ihm eintraf. Der alte Schneider, Griesheim's, Onkel Meßmann begrüßten sie mit Segenswünschen und Freudenthränen, und ein kräftig schöner junger Mann, mit den unvergeßlich lieben Zügen des Bruders, schloß Fanny so fest in seine Arme, als wollte er sie halten, um sie nie wieder zu verlieren! —

Eine Ueberraschung folgte der Andern! Das neuvermählte Paar, das vom Hafen in das Haus des Papa Schneider gefahren war, um dort zuerst im Kreise der Lieben ein Nachfest der Hochzeit zu begehen, sollte dann in seine eigene neue Behausung einziehen. Eine schöne Equipage mit prächtigen Apfelschimmeln bespannt, ein Geschenk Onkel Meßmann's, wartete an der Thür, ahnungslos stieg Fanny ein, aber welch ein Gefühl überkam sie, da der Kutscher in Wege einlenkte, die ihr nur zu wohlbekannt waren, obwohl sie dieselben seit ihrem vierzehnten Jahr nicht wieder betreten. — Vor dem schönen Hause ihrer Eltern, dessen prächtiger Garten in erster Sommerschönheit mit einer Fülle von Rosen prangte,

hielt der Wagen, Eberhard hob seine Schwester heraus, ihre Augen strömten über von Thränen der Rührung, der Freude und des zärtlichen Andenkens an die geliebten Eltern, sie warf sich an die Brust ihres Gatten, um ihm zu danken für diesen Beweis seiner treuen Liebe, die es sich einst gelobt, ihr das volle Glück ihrer Kindheit zurückzugeben; still und froh hielt er sie umfangen, und sagte dann leise: „Hier wollen wir leben und lieben, meine Fanny, uns und andern zum Heil, und je mehr uns Alles hier erinnert, daß irdisches Glück wandelbar ist, um so mehr wollen wir dem unsrigen eine Grundlage für die Ewigkeit geben!“ —

Hannchen und Toni.

Erstes Kapitel.

In der Schule.

Herr Jürgens war ein sehr freundlicher, nachsichtiger Lehrer; als aber einmal das Zuspätkommen der Schülerinnen überhand nahm, da erklärte er, seine Geduld habe nun ein Ende und die Nächste, die wieder zu spät, das hieß: nach dem Glockenschlag acht und nach ihm selbst in die Klasse käme, die sollte exemplarisch bestraft werden! —

Die Mädchen, sie mochten Alle nicht viel über oder unter zwölf Jahr sein, sahen sich bei dieser Erklärung stumm und erschrocken unter einander an. Sie wußten, Herr Jürgens konnte sehr streng sein, Wort halten würde er gewiß, und unter dem furchtbaren Wort: „exemplarisch“ konnten sie sich alles

Mögliche denken. Notirt zu werden und Sonnabend keine Karte, als Beweis des Fleißes und guten Betragens zu bekommen, war gewiß schlimm, und hatte, bei Vielen wenigstens zu Hause sehr üble Folgen, aber es konnte auch noch Anders gemeint sein, Schimpflicheres, z. B. an der Thür stehen, oder vor die Conferenz gefordert werden, und bei diesem Gedanken konnten nur die Leichtsinnigsten gleichgültig bleiben; die Meisten gelobten sich schweigend, aber auch künftig gewiß aufstehen zu wollen, wenn sie geweckt würden, sich beim Anziehen möglichst wenig auf die Hülfe der Mama oder von dem Stubenmädchen zu verlassen, und vor allen Dingen die nöthigen Bücher und Schreibmaterialien schon Abends zuvor einzupacken.

Bei solchen Beschlüssen war vorauszusehen, daß Herr Jürgens künftig sehr pünktliche Schülerinnen haben würde, und es war doppelt auffallend und betrübend, daß Tags darauf dennoch Eine erst kam, als schon der Gesang des Morgenliedes begonnen hatte, der nun diesmal durch solche Ordnungswidrigkeit besonders gestört wurde, so daß wenig fehlte, die Schülerinnen wären stumm mit offenem Munde sitzen

geblieben, so erstaunt und erschrocken waren sie; ja es gab einige Schadenfrohe darunter, die mit neugierigem Vergnügen daran dachten, was wohl nun mit der Uebertreterin des erst kürzlich und ausdrücklich gegebenen Verbots geschehen würde.

Hannchen Weise, so hieß sie, war völlig athemlos, das schmale, blasse Gesicht von Thränen überströmt, an ihren Platz gestürzt, hatte mit den zitternden, blaugefrorenen Händen ihr Gesangbuch aus der Korbtasche genommen, das Lied aufgeschlagen und saß dann, von unterdrücktem Schluchzen geschüttelt, unfähig zu singen da, gebeugt von Scham, die einzige Ungehorsame zu sein und mit Entrüstung und Schrecken von Allen angesehen zu werden! — Der Vers mußte ja bald zu Ende gesungen, das Gebet gesprochen sein, — aber, was dann kam — ach, das arme, kleine Kinderherz hatte kaum noch Kraft, seine Angst zu fassen! —

Und wirklich der Vers war zu Ende, das kurze Gebet darnach auch, die Augen der Schülerinnen waren starr auf den Lehrer geheftet, durch die tiefe Stille hörte man nun deutlich das mühsam zurückgehaltene Weinen der kleinen Ungehorsamen, auf die

Herrn Jürgens Blick sich jetzt mit einem Ausdruck von Trauer richtete, der für die Meisten weit ergreifender war, als ein heftiger Zornesausbruch.

„Johanne Weise, tritt hervor!“ war der nächste Befehl des Lehrers, aber ehe noch das weinende Mädchen sich völlig von ihrem Sitz erhoben, hatte sich ihre Nachbarin, ein blühend schönes Kind über die Bank geschwungen, war schnell, wie der Blitz auf's Katheder geeilt und ihre beiden Arme um den Hals des Lehrers schlingend, das frische Gesicht, die durch Thränen glänzenden, braunen Augen zu ihm erhoben, rief sie: „Thun Sie ihr nichts, bitte, bitte, thun Sie ihr nichts, sie ist gewiß unschuldig, denn sie ist immer so gut!“

Ein Laut der Ueberraschung war fast allen Lippen entflohen, bei so ungewöhnlichem Thun, dann trat um so tiefere Stille ein und wie über sich selbst erschrocken, denn sie war ohne Besinnen dem Drange ihres Herzens gefolgt, ließ Toni Maiwart die Arme sinken und die tiefste Verlegenheit färbte ihr ganzes Gesichtchen.

Das Alles hatte nur Augenblicke gewährt, ein Strahl milder Freude hatte den Ausdruck der Strenge

von Herrn Jürgens Gesicht verdrängt und die Hand liebkosend auf das gesenkte Köpfchen neben ihm legend, sagte er, beruhige dich, Toni, ich wünsche so sehr, wie du, Johanne unschuldig zu finden, denn es ist zu meinem Bedauern das erste Mal, daß ich unzufrieden mit ihr sein muß! Gehe jetzt an deinen Platz und verhalte dich ruhig; dein Aufstehen und Hierherkommen war eigentlich nicht ganz schicklich, aber um des edeln und schönen Beweggrundes willen, weil du dich einer von Strafe bedrohten Mitschülerin annehmen wolltest, will ich es ungerügt lassen; nur erinnere dich, mein Kind, daß man im Leben nicht immer ohne Ueberlegung den Eingebungen eines warmen, ungestümen Herzens folgen darf!“

Während dieser Rede hatte sich Hannchen fassen und ihre Thränen trocknen können, und als Toni an ihren Platz zurückgekehrt war, stand sie neben Herrn Jürgens.

„Warum kamst du so spät, Johanne?“ fragte er ernst.

„Meine Mutter ist in der Nacht krank geworden,“ erwiederte sie schüchtern „ich war um sechs Uhr zum Doktor gegangen und mußte warten, bis er kam!“

„Warum mußtest du warten?"

„Um das Recept in die Apotheke zu tragen!" —

„Konnte das Niemand anders thun?"

„Nein!"

„Warum nicht?"

„Es ist Niemand da!" —

Die Antworten wurden schüchtern, aber klar und einfach gegeben. Herr Jürgens hatte die Kinder einer höheren Töchterschule vor sich, deren Eltern meist begütert, oder doch in der Lage waren, eine Magd zu halten, oder sich auf sonstige Weise, in Krankheitsfällen besonders, Hülfe zu schaffen. Es erschien ihm ungewöhnlich, daß ein Schulkind für eine kranke Mutter sorgen, und daß diese Niemand sonst um sich haben sollte. Johannen's feine, schmächtige Gestalt, ihre zarte Gesichtsfarbe, ihre kleinen magern Hände hätten ihn vollends nicht an dergleichen denken lassen, daß ihre Kleidung besonders dürftig war, hatte er noch nie bemerkt. Er war ein Herr, der auf dergleichen nicht achtete, und da Hannchen Weise sehr aufmerksam in der Schule, sehr vorgeschritten in Kenntnissen war und musterhaft arbeitete, so gehörte sie bisher zu seinen bevorzugten Schülerinnen.

„Ist deine Mutter sehr krank?“ fragte er nun.

„Ich weiß es nicht, der Herr Doktor hat es nicht gesagt, er hat nur das Recept geschrieben und gesagt, daß sie im Bett bleiben sollte!“ —

„Hast du die Medicin noch geholt?“ —

„Nein, ich mußte zur Schule! Mama meinte, ich sollte fragen, ob ich heute Nachmittag fehlen dürfe?“ —

„Es wird das Beste sein, du gehst jetzt gleich zu Hause zu deiner Mutter zurück, ich werde dich für die nächsten Stunden entschuldigen!“ —

Ein neuer Thränenstrom brach unaufhaltsam aus Hannchens Augen.

„Warum weinst du?“ fragte Herr Jürgens. Er mußte eine Weile auf die Antwort warten.

„Ich werde meine Aufgaben nicht machen können und herunter kommen!“ schluchzte das Kind.

„Eine deiner Mitschülerinnen wird gewiß so freundlich sein und dir die Aufgaben bringen, auch sagen, was wir heute vorgenommen!“

Zahlreiche Ausrufungen unterbrachen den Lehrer. Viele Finger wurden in die Höhe gehoben. „Ich will hingehen! Ich auch! Lassen Sie mich gehen!“

so tönte es von allen Seiten. Herr Jürgens gebot Ruhe.

„Beruhige dich jetzt, Johanne, geh zu deiner Mutter und vergiß nicht unterwegs die Medicin mitzunehmen!“

Ein dankender Blick aus den großen, dunkelblauen, verweinten Augen begegnete denen des Lehrers, ein zierlicher Knix und die kleine Gestalt eilte an ihren Platz, ihre Tasche zu holen.

Toni Maiwart hielt ihr dieselbe schon entgegen und flüsterte mit strahlendem Gesicht: „Ich komme und sage dir die Aufgaben!“ —

Auch ihr antwortete ein dankbarer Blick, ein flüchtiges Lächeln ließ in der schmalen blassen Wange ein hübsches Grübchen erscheinen, wich aber schnell dem vorigen ernsten Ausdruck, und mit kurzem Nicken eilte die Kleine leichten, leisen Schrittes aus der Klasse.

„Umstände verändern die Sache,“ sagte Herr Jürgens noch in Bezug auf den ungewöhnlichen Vorfall. „Ihr habt hier einen praktischen Beweis für diesen Satz. Johanne hätte für ihr Zuspätkommen die angedrohte Strafe verdient, aber, da nicht Leichtsinn oder Trägheit, sondern häusliche Noth ihre Ver-

säumniß veranlaßt haben, so geht sie frei aus und wir wollen wünschen, daß ihre Mutter bald gesund wird, damit Johanne wieder fleißig und unbekümmert sein kann. Ihr aber, denen es gut geht, erkennt um so mehr Eure Pflicht, ordentlich, und aufmerksam zu sein, und zeigt mir das in dieser Stunde!"

Lautlos hatten die Mädchen zugehört, jetzt zeigte sich fast auf allen Gesichtern der Ausdruck eines erhöhten, freudigen Eifers. —

Zweites Kapitel.

Zu Hause.

„Wo in aller Welt bleibst du nur so lange, Toni?" fragte Frau Maiwart ihr Töchterchen, als diese fast eine Stunde nach dem Schulschluß zu ihr in das schöne Wohnzimmer eintrat, wo weiche Teppiche, schwere Vorhänge, kostbare Möbel und sonstige Dinge von dem Reichthum ihrer Besitzer Kunde gaben.

„Und wieder kommst du mit deinen schmutzigen Ueberschuhen herein, aber Kind, du hast auch gar

keine Gedanken für das, was man dir sagt!“ — Frau Maiwart hatte die Klingel gezogen, ein Diener trat herein, nahm Toni Mantel und Hut ab, zog ihr die Ueberschuhe aus, und nun war diese mit zwei Sätzen bei der Mama, umarmte sie stürmisch und sagte:

„Ich will dir erzählen, warum ich so spät komme, aber ich bin schrecklich hungrig, kann ich nicht erst ein Butterbrod bekommen?“ —

„Wir gehen in einer halben Stunde zu Tisch, bis dahin mußt du dich gedulden, sonst verdirbst du dir den Apetit. Wo warst du also?“ —

Toni seufzte schwer, wegen des versagten Butterbrodes, berichtete dann aber mit steigender Lebhaftigkeit, was früh ihn der Schule vorgegangen war, und wie sie dann von Herrn Jürgens ausdrücklich beauftragt worden sei, zu Hannchen Weise zu gehen, ihr die Aufgaben zu bringen und nach dem Befinden der Mutter zu fragen! —

„O und siehst du, Mama, Weisen's haben nur eine einzige Stube und eine Kammer, noch dazu in einer engen Straße. Aber in der Stube ist es ganz hübsch, ein reizender Kanarienvogel und schöne Blumen und . . .“

„Was ist denn der Vater des Kindes?“

„Oh, sie hat gar keinen Vater, sie hat nur ihre Mama, und die ist krank! Hannchen war sehr betrübt, als ich da war, sie dauert mich so, sie ist viel kleiner als ich, und hat so dünne weiße Hände, mit denen machte sie eben Feuer im Ofen und wollte Thee kochen, und das Wasser in der Küche war gefroren, und dann ängstigte sie sich, daß sie nicht schnell genug fertig würde, damit sie wieder hinein zu ihrer Mama gehen konnte!“ —

„Ist denn die Mutter sehr krank?“ —

„Ich weiß es nicht, aber ich glaube wohl, denn Hannchen meint, ihre Mama müsse sich ganz, ganz schlecht fühlen, sonst bliebe sie nicht im Bett!“ —

„Das ist freilich sehr betrübt, und wir wollen sehen, ob wir deinem Hannchen nicht zu Hülfe kommen können!“ —

„Ach ja, Mama! Erlaube doch, daß ich nach Tisch wieder hingehe und ihr ein Bischen helfe!“ —

„Das würde nur nicht viel nützen, Toni, du bist ja auch noch ein Kind, und weißt noch nicht Bescheid mit Hausarbeit, aber Nählieschen sitzt in der Kinderstube, es ist nicht so sehr Nothwendiges, was sie ar-

beitet, da mag sie, wenn sie gegessen hat, zu Hannchen gehen, ihr die nöthige Hülfe leisten und mir Bescheid bringen über das Befinden der Frau!"

„Und ich darf doch mitgehen, Mama?"

„Hast du nicht Clavierstunde heute?" —

„Ja, aber erst um vier Uhr, dazu bin ich wieder hier!" —

„Das ist wohl nicht möglich! Wir haben Besuch zu Tisch, und werden etwas länger speisen, wenn du also vom Nachtisch haben willst . . . ."

„O nein, Mama!" rief Toni lebhaft, „du hebst mir Torte auf, und dann bringe ich sie morgen Hannchen Weise mit!" —

Frau Maiwart hatte nichts dagegen, sie begünstigte es immer, wenn Toni Andern etwas zu Liebe thun wollte. Das warmherzige Kind that dies auch sehr gern, es wurde ihr leicht genug gemacht, mittheilend zu sein, denn sie hatte alles Gute in Fülle.

Nachher im Eßzimmer begrüßte sie ihren Papa, der einige Geschäftsfreunde bei sich hatte. Diese Herren, die in sehr heiterer Stimmung waren, freuten sich über die offene, muntere Art, mit der sich Toni

benahm, und da sie bald merkten, wie zärtlich eingenommen Herr Maiwart für sein hübsches, ältestes Töchterchen war, so ließen sie es nicht an Beweisen ihres Wohlgefallen, ja selbst an Schmeicheleien fehlen.

Toni wunderte sich gar nicht darüber, sie war es schon gewohnt, und nahm das Alles so hin, als ob es nicht anders sein könnte. Jedermann war freundlich gegen sie, da war sie es auch, es lag in ihrer Natur, ganz im Gegentheil zu ihrem zwei Jahre älteren Bruder. Albrecht besaß auch eine leicht erregbare Gemüthsart, aber er war nicht so heiteren Sinnes, er sah nicht Alles so von der freundlichen Seite, wie Toni. Bei der geringsten Gelegenheit war er mürrisch und empfindlich, ja sogar zornig, daher war es kein Wunder, daß er im Hause, bei den Gespielen und Freunden nicht so beliebt war, wie seine Schwester. So verdarb es ihm auch an diesem Tage gleich die Stimmung, als er in's Eßzimmer trat, und die Herren im vollen Zuge fand, mit Toni zu scherzen und ihr angenehme Dinge zu sagen; wäre er zufällig eher als sie gekommen, so würden sich die Gäste mit ihrer Freundlichkeit, womit sie sich hauptsächlich den Eltern dankbar bezeigen wollten, an ihn gewendet

und ihn dadurch in gute Laune versetzt haben. So hörte er nicht sobald Toni's herzliches Lachen und die Schmeichelworte der Herren, als er ein spöttisches Gesicht zog, nur langsam und sehr mürrisch der Aufforderung seines Vaters folgte, heran zu kommen und guten Tag zu sagen. Schon daß er sich daran erinnern ließ, war ja ein Mangel an Höflichkeit, Kinder müssen gleich von selbst Freunde ihrer Eltern, wo sie sie antreffen, freundlich und höflich begrüßen, und Herr Maiwart, der viel auf äußern Anstand gab, sagte schon ziemlich vorwurfsvoll: „Nun, Albrecht, kannst du nicht herankommen und ordentlich guten Tag sagen?“ —

Es ist immer unangenehm, vor Fremden eine Art von Verweis zu bekommen; aber so lange wir Kinder sind und wissen, daß von unsern Eltern Alles aus Liebe und zu unserem Besten geschieht, können wir die kleine Erniedrigung leicht nehmen; denn gerade indem wir dies thun, indem wir uns demüthig und folgsam zeigen, erhöhen wir uns selbst und erscheinen viel stärker, weil nichts so schwer ist, als sich selbst, das eigene Gefühl des Stolzes und und des Verletztseins zu überwinden.

Das gerade konnte Albrecht nicht und seine Mutter, die seine Schwäche kannte, war allemal bange, wenn Besuch da war, daß sein Benehmen Veranlassung zu Erörterungen geben möchte. Sie wußte, daß sein Herz gut war, daß er seine Geschwister liebte und ihnen Gutes gönnte, daher bemerkte sie stets mit doppeltem Schmerz, wenn seine leicht verletzte Eitelkeit und Empfindlichkeit ihm den Verdacht zuzog, herzlos und mißgünstig zu sein. So beeilte sie sich dann auch diesmal, die Aufmerksamkeit von Albrecht abzulenken, indem sie ihre beiden jüngern Kinder den Freunden ihres Mannes vorstellte.

Unterdessen bemächtigte sich Toni ihres Bruders; sie mußte ihm von dem erzählen, was sie so sehr beschäftigte, und obwohl er ihren Arm, den sie um seinen Hals schlang, unsanft abschüttelte, und auf ihre eifrige Anrede: Aly, höremal, ich muß dir etwas erzählen, sehr mürrisch erwiederte: „laß mich gehen, das wird was Rechtes sein!“ so ließ sie doch nicht nach und er hörte ihr bald mit voller Aufmerksamkeit zu und sagte zuletzt: „Meine Torte kannst du deinem Hannchen meinetwegen auch bringen, ich frage nichts danach!“ und obwohl dies sehr unfreundlich,

recht nach Art grober vierzehnjähriger Schuljungen gesagt war, so wußte Toni doch recht gut, daß ihr großer Bruder sehr gern Kuchen aß und sich denselben nur entziehen wollte, um ihr an Großmuth nicht nachzustehen, und weil ihn Hannchens traurige Lage rührte. Er stand übrigens schon vor dem Nachtisch und noch früher als Toni vom Tische auf, weil er wieder zur Schule gehen mußte, was bei seiner Schwester nicht der Fall war, die des weiten Weges wegen die Handarbeitstunden, die Nachmittags nur ertheilt wurden, versäumen durfte.

Sie hatte aber auch keine Ruhe im Eßzimmer, sie stand leise auf, und lief dann draußen um so schneller nach der Leutestube, wo Nählieschen eben mit der Dienerschaft des Hauses gegessen hatte. Sie war eine ältliche, stille Person, fleißig und bereitwillig, wenn nur Niemand verlangte, daß sie eine der so sehr in Aufnahme gekommenen Nähmaschinen gebrauchen oder auch nur anrühren sollte. Sie hielt dieselben für eine Erfindung des Teufels und wurde gereizt, wenn Jemand davon sprach. Sonst war sie liebevoll und überall geachtet, auch rechneten die Leute im Maiwart'schen Hause es ihr hoch an, daß sie mit

an ihrem Tische aß, anstatt sich allein bedienen zu lassen, man gönnte ihr den ersten Platz und die Köchin selbst, ein altes Mädchen, sorgte dafür, daß sie etwas bekam, was sie mochte, und was ihr gut that. Vom Herrschaftstisch bekam sie stets ein Glas Wein geschickt, und diese Auszeichnung fand man ganz in der Ordnung; arbeitete Nählieschen doch so lange bei Frau Maiwart, als diese selbst auf der Welt war, so einige dreißig Jahr, denn schon in deren Elternhause war die Näherin als junges Mädchen beschäftigt worden.

„Lieschen!“ rief Toni schon an der Thür, „haben Sie fertig gegessen? Bitte, kommen Sie geschwind, wir wollen zu Hannchen gehen, Mama hat es Ihnen doch gesagt?“ —

„Das hat sie, liebes Kind, und ich will auch gern mit dir gehen, obwohl es gerade kein angenehmer Weg ist nach der Hartstraße in diesem kalten Wetter!“ —

„Nach der Hartstraße? Du meine Güte! Zu wem wollen Sie denn da!“ rief die Köchin, „und zu welchem Hannchen denn?“ fragte mit besonderer Neugier das junge Stubenmädchen. Sie war noch nicht lange im Dienst, und da sie sich nicht viel des

Guten bewußt war, argwohnte sie gleich, es könne sich um ein neues Mädchen handeln.

„Hannchen Weise, die neben mir in der Schule sitzt," erklärte Toni, „ihre Mutter ist krank, da wollen wir ihr ein wenig helfen!" —

„Du meine Güte rief die Köchin wieder, und blieb mit einem Arm voll Teller ganz erstaunt stehen, der Kutscher aber, der eben noch mit einem gekochten Gänseflügel beschäftigt gewesen war, legte den Knochen bedächtig hin, leckte seine Finger ab und sagte dann ruhig:

„Fräulein Tonichen, wissen Sie was?"

„Was denn, Simon?"

„Ich fahre heute Nachmittag die Herren, die drin sind beim Papa, nach der Eisenbahn, wenn's mit der Zeit paßt, kann ich Sie vielleicht mit dem leeren Wagen von der Hartstraße abholen!" —

„Bitte ja, lieber, bester Simon, bitte, kommen Sie, ich muß um vier Uhr wieder hier sein zur Clavierstunde, und möchte gern recht lange bei Hannchen bleiben!" —

„Das paßt gerade!" sagte Simon sehr ruhig, „um dreiviertel auf Vier hole ich Sie ab!" —

Das war abgemacht, aber kein anderer Mensch, außer Toni, hätte freiwillig ein solches Anerbieten von dem Kutscher erhalten. Er betrachtete Pferde und Wagen wie sein Eigenthum, wie seine Kinder gleichsam, und kaum, daß er sie bei schlechtem Wetter dem Herrn selbst gönnte. Toni zu fahren, war er dagegen immer bereit, mochte ihre Tanzstunde auch in die unbequemste Zeit fallen, er hatte nie etwas dagegen einzuwenden, und sagte gewissermaßen entschuldigend zu den Pferden im Stall: „wenn das Kind auch nicht einmal sein Vergnügen haben sollte!“ —

„Wollen Sie so gut sein und mir meine Ueberschuhe wiedergeben, Friedrich?“ sagte Toni dann mit ihrem freundlichen Lächeln, und der Diener, der ein sehr hübscher und sehr eitler Mensch war, und außerordentlich viel Werth darauf legte, besonders höflich behandelt zu werden, der beeilte sich mit selbstzufriedener Miene, Toni's Bekleidung herbeizuholen. Die Ueberschuhe waren blank und gewärmt, ebenso war der Mantel durchaus sauber und Friedrich bediente das zwölfjährige Mädchen auf's Gefälligste, und als sie dann grüßend hinweg ging, die lichtblaue Kapotte

mit weißseidenem Futter um ihr schönes, frisches Gesicht, da stand die Köchin wieder ganz erstaunt still, und sagte, die Schürze mit beiden Händen über dem Leib glatt streichend: „Was das für ein Kind ist! Und, wenn die erst einmal groß ist!“ —

Drittes Kapitel.

In der Hartstraße.

Toni und die Näherin fanden bei ihrer Ankunft Hannchen gerade in großer Verlegenheit, wie sie es anfangen sollte, frisches Wasser vom Brunnen im Hof und Citrone und Zucker vom Kaufmann zu holen, ohne ihre kranke Mutter allein zu lassen. Diese verlangte dringend zu trinken, und der Arzt hatte ihr warme Limonade verordnet; nun wollte die Kleine solche gern bereiten, hatte aber die Zuthaten nicht. Um so gerührter war sie von dem Anerbieten Lieschens, die ihr die verlangten Sachen zu holen versprach, überhaupt bei ihr zu bleiben und ihr zu helfen, so

viel als möglich, wie Frau Maiwart ihr dies aufgetragen, und Hannchen, deren Sorge und Verlegenheit diesmal größer war, als ihre natürliche Bescheidenheit, entschloß sich denn auch ohne Bedenken, dies gütige Anerbieten anzunehmen.

Dann ging sie in die Kammer zu ihrer Mama, um ihr davon zu berichten, und brachte den Bescheid mit, sie möge ihre kleine Freundin grüßen, und ihr die herzlichsten Danksagungen an ihre Mutter auftragen.

Lieschen wollte Frau Weise nachher selbst sprechen, um sie um Einiges zu bitten, da sie leider fürchte, ihr Zustand sei der Art, daß sie nicht in der Kürze wieder aufstehen könne, also wohl fremder Hülfe bedürfen würde. Toni wollte durchaus auch etwas thun, um ihrer Freundin zu helfen, und erlangte mit vieler Mühe, daß diese ihr erlaubte, den Staub von den Möbeln zu wischen, zu welchem Geschäft sie selbst noch keine Zeit hatte finden können. Toni betrieb es sehr eifrig, und als sie dabei an den Nähtisch der Frau Weise kam, sah sie in deren Arbeitskorb eine köstliche Perlenstickerei liegen. Sie betrachtete sie mit einem Ausbruch des Erstaunens, und fragte flüsternd Hannchen, wozu sie bestimmt sei.

„Wahrscheinlich für eine Briefmappe," antwortete diese „meine Mama arbeitet es für den Laden. Sie war schon so unwohl und hat in den letzten Tagen so eifrig gestickt, mit solcher Angst, fertig zu werden, daß sie sich dadurch gewiß noch kränker gemacht hat!"

„Warum eilte sie denn so sehr damit?"

„Die Arbeit war bestellt zu einem Geburtstag, der bald sein mag, und Mama brauchte auch das Geld, mein Bruder Ewald, der im Cadettenhause ist, hatte um etwas gebeten, das sie ihm gern schicken wollte!"

Hannchens flüsternde Stimme erstickte in heraufziehenden Thränen.

Toni schwieg außerodentlich gerührt und befangen. Dies Alles war ihr ganz neu! Nach dem wie Hannchen sprach und sich benahm, nach den Einrichtungen des freilich einzigen Zimmers, kurz nach Allem, was Toni bemerken konnte, war Frau Weise doch eine Dame! Daß nun eine Solche so wunderschöne Stickerei anfertigte für fremde Leute, um Geld zu bekommen, daß sie dieß so nöthig brauchte, um auf das Wenige mit Angst zu rechnen, das setzte das unbekümmerte

Kind reicher Eltern in Erstaunen, dem sich ein Gefühl besorgter Trauer zugesellte. Sie hatte den lebhaftesten Wunsch, zu helfen und wußte doch nicht wie, denn so gern sie sogleich den Inhalt ihrer Sparbüchse hergegeben hätte, so hielt sie doch angeborenes Zartgefühl von solchem Anerbieten zurück, so wie der Gedanke, daß es zu unbedeutend sei.

Noch nie hatte Armuth sie in diesem Grade betroffen gemacht; sie hatte dieselbe oft genug gesehen, wie dies in einer großen Stadt unvermeidlich ist, sie hatte im Hause selbst oft die regelmäßigen Unterstützungen ihrer Eltern ausgetheilt, aber sie hatte die Armen, die da kamen, gewohnheitsmäßig als solche betrachtet, sie hatte über deren Zustand nie lange nachgedacht, besonders da sie ihnen ja eben die Mittel zur Linderung darbot. Es war ihr ungefähr so vorgekommen, als wären die „Armen" ebenfalls ein Stand, so wie ihr Vater Kaufmann, und ein Anderer Hausirer oder Schuhmacher war; sie hatte sich das nicht weiter klar gemacht, sondern ruhig die feststehende Thatsache angenommen, daß es einer Anzahl Menschen gut, einer andern weniger gut ergehen müsse.

Hier trat ihr nun auf einmal eine ganz ungewohnte Erscheinung der Armuth entgegen; hier waren Leute, wie sie selbst und ihre Eltern, die nicht so viel hatten, als sie nöthigst bedurften; eine Dame, die ängstlich mit ihrer Hände Arbeit Geld zu erwerben suchte, weil ihr Sohn, der im Cadettenhause war, sie um etwas gebeten. Toni wußte, daß die Cadetten kleine Soldaten, daß sie meist die Söhne von Offizieren waren, der Offizierstand war ihr aber bisher als etwas Glänzendes, Reiches erschienen, wie sollte sie nun dies Alles zusammenreimen?

Sie schwieg betroffen, um so mehr als die schwache Stimme der Kranken Hannchen abrief, und Lieschen eben zurückkehrte und sich sogleich anschickte, Feuer im Ofen zu machen, um warme Limonade zu bereiten und der zudringenden Kälte zu wehren.

Toni wunderte sich, wie geschickt und leise die alte, gute Näherin alle ihre Handreichungen ausführte, wie sie keinen Griff unrecht, keinen umsonst that, wie sie in dem fremden Zimmer gleich die Zündhölzchen zu finden, das Feuer so schnell und reinlich anzuzünden wußte, und bald empfand auch die Kranke, daß Lieschen ein unschätzbares Talent

hatte, eine Menge nöthiger Kleinigkeiten zu verrichten, die man Manchem schwer begreiflich machen kann, und die sie halb von selbst verstand, und mit sanfter Behaglichkeit ausführte.

Mit großer Aufmerksamkeit beobachtete Toni dies und empfand dabei etwas, das sie sich selbst nicht klar machte, ein Gefühl steigender Achtung für die alte Näherin, die sie bisher als eine ganz geringe, unbeachtete Person in der Kinderstube an einem bestimmten Tage sitzen sehen, um Wäsche auszubessern und Strümpfe zu stopfen, mit einer Regelmäßigkeit, wie die alte Schwarzwälder Uhr, die ihr eintöniges Tiktak dazu hören ließ. Dort erschien Lieschen so still und langweilig, und hier war sie es doch, die in der Nähe der Kranken ein Gefühl von Behagen und Sicherheit verbreitete, das Toni jetzt mit ihrer kleinen Schulfreundin empfand, deren aufgeheiterte Züge und sichere Bewegung es deutlich zeigten. Als daher Simon seine Ankunft mit dem Wagen unten durch einen kräftigen Peitschenschlag verkündigte, da fuhr sie erschrocken zusammen, denn sie wäre gern noch länger geblieben. Indeß mit dem Herrn Kutscher war, besonders bei schlechtem Wetter, nicht zu spassen,

deshalb hüllte sie sich in ihre warmen Kleider und versprach Hannchen, sobald sie irgend könne, wieder zu kommen, als Lieschen aus der Kammer trat, um ihr von Frau Weise viele Grüße, und die herzlichsten Danksagungen für sie selbst und ihre Mama zu bringen. Die Näherin wollte noch einige Stunden bleiben, und dann das Weitere auf ihrem Nachhauseweg besorgen, auch Frau Maiwart selbst Bescheid über das Ergehen der Kranken bringen.

Bei ihrer Nachhausekunft fand Toni, daß es eben noch Zeit sein würde, ihr Vesperbrod zu essen bis zur Ankunft der Musiklehrerin; sie fand dasselbe auch schon bereit stehen, und neben dem gewohnten Butterbrod nebst Früchten lag ein Stück Torte, dasselbe, was sie am Tisch zum Dessert erhalten haben würde, wenn sie nicht ausgegangen wäre. Es sah so überaus appetitlich aus, daß Toni nur schwer widerstand, sogleich einzubeißen, aber sie erinnerte sich ihrer ausgesprochenen Absicht, den Leckerbissen ihrer Freundin mitzubringen und kämpfte siegreich mit der Lust, ihn selbst zu essen. Sie wickelte das schöne, große Stück Torte sauber ein, und legte es in ihren kleinen Bücherschrank; damit war die Sache abge-

macht, Birnen und Butterbrod schmeckte ihr auch sehr gut und die Versuchung wurde nur noch einmal erneut, als inmitten der Musikstunde der Diener kam und der Lehrerin, wie es gewöhnlich geschah, Kaffee präsentirte, neben dem ein Teller mit demselben verführerischen Kuchen stand. Es hätte nur eines Winks bedurft und Friedrich würde ihr denselben auch gereicht haben, aber Toni empfand, daß dies doch wohl über das Rechte und Erlaubte hinausgehen möchte und widerstand auch diesmal.

Ihre Mama hatte Besuch von einigen Damen, mit denen sie sich im Gesellschaftszimmer befand, dahin begab sich Toni, als die Stunde vorbei war, nachdem sie ihr Haar noch einmal glatt gebürstet und ihre Hände angesehen hatte, ob sie auch tadellos rein wären.

Sie begrüßte die Damen, die überaus freundlich und schmeichelhaft mit ihr sprachen, und erfüllt von ihren Gedanken über Hannchen und ihre Mutter und den Cadetten, hätte sie gar zu gern dieselben gleich mit gewohnter Lebhaftigkeit ausgesprochen, indeß hielt Frau Maiwart dies in Gegenwart der Fremden nicht für schicklich, und unterbrach ihr Töchterchen daher mit den Worten:

„Jetzt nicht, Toni, du erzählst mir das später!“ Dies war nun unserer Kleinen gar nicht recht, sie meinte, was sie erzählen würde, könnte die Damen nur interessiren und ihnen gefallen, und indem sie dies bei sich dachte, warf sie ihr Köpfchen ein wenig zurück und verließ das Zimmer schneller, als sie sonst wohl gethan haben würde. Sie schickte sich nun an, ihre Aufgaben für die Schule zu arbeiten, und begab sich deshalb an ihren Schrank, um die Bücher zu holen; da lag das weiße Paket mit seinem süßen Inhalt, — aber sieh, da lag ganz in der Nähe ein ähnliches, das sie vorher übersehen; sie nahm es erstaunt und fand darauf geschrieben:

„Für Toni, selbst zu essen!“ von einer Handschrift, die sie nicht verkennen konnte. Denn so eigenthümlich gerade Buchstaben, die aussahen, als wäre in jeden eine eiserne Stange gesteckt, so daß er sich nicht biegen konnte, machte nur ihr Bruder Albrecht, und daß er ihr heimlich seine Torte hinlegte, um sie für ihr Opfer zu entschädigen, war auch so ein Streich, wie er sie bisweilen ausdachte.

Er trat eben ganz unbefangen in die Stube, wo er auch arbeiten wollte, als ihm Toni lebhaft ent-

gegenflog, und ihren Arm um seinen Hals schlang mit den Worten: „Oh Aly, du bist zu gut, du hast mir deinen ganzen Kuchen hingelegt!“ —

Er machte sich unsanft los, Umarmungen waren etwas, was er nicht leiden konnte, und sagte: „So? Ich dachte, du hättest den Plunder längst gegessen!“

„Eben finde ich erst das Paket,“ rief Toni freudestrahlend, „und jetzt soll es uns aber auch zusammen gut schmecken!“

Albrecht wollte davon nichts wissen, aber sie hatte auch ihren Willen, und bald standen Beide und verzehrten den redlich getheilten Kuchen, wobei Toni mit dem größten Eifer von Frau Weise erzählte, froh, Jemand zu haben, gegen den sie sich aussprechen konnte. Daß Hannchen auch einen Bruder habe, der Ewald hieße und Cadett sei, interessirte sie am meisten, und Albrecht horchte auch auf; als er aber erfuhr, daß dieser Knabe erst neun Jahre alt sei, da sagte er: „lächerlich!“ und wandte seine Aufmerksamkeit seinen Arbeiten zu. Obwohl Toni diesen Ausspruch bei sich selbst eigentlich für sehr unpassend hielt, so wußte sie doch ein für allemal, daß Albrecht und seine Freunde alle jüngern Knaben mit einer

gewissen Verachtung betrachteten, und sagte nichts weiter, hoffend, ihre Mama würde mehr Sympathie für den Cadetten zeigen, den sie sich in seiner kleinen Soldaten-Uniform ganz niedlich dachte. Sie hatte inzwischen ihre Bücher auch zurecht gelegt, und da noch eine französische Uebersetzung und eine englische Präparation mit dem zugehörigen Vocabelnlernen zu machen war, nahm sie ihre Gedanken zusammen und vertiefte sich in die nöthigen Studien.

Viertes Kapitel.

Die Freundinnen.

Die Näherin hatte mit ihrer geräuschlosen Emsigkeit die mancherlei Wünsche der kranken Dame erfüllt, welche Handreichungen betrafen, für die Johanna zu schwach oder zu unerfahren war, und Beide waren sehr mit einander zufrieden. Denn empfand die Leidende die sanfte Geschicklichkeit besonders wohlthuend, mit der sich jene bemühte, so fühlte sich die

gute Näherin dagegen gerührt und belohnt durch die freundlichen Dankesworte, das gütige Lächeln in dem Gesicht der Frau Weise, dessen milde Schönheit die Krankheit wohl getrübt, aber nicht zerstört hatte.

„Wie angenehm Sie mir Alles zurecht gemacht haben, meine Liebe!“ sagte sie leise, „ich bin Frau Maiwart sehr dankbar, daß Sie mir eine solche Hülfe geschickt hat, wollen Sie ihr dies vorläufig bestellen?“

„Ich werde Alles besorgen, Madame, bitte, strengen Sie sich nicht zu sehr mit Reden an; ich will mich noch ein Halbstündchen hierher setzen, vielleicht geben Sie mir dann die Aufträge, die ich unterwegs besorgen soll.“ —

Es geschah so. Frau Weise bat Lieschen zu einer ihr bekannten Aufwärterin zu gehen, welche einige Tage Vormittags kommen sollte, während Johanna die Schule besuchte; die Kleine wollte zwar zu Haus bleiben und Alles allein thun, weil sie wußte, welche schwere Sorge ihre arme Mama um die entstehenden Kosten empfand, aber sie mußte wohl einsehen, daß ihre Kräfte doch nicht ausreichen würden, wurde ihr doch innerlich bange, als Lieschen

endlich fortging und nun die lange, dunkle Nacht vor ihr lag; die sie durchwachen wollte, damit ja der Mama nichts zu ihrer Pflege fehle.

Die Näherin besorgte pünktlich, was ihr aufgetragen war, und begab sich dann noch einmal zu Frau Maiwart, um ihr Bericht zu erstatten. Diese hatte inzwischen ihr Töchterchen erzählen lassen, was diese Nachmittags so gern schon vorgebracht hätte, und war nun einigermaßen gespannt auf das, was Lieschen von der kranken Dame sagen würde, die allem Anschein nach in traurigen Verhältnissen lebte. — Es war nun allerdings ganz geeignet, sie noch mehr zu interessiren; Alles, was Lieschen erzählte, stellte Mutter und Tochter als so liebenswürdig und so verlassen dar, und ließ deutlich erkennen, daß es einst viel bessere Zeiten für sie gegeben hatte. So war es der guten Näherin nicht entgangen, daß die Wäsche, welche sie auf Wunsch der Kranken herbeigeholt und geräuchert hatte, um ihr die Frische und Kälte zu benehmen, mit einem adeligen Namenszuge gezeichnet war; ein Glas trug die eingeschliffenen Buchstaben O. v. W. und Toni hatte von einem Notizbuch gesagt, das auf dem Schreibtisch gelegen

und in schöner Perlenarbeit auf der Decke zwei vereinigte Wappen zeigte.

Aus diesen Nachrichten vermuthete Frau Maiwart, daß der einfache Name Weise, den die kranke Dame führte, vielleicht nur ein angenommener sei, und je mehr nun eigentlich eine gewisse Neugier die Theilnahme steigerte, mit der sie längst beschlossen hatte, Hannchens Mutter am folgenden Tage selbst aufzusuchen, desto mehr empfand die feinfühlende Frau die Furcht, ihre persönliche Annäherung könnte peinlich werden für eine Person, die nicht gewohnt war, Unterstützung von Andern anzunehmen. Sie sprach deshalb noch einmal mit ihrem Gatten darüber, aber Herr Maiwart war der Meinung, daß Hülfe in einem verlassenen Zustande, selbst wenn sie peinlich berühre, doch besser sei, als Hülflosigkeit.

In Folge dieser Entscheidung wurde Toni am nächsten Mittag durch ihre Mama von der Schule abgeholt, um sie nach der Wohnung der Frau Weise zu führen, Johanna mußte vorausgehen, damit ihre Mutter durch den unerwarteten Besuch nicht erschreckt würde. Niemand war vergnügter, als die beiden Kinder; sie hatten früher wenig mit einander ver-

kehrt, weil Johanna sich schüchtern zurückhielt; aber seit jenem Morgen in der Schule, wo Toni so muthig für sie aufgetreten war, hatten sie eine lebhafte Zuneigung für einander gefaßt und plauderten in der unterrichtsfreien Zeit von nichts lieber, als ihren künftigen Besuchen bei einander, zu denen es kommen sollte, sobald Hannchens Mama nur erst wieder gesund wäre.

Wie freudig erstaunten vollends Beide, als sie, nachdem Frau Maiwart zu der Kranken, die sie zu empfangen eingewilligt hatte, in die Kammer eingetreten war, dieselbe erstaunt ausrufen hörten: „Wie, Louise, bist du es?“ worauf die leisere Stimme: „Ach wirklich, Antonie Wanderer!“ aber mit einem so freudigen Klange, daß Hannchen dabei ganz glücklich aussah. Die beiden Frauen erkannten mit der angenehmsten Ueberraschung ein paar Pensionsfreundinnen in einander, die das Leben völlig getrennt, und nun so wunderbar wieder zusammengeführt hatte. Eine Erziehungsanstalt in Mitteldeutschland war der Ort gewesen, wo sie sich kennen und lieben gelernt hatten; sie waren daselbst confirmirt worden und hatten, als sie danach auf verschiedenen Wegen die

Stätte ihrer Kinderfreundschaft verließen, versprochen, dieselbe getreu mit in's Leben der Erwachsenen hinüber zu nehmen und einander eifrig Briefe zu schreiben. Aber es war anders gekommen. Der Verwandte, der die früh verwaiste Louise von Brand mit nach Hamburg nahm, um für sie zu sorgen, war durchaus kein Freund von andern als Geschäftsbriefen, und schien überhaupt nichts mehr zu wünschen, als seine Pflegetochter von allen früheren Erinnerungen zu trennen; er sagte ihr daher, er fände ihre ausgedehnte Correspondenz sehr unnütz, und behielt die Briefe Antoniens und Anderer, die unter seiner Adresse für Louise kamen, zurück, so daß sie glauben mußte, ihre Freunde hätten sie vergessen. Als sie später unter dem Nachlasse ihres Verwandten diese Briefe fand, war schon eine zu lange Zeit vergangen, und sie selbst hatte zu Trauriges erlebt, als daß sie den Muth gehabt hätte, die früheren Freunde an sich zu erinnern, besonders da sie nicht wissen konnte, wo, wie und ob sie lebten, denn sie selbst war viel auf weiten Reisen gewesen, und hatte wenig oder nichts von ihrer ehemaligen Heimath gehört. Dies Alles erzählte sie ihrer hor-

chenden Freundin, die ein ruhigeres Geschick in ihrer Vaterstadt gelassen und aus dem Hause begüterter Eltern in das eines reichen und liebevollen Gatten geführt hatte.

„Ich konnte nicht begreifen, warum du nicht auf meine Briefe antwortetest," sagte Antonie, „aber meine Mutter erklärte, daß so weite Trennungen und so gänzlich veränderte Verhältnisse, wie die unsrigen, meistens Pensionsfreundschaften ein Ende machen, und ich mußte mich damit zufrieden geben. Nun sage mir nur, wie heißt du jetzt eigentlich, und wo ist . . ." Sie hielt zögernd inne, denn sie sah wohl den Schatten tiefer Trauer, der über Louisens leidende Züge flog.

„Mein Mann ist, oder war, — ach, ich weiß ja nicht, ob ich noch hoffen kann!" — sagte sie mit hervorbrechenden Thränen, „der Marine-Lieutenant von Weise, der mich im Hause meines Onkels in Hamburg kennen lernte. Wir hatten uns sehr lieb gewonnen, und obwohl mein Verwandter mich lieber anders verheirathet hätte, so gab er doch seine Zustimmung zu unserer Verbindung und sicherte mir den Besitz des nöthigen Vermögens nach seinem Tode

zu; bei seinen Lebzeiten erhielt ich die Zinsen der bestimmten Summe von ihm. Otto und ich waren sehr glücklich, und mit dem Vertrauen der Jugend betrachteten wir auch seinen gefahrvollen Beruf. Anfänglich begleitete ich ihn auf seinen Reisen zur See, so oft es ging; dann kamen freilich Zeiten, wo ich zu Hause bleiben mußte, und die lange Trennung fiel mir sehr schwer. Aber welches Glück brachte dann auch das Wiedersehen und die Zeit seines Urlaubs, bis einst, als mein Sohn, mein Ewald, kaum sechs Jahre alt war, die fürchterliche Kunde von dem Untergang des Schiffes kam, auf dem mein Gatte diente! Wenige von der Mannschaft waren gerettet, unter diesen war er nicht! Weder die Nachforschungen meines Onkels, noch die der Behörden hatten Erfolg, ich erfuhr nichts mehr von ihm — wäre er am Leben, er wäre längst wieder bei mir!“

Frau von Weise vermochte nicht weiter zu sprechen, ihre Freundin drückte ihr auf's Zarteste ihre Theilnahme aus, und bat sie dringend, nicht mehr zu reden, damit sie ihr Uebelbefinden nicht durch Aufregung vermehre. Sie wisse ja nun die Hauptsache und sei zu froh, ihre Freundin wieder zu haben, als

daß sie nicht vor Allem wünschen sollte, sie wieder gesund zu sehen.

Aber Louise war einmal zur Mittheilung aufgeregt, und fand eine Erleichterung ihres Herzens darin, seinen Gram und seine Sorge einmal auszuschütten.

„Laß' mich," sagte sie, „dir nur noch erzählen, wie nach jenem härtesten Schicksalsschlage noch andere folgten, die meine äußere Lage so gänzlich veränderten. Du weißt, daß der Mann, den ich zwar Onkel nannte, nur sehr entfernt mit mir verwandt war; ganz unerwartet starb, ein Jahr nach dem Ausbleiben meines Mannes, rührte ihn der Schlag, er war auf der Stelle todt, und als man kurz darauf sein Testament eröffnete, fand sich daselbst nichts zu meinen Gunsten vermacht! Es war von einem früheren Datum, als meine Heirath; aus einer Zeit, wo der Sohn des Onkels sich mit mir zu verbinden wünschte; ich mochte ihn nicht leiden, und er vergab mir nie, daß ich ihn abgewiesen.

„Mit schadenfroher Kälte wies er jeden Anspruch zurück, den ich nach dem Versprechen seines Vaters an dessen Vermögen machen konnte und meiner Kinder

wegen machen mußte. Das vorgefundene Testament ernannte ihn zum alleinigen Erben, und weder Güte noch Gewalt konnten mir zu dem Recht verhelfen, das ich unzweifelhaft auf die Summe besaß, die der Verstorbene mir zugesichert. Jetzt hörte auch die Zahlung der Zinsen auf, und ich hatte mit meinen Kindern nichts, als die geringe Summe, die ich vom Staat erhielt, als ob ich Wittwe wäre; und was mein Eigenthum war: eine reiche, häusliche Einrichtung und ziemlich viel und werthvoller Schmuck.

„Anfangs war ich wie betäubt von meiner Lage, und wußte nicht, wie ich mich hineinfinden sollte. Viel Freunde hatte ich nicht, in Abwesenheit meines Mannes lebte ich stets nur für meine Kinder, und wenn er da war, hatten wir so sehr an uns genug, daß wir keinen Umgang gesucht hatten. Die wenigen nähern Bekannten aus dem Hause des Onkels her, waren größtentheils empört über die unverzeihliche Nachlässigkeit, wie sie es nannten, daß er sein Testament nicht bei Zeiten zu meinen Gunsten verändert, viel empörter aber noch über die herzlose Rachsucht seines Sohnes, der mir vorenthielt, was mir zukam, und mich und meine Kinder dem Mangel preis gab.

Darin kamen zuletzt Alle überein, daß mir ein Prozeß, wozu erst die Heftigsten gerathen, nichts helfen würde.

„Ich ergab mich in den Verlust des Geldes, und bat Gott, mir Kraft zu geben, meine Kinder zu ernähren, bis vielleicht, — ich konnte die Hoffnung nicht gänzlich sinken lassen damals — bis vielleicht mein Otto zurückkäme! — Ich erbot mich, Stunden in englischer und französischer Sprache zu geben, und Handarbeiten für Geld anzufertigen, — ach — wie schwer wurde mir Beides, ich war es so gar nicht gewohnt! Aber für meine Kinder wollte ich Alles thun, jede Demüthigung ertragen, wenn ich nur Gelegenheit zum Erwerb genug bekommen hätte! Aber dies hält, wie überall, so erst recht in Hamburg zu Anfang sehr schwer! Es giebt dort so viele Kräfte, die für jeden Preis zu haben sind, und mir fehlte vor Allen Dreistigkeit, mich geltend zu machen. Meine Bekannten thaten, was sie konnten, um mir Beschäftigung zu verschaffen, aber dieser kleine Kreis konnte doch nicht genügen; ich mußte so theure Miethe bezahlen, mußte ein Dienstmädchen halten, die, während Schülerinnen bei mir waren, die Küche besorgte, und

auf die Kinder achtete. Diesen erging es doch schlecht dabei, und die Sorge, sie zu vernachlässigen, raubte mir den letzten Muth, und die wenige Lust, die ich zum Stundengeben besaß. Indessen waren einige Jahre so vergangen, ich hatte nie so viel erwerben können, als ich nothdürftig brauchte, und ich sah wohl, daß es mit dem theuern Aufenthalt in Hamburg nicht länger gehen würde. Mich fesselte dort hauptsächlich die größere Nähe der See, und der Gedanke, daß Nachrichten von meinem Gatten oder gar er selbst mich dort suchen würde. Als mein Ewald 8 Jahre alt war, rieth man mir, ihn in's Cadettenhaus zu geben, um meine Sorge für seine Erziehung zu erleichtern; er wurde aufgenommen, aber die Trennung von ihm war ein neuer, großer Schmerz für Hannchen und mich. Um ihm wenigstens etwas näher zu sein, und um billiger zu leben, beschloß ich hier her zu ziehen. Ich verkaufte den größten Theil meines Mobiliars, und bestritt davon die Kosten des Umzugs und des ersten Halbjahrs meines hiesigen Lebens. Um Stunden zu geben, fühlte ich mich zu traurig und muthlos, ich suchte also möglichst viel durch Stickerei zu erwerben und

wenn es nicht reichte, mußte ein Theil meiner Schmuck-sachen nach dem andern mich verlassen; die Adels-bezeichnung vor meinem Namen ließ ich weg, wo es anging. Wir behelfen uns auf's Aeußerste, mein armes Hannchen und ich, aber das Leben hat so viele Bedürfnisse, und die Sorge darum, Kummer und Sehnsucht haben mich endlich krank gemacht! — Was nun werden soll, weiß Gott allein!"

„Vertraue nur auf ihn!" sagte Frau Maiwart liebevoll, als ihre Freundin erschöpft schwieg. „Du bist nun nicht mehr verlassen, da wir uns wieder gefunden haben! Werde nur sobald als möglich ge-sund, dann wollen wir schon sehen, wie wir dein Leben am zweckmäßigsten einrichten; zwei bedenken schon mehr, als Eine und mein Mann giebt uns dann seinen Rath auch!" —

So fuhr die besorgte Freundin noch eine Weile fort, in heiter hoffnungsvoller Weise mit der lieben Kranken zu sprechen, und sah mit großer Genugthuung, daß ihre Worte nicht vergeblich waren. Frau von Weise schien sich erhoben zu fühlen, und lächelte einige Mal zu den freundlichen Aussichten, von denen Frau Maiwart ihr vorplauderte. Diese jedoch fürchtete, es

könnte für die Leidende zuviel werden, und ihr belebteres Wesen könne von der Aufregung herrühren und üble Folgen haben. Sie sagte daher, daß sie nothwendig nach Hause zurückkehren müsse, und nahm sich vor, auf dem Rückweg mit Louisens Arzt zu sprechen, und ihn zu ihr zu schicken, für den Fall, daß ihr Zustand sich verschlimmern sollte.

Fünftes Kapitel.

Die Kinder.

„Siehst du, Mama!“ sagte Toni auf der Straße in ihrer fröhlichen Art, „daran bin ich nun Schuld, daß du deine Freundin wiedergefunden hast! Du freust dich doch gewiß sehr darüber?“

„Gewiß freue ich mich! Aber, liebstes Kind, laß uns in diesem Allen vielmehr wieder die Fügung Gottes erkennen, als unser eigenes Verdienst! Wir sind ja so unwissend und machtlos, und wenn es auch lieb und recht von dir war, deine Mitschülerin

in Schutz zu nehmen, so würdest du es nicht haben thun können, wenn sich Hannchen nicht durch ihr Verhalten längst deine besondere Achtung erworben hätte. Sie scheint mir wirklich ein ungewöhnlich gutes und bescheidenes Kind zu sein!"

„Ja, das ist wahr, Mama! Für die Andern, für Marie Sorge oder Dina Ahrend, die auch meist neben mir sitzen, wäre ich wahrscheinlich nicht so in Angst gerathen, die haben den Mund dazu, sich allein zu helfen!"

Frau Maiwart ließ ihr Töchterchen plaudern, während sie in Gedanken schon eine lebhafte Unterhaltung mit ihrem Manne führte, um ihn recht herzlich für ihre wiedergefundene Freundin und deren trauriges Schicksal zu interessiren, damit er sich veranlaßt sehen sollte, ihr mit Rath und That beizustehen.

Wenn ihr nun auch das Erstere bei der menschenfreundlichen Gesinnung ihres Gatten durchaus gelang, so fand er doch das Letzte nicht leicht! — Er billigte zwar, daß seine Frau entschlossen war, so viel sie konnte aus eigenen Mitteln für Frau von Weise zu thun, aber er fürchtete, diese würde zu stolz sein,

baare Unterstützung anzunehmen, und was man sonst für sie thun konnte, ihr auf's Neue Erwerb durch Unterricht in Sprachen zu verschaffen, das hielt schwer, und war vollends unmöglich, so lange sie krank war. — Der gefällige Arzt, den Frau Maiwart gebeten hatte, ihre Freundin an demselben Tage noch einmal zu besuchen, kam gegen Abend, zu berichten, daß er den Zustand seiner Patientin keineswegs verschlimmert, sie selbst vielmehr in hoffnungsvollerer Stimmung gefunden habe, was jedenfalls ein großer Gewinn sei. Frau Maiwart's Gegenwart schiene die beste Arznei und er könne deßhalb nur zu wiederholten Besuchen rathen; die arme Dame mit ihrer guten kleinen Tochter habe ihm sehr leid gethan, da sie sehr fremd und verlassen in der Stadt schienen.

Der Ausspruch des Arztes erfreute Toni eben so sehr, wie ihre Mama, und es entspann sich nun ein lebhafter Verkehr zwischen ihnen und der kleinen Häuslichkeit in der Hartstraße, der dort die beste Wirkung hatte. Nach einigen Tagen schon vermochte Frau von Weise wieder aufzustehen, und da ihre Freundin vermuthete, daß sie sich wohl schon längere Zeit große Entbehrungen auferlegt, mindestens jetzt

nicht die Mittel hätte, besonders stärkende und gewählte Nahrung für sich zu bereiten, so sorgte sie selbst reichlich dafür, unter dem Vorwand, daß Louise sich durchaus nicht um den Hausstand bekümmern dürfe, bis sie ganz wohl sei.

Die zweckmäßige Kost die sie nun genoß, vor Allem aber der erheiternde Zuspruch Antoniens erhoben die gesunkenen Kräfte der Leidenden zusehends, und es war rührend zu sehen, wie glücklich Hannchen darüber war, wie sie sich mit stiller, anschmiegender Zärtlichkeit Frau Maiwart näherte, um ihre innige Dankbarkeit auszudrücken. Auch das Kind selbst erschien bald sehr glücklich verändert, als der Ausdruck von Sorge und Kummer von ihrem feinen, überaus zarten Gesichtchen verschwunden war, und wer sie gesehen hätte, wie beim Beginn unserer Erzählung, würde nicht geglaubt haben, daß sie so herzlich lachen, so fröhlich herumspringen könne, wie sie es jetzt that.

Längst schon war es möglich geworden, daß sie Toni besuchte, besonders, wenn während der Zeit Frau Maiwart bei ihrer Mama war; dann kannte Hannchen keine Sorge mehr, und gab sich frei der fröhlichsten Kinderlust hin.

Albrecht, bei dem es freilich Gesetz war, nicht mit Mädchen zu spielen, da er dies ganz unter der Würde eines Tertianers hielt, empfand doch eine große Neugierde, als ihm Toni das erste Mal freudig verkündigte, Hannchen Weise würde sie besuchen. Ein Kind von dem Alter seiner Schwester, die schon Feuer anzünden, Thee und Suppe kochen konnte, war ihm doch noch nicht vorgekommen, weit interessanter war es ihm aber noch, daß sie das Kind eines Mannes war, der auf dem Meer gefahren war, Abenteuer bestanden und sogar dort seinen Tod gefunden hatte.

Als daher Hannchen bei Toni war, kam er wie von ungefähr in's Zimmer und hatte nur die Absicht, das fremde Mädchen einmal flüchtig zu sehen; als sie aber mit einem lieben Lächeln in ihrem weißen Gesichtchen auf ihn zu kam, ihn mit den großen, tiefblauen Augen so treuherzig ansah, da nahm er gern die Hand, die sie ihm bot, und war weit freundlicher gegen sie, als sich eigentlich mit seinem Tertianerbewußtsein vertrug.

Später, als er mit Toni allein von Johanna sprach, gab er seiner Freundlichkeit das Ansehen des

Mitleids, und sagte: „Sie ist ein so winziges, blasses Ding, daß sie Einen dauert!“

Nichts desto weniger fand sich der stolze Schüler jedesmal ein, wenn künftig das „winzige Ding“ da war, und es dauerte dann nicht allzu lange, so saßen sie friedlich beisammen, und er horchte mit offenem Munde ihren Erzählungen von Cuxhafen und Kiel, von der Kriegsflotte und den Seeoffizieren.

Hannchen erzählte sehr lebhaft und gut, und Albrecht, dessen liebste Lektüre die Lederstrumpf-Geschichten, Seereisen und Abenteuer in fernen Ländern waren, konnte nicht müde werden, zuzuhören, und das kleine Mädchen, das so oft schon selbst auf großen Kriegsschiffen gewesen war, das so viel Merkwürdiges schon gesehen und gehört hatte, war ihm bald bedeutender, als irgend einer seiner Mitschüler.

Ihr gegenüber war er nie mürrisch, oder grob und empfindlich; ja wenn er zornig über Toni werden wollte, so beherrschte er sich in Hannchens Gegenwart, weil er einmal bemerkt hatte, wie sie erschrocken zusammenfuhr, als er seine Stimme plötzlich zu einem heftigen Ausbruch erhob.

Er ließ sich sogar herab, sie das Schlittschuh-

laufen lehren zu wollen, das ihr Toni als ein so großes Vergnügen pries; es fand sich, daß ihre ersten Schlittschuhe, die ihr bereits zu kurz geworden, für Hannchens kleine Füße paßten; Albrecht schnallte sie ihr selbst an, und war unermüdlich, sie bei ihren ersten Versuchen zu unterstützen, aber es wollte nicht so leicht gehen, und bescheiden und rücksichtsvoll, wie sie vor Allem war, fürchtete sie, den guten Jungen zu ermüden, und bat selbst, er möge es nur lassen, sie lerne es vielleicht später, und wolle lieber nur ihm und Toni zusehen. Um sie zu entschädigen, brachte er einen Stuhlschlitten herbei, und fuhr sie darin spazieren.

Toni merkte sehr bald, wie großen Einfluß Hannchen auf ihren Bruder hatte; sie sah auch, wie die Dienstboten das Kind viel lieber mochten, als z. B. ihre Cousine Laura, und gegen dasselbe ebenso freundlich waren, als gegen sie selbst, obwohl sie nicht die in die Augen fallenden Vorzüge besaß, die unsere Toni, die so viel Schmeichelhaftes hörte, recht wohl als ihr Eigenthum kannte. Sie dachte darüber nach; es mußte doch etwas in Johanna's Wesen sein, das ebenso, ja noch mehr wirkte, als jene Vorzüge, denn

sie war sich bewußt, nicht viel über Albrecht zu vermögen; sie wurde ebenfalls leicht heftig, und der Beifall, den sie so viel reichlicher erntete, als er, machte sie, ihm gegenüber, oft etwas übermüthig! — Davon war in Hannchens Wesen keine Spur; sanft und bescheiden, schien sie nichts zu verlangen, während sie selbst so freundlich und zuvorkommend war. Toni erinnerte sich, wie mächtig in ihr die Ueberzeugung gewesen war, ihre stille und einfach gekleidete Nachbarin in der Classe mit der sie sich eben in Folge ihrer schweigsamen Zurückhaltung noch wenig abgegeben hatte, sei eigentlich die beste von allen Schülerinnen, so daß sie den Gedanken nicht ertragen konnte, dieselbe bestraft zu sehen, und an jenem Morgen so lebhaft ihre Vertheidigung übernahm.

Diese Betrachtungen beschäftigten sie jedes Mal, wenn Hannchen bei ihr war; sie beobachtete deren Wesen, und erkannte ihre Sanftmuth und bescheidene Güte, sie gefielen ihr sehr diese Eigenschaften; in ihren raschen Gedanken beschloß sie, auch so zu werden, was sie freilich im Lauf ihres heitern Lebens oft wieder vergaß, und sich bei Gelegenheit ihrem kindischen Uebermuth gern überließ.

Eines Sonntags, als Frau von Weise zum ersten Mal im Hause ihrer Jugendfreundin sein konnte, und von dieser mit der lebhaftesten Freude, von Herrn Maiwart mit herzlicher Theilnahme empfangen worden war, hatte Toni natürlich auch Hannchen gebeten, und dazu ihre Cousine Laura. Vielmehr hatte diese sich selbst angemeldet, als sie erfuhr, daß das kleine Mädchen, von dem Toni immer mit so großer Vorliebe sprach, kommen würde; sie war neugierig, sie kennen zu lernen, und Toni durfte nicht so unfreundlich sein, Laura's Besuch abzulehnen, obwohl sie lieber mit Hannchen allein gewesen wäre.

„Du wirst nämlich bald merken, daß sie sich viel klüger dünkt, als wir!“ sagte Toni vor der Ankunft ihrer Cousine.

„Vielleicht ist sie es auch?“ entgegnete Hannchen; „ist sie nicht älter, als wir?“

„Ja, ein Jahr! Aber das macht nichts, sie ist nur so groß, wie du, und weiß sich nur so klug anzustellen! Sie geht auch in keine Schule, ihre beiden älteren Schwestern und sie haben eine Gouvernante, darum thut sie auch so besonders!“

„Mache mir nur nicht bange!“ sagte Hannchen

verlegen, weil sie fühlte, daß es nicht ganz angenehm und recht war, daß Toni von Jemand, den sie eben erwartete, ungünstig sprach.

Toni mochte das auch fühlen, und offenherzig, wie sie war, auch ein wenig rücksichtslos, rief sie der eben eintretenden Laura entgegen:

„Höre, Laura, ich habe eben Hannchen erzählt du wärest eine sehr kluge Person, und thätest ein bischen besonders!"

Hannchen wurde ganz roth bei dieser Rede, sie glaubte, die Cousine würde sie sehr übel aufnehmen; aber das schien nicht so; Laura mochte diesen Ton gewohnt sein, denn sie erwiederte gleichmüthig:

„Meinetwegen; ich thue, was ich will, und wem's nicht recht ist, der braucht sich nicht mit mir abzugeben!" Dabei musterten ihre klugen, kleinen Augen Hannchen von Kopf bis zu den Füßen, und flogen dann zum Spiegel, um ihre eigene Gestalt und Kleidung zu überschauen, und mit Toni's zu vergleichen.

„Du bist also Hannchen von Weise? fragte sie dann.

„Ja," sagte diese lächelnd und erröthend.

„Und ist denn deine Mama nun wieder gesund?"

„Ich danke, ja; sie ist heut' hier!" entgegnete die Kleine freudig.

„Nun, das ist schön!" fuhr Laura fort, „dann kannst du sie gleich nachher fragen, ob sie eine große Stickerei für uns machen will. Wir hatten für Mama's vorigen Geburstag ein Sopha angefangen, Rosen und Stiefmütterchen zwischen feuilles mortes, ein reizendes Muster, aber natürlich wurden wir nicht zur Hälfte fertig! Nun haben wir alle Luft verloren; die Gouvernante sollte es fertig machen, aber das wird auch in Ewigkeit nichts; als nun neulich die Rede davon war, daß deine Mutter für Geld stickt, meinte Mama, sie könnte die Arbeit übernehmen!"

Toni fand die Art ihrer Cousine höchst unangenehm, und fürchtete, Hannchen würde sich verletzt fühlen.

„Ich will Mama fragen!" hatte sie nur sanft erwiedert, während Toni sagte:

„Mit so einer halbfertigen Arbeit dürfte ich meinen Eltern nicht kommen! Papa hat mir ein für allemal erklärt, was ich anfinge, müsse ich auch zur rechten Zeit vollenden!"

„Ja, dein Vater ist auch ein Kaufmann!“ entgegnete Laura in gedehntem Ton, „die sind immer so schrecklich pünktlich, als wenn jede Minute Geld kostete!“

Der Ton, in dem das Gespräch noch eine Weile fortging, gefiel Hannchen nicht recht, sie war nur zu schüchtern, um selbst einen andern anzuschlagen; sie blätterte in einem der schönen Bücher, deren Toni viele besaß, und freute sich, als Albrecht hereintrat. Er gab ihr die Hand, und sagte: „Guten Tag, Hännschen!“ Seine Cousine begrüßte er gar nicht. Sie ging auf ihn zu, machte ihm eine tiefe Verbeugung, und sagte sehr spöttisch: „Herr Albrecht Maiwart, ich habe die Ehre, Ihnen guten Tag zu wünschen!“

„So? na, wünsche nur immer zu!“ entgegnete er unfreundlich, ohne sie anzusehen.

„Willst du nicht so gnädig sein, und mir einmal dein Antlitz zuwenden?“ fuhr sie fort, aber sie prallte zurück, als er sie heftig anfuhr:

„Laß mich zufrieden, dumme Gans!“

Im Augenblick darauf fiel sein Blick auf Hannchen, und traf gerade in ihre großen, blauen Augen,

die ihn erschrocken und traurig ansahen. Er wurde roth bis unter das dichte, krause Haar über der trotzigen Stirn, wandte sich um, und verließ rasch das Zimmer.

„Siehst du, das hast du von deinem Necken!“ sagte Toni jetzt vorwurfsvoll, „so machst du es immer, und verscheuchst Albrecht!“

„Verscheuchen?“ rief Laura. „So ein grober Bär, wie dein Bruder, ist mir noch nicht vorgekommen! Da solltest du die Knaben sehen, mit denen wir Tanzstunde haben . . .“

„Wollen wir nicht etwas spielen?“ fragte Hannchen jetzt, entschlossen, das Gespräch, in dem Laura bis jetzt Jedem etwas Unangenehmes gesagt hatte, zu ändern.

„Ach, spielen!“ meinte sie. „Was denn? Eigentlich sind wir doch zu groß dazu!“

„Hast du denn eine Handarbeit mitgebracht?“

„Nein, bewahre, ich werde mich hüten! Ich bin froh, wenn ich mal nicht zu arbeiten brauche!“

„Was wollen wir denn thun?“

„Wir können uns ja etwas erzählen!“

„Zuerst kommt hier Friedrich mit Caffee, bitte,

nehmt, ich werde gleich hinspringen und den Kuchen holen!“ rief Toni.

Die Kinder nahmen und ließen sich's wohl schmecken, und Laura, die streng gewöhnt war, sich beim Essen, so wie überhaupt, zierlich zu bewegen, achtete sehr genau auf Johanne, ob sie es auch so mache. Sie konnte keinen Fehler bemerken; das Schickliche war dem Kinde gewissermaßen angeboren, auch hatte sie an ihrer Mama immer so sehr das Beispiel eines feinen, angenehmen Betragens gehabt, daß es ihr selbst zur andern Natur geworden war.

Auch nach dem Caffee kam wirklich kein Spiel zu Stande. Beim Kochen, meinte Laura, beschmutze man seine Kleider, und die Puppen sah sie nur noch mit größter Verachtung an. Es blieb denn bei der Unterhaltung, und da Toni rühmte, wie hübsch Hannchen erzählen könne, so wurde diese halb ungläubig von Laura aufgefordert, doch etwas zum Besten zu geben. Sie ließ sich nicht lange bitten, und erzählte ein Märchen von Rübezahl, dem Geist des Riesengebirges, und es gelang ihr wirklich, selbst Laura damit zu fesseln, so daß alle Drei einmüthig auf dem Sopha zusammengedrängt saßen. Nur

Albrecht ließ sich nicht sehen, und als Johanna mit ihrer Mama nach Hause ging, und diese fragte, ob sie recht vergnügt gewesen, meinte die Kleine: O ja, aber hübscher sei es doch, wenn Cousine Laura nicht da wäre!

Sechstes Kapitel.

Mancherlei Ueberraschungen.

Frau von Weise hatte, als sie wieder aufstehen und sich um ihren kleinen Hausstand bekümmern konnte, ihre Speisekammer in bester Ordnung und angefüllt mit den schönsten Vorräthen aller Art gefunden. Ganz starr vor Erstaunen rief sie Hannchen herbei, um sie zu fragen, ob sie um diese Schätze wisse, aber das Kind konnte keine Auskunft geben, und Beide betrachteten diese herrlichen Quantitäten Reis und Caffee, Mehl, Gries und Graupen, ein Brod Zucker, Tuten voll Pflaumen, Rosinen und Corinthen mit immer neuer Verwunderung. Nichts war vergessen, Salz und andere Gewürze waren da,

ein schöner Schinken hing neben zwei langen Cervelatwürsten, und ein Dutzend Flaschen guten Weines standen zu ihren Füßen.

„Oh, Mama," rief Johanne, „das ist doch gerade, wie in einem Märchen! Welcher wohlthätige Geist mag uns das Alles gebracht haben?"

„Der Geist treuer Freundschaft und Liebe!" erwiederte Frau von Weise mit Thränen in den Augen. „Daran erkenne ich Antonie, und weil ich weiß, daß es ihr eine Wonne ist, geben zu können, und Freude zu machen, so will ich mich auch von diesen Geschenken nicht demüthigen lassen!"

„Das wäre auch noch besser, gnädige Frau!" rief hier eine heitere Stimme dazwischen, und Antonie Maiwart, die ungehört gekommen war, umfaßte die Freundin; „mein Mann schenkt mir ganze Säcke voll Caffee und Reis und all' dergleichen, aber ich fühle mich nie dadurch gedemüthigt!" fuhr sie lachend fort, „verbrauchen muß man diese Dinge ja doch einmal, wer sie liefert, das ist ganz gleich, wenn sie nur gut sind!"

So plauderte die heitere Frau weiter und ließ ihre Freundin gar nicht zu Dankesworten kommen,

indem sie immerfort bemüht war, ihre schönen Gaben als einen unbedeutenden Scherz hinzustellen.

„Ich wollte, wir könnten Frau Maiwart auch eine rechte Freude machen, Mama!“ sagte Abends beim Zubettgehen Hannchen ganz nachdenklich, und Frau von Weise freute sich der dankbaren Gesinnung ihrer Tochter, und besprach mit ihr, daß sie aus dem reichen Material zu Stickereien, das sie aus frühern Zeiten her noch besaß, eine recht zierliche Arbeit für ihre Freundin anfertigen wolle, deren Geburtstag sie sich aus der Pensionszeit noch erinnerte.

Darüber freute sich Hannchen, und stand in der nächsten Zeit gern neben der Mama, und sah zu, wenn diese ihre reizende Stickerei rasch förderte; der Geburtstag kam auch bald heran, aber wie erstaunten Alle, als Frau Maiwart das Seidenbuch, das ihre Freundin gearbeitet, öffnete, und darin ein sauber geschriebenes, allerliebstes Gedichtchen fand, das in kindlich herzlicher Weise ihre Güte pries, und ihr Glück wünschte. Frau Louise wußte nichts davon, es konnte nur von Hannchen herrühren, die dies auch freundlich zugestand. Die hübschen Verse waren ganz einfach, aber ebenso ansprechend durch richtigen Wohl-

laut, wie durch die Wärme der Empfindung, und verriethen viel Talent bei dem kleinen, zwölfjährigen Mädchen, die sich den herzlichen Kuß der Frau Maiwart gern gefallen ließ, sonst aber von Lob nicht viel hören wollte. Verse und Geschichten fielen ihr immer von selbst ein, sagte sie, und damit war die Sache abgethan, und Frau von Weise bat ausdrücklich, Antonie möge der Gesellschaft, die sie an ihrem Geburtstag sah, da sie viele Verwandte hatte, die Verse nicht zeigen, wenigstens nicht in Johanna's Gegenwart, weil diese sich nur verschüchtert und bedrückt dadurch fühlen würde. Für sich selbst lehnte sie auch die Einladung ab, und Frau Maiwart drang nicht weiter in sie, da sie sich sehr gut in die Stimmung ihrer Freundin hineindenken konnte.

Aber Hannchen durfte Nachmittag und Abend zu Toni kommen, und da auch Laura und noch ein junges Mädchen von ihrem Alter da war, so verabredeten die vier Kinder, sie wollten sich verkleiden und nach Art der Quadrille einen Tanz aufführen, um die Damen, die im Gesellschaftszimmer waren, zu amüsiren.

Gesagt, gethan! Toni holte alles Mögliche von Flor und Gaze, von Seidenband und Blumen, Fe-

dern und Goldlitze herbei, weiße Röckchen wurden schnell besetzt und mit Bouquets aufgenommen, farbige Echarpes über Blousen schräg gebunden, Hütchen aus Blonden, Band und Federn gefertigt, Laura zeigte viel Geschmack und Geschick zum Anordnen des Putzes, und war ganz in ihrem Element. Nach einigen Stunden waren die vier kleinen Damen ganz allerliebst costümirt, und sahen wirklich reizend aus; Toni ließ ihre Musiklehrerin, die bei der Gesellschaft war, bitten, einmal heraus zu kommen, und ersuchte sie dann, doch später, wenn sie das der Mama versprochene Musikstück gespielt habe, in die Melodie eines Contretanzes überzugehn. Fräulein Meier erklärte sich lächelnd bereit, und als endlich die verabredeten Töne erklangen, öffnete Friedrich schnell die Flügelthür, und die vier hübschen Tänzerinnen chassirten herein, und führten alle möglichen Touren so zierlich und so gut nach dem Takt aus, daß es wirklich allerliebst aussah, und den Damen allen außerordentlich viel Vergnügen machte.

So hatten Toni und Hannchen viel vergnügte Stunden mit einander, denn nicht nur ihre Spiele, auch ihre Studien trieben sie ja gemeinschaftlich.

Frau Maiwart hatte ihre Freundin gebeten, Hannchen an Toni's Musikstunde Theil nehmen zu lassen, da Fräulein Meier dies für ihre kleine Schülerin, die etwas flüchtig war, und ihren Eifer leicht erkalten ließ, sehr zweckmäßig fand. Dagegen kam nun Toni wieder zu ihrer Freundin, wenn diese bei ihrer Mama die französischen und englischen Aufgaben anfertigte und sich im Lesen übte, wobei sie sich immer in der betreffenden Sprache ausdrücken mußten, wenn sie etwas fragen oder erzählen wollten. — Frau Maiwart selbst hatte auch wieder die größte Lust bekommen, die fremden Sprachen zu treiben, sie bat daher Frau von Weise, doch Conversationsstunden zu geben, und hatte durch ihre Mittheilung darüber eine große Anzahl Damen vermocht, sich an diesen Uebungen zu betheiligen, so daß daraus eine recht gute Einnahme erwuchs. Das Leben gestaltete sich auf diese Weise viel freundlicher für Frau Louise und ihr Töchterchen, nur die nie ruhende Sehnsucht nach dem Gatten und Vater, den sie freilich meist als einen Todten beweinten, und die Sehnsucht nach dem lieben, kleinen Ewald, der die rührendsten Briefe an seine Mama schrieb, trübte ihre Zufriedenheit.

Hannchen wurde nicht müde, nachzusinnen, wie es möglich wäre, Nachricht zu bekommen, ob ihr lieber Papa wirklich todt sei, oder ob er noch lebe, aber all' ihr Denken führte zu keinem Ziel, sie sah nur immer ein, wie machtlos eigentlich die Menschen und vollends die Kinder sind. Nun sprach in der Religionsstunde dieser Zeit Herr Jürgens, der Lehrer vom Gebet, von seiner Wirksamkeit und von dem kindlichen Verhältniß, in dem wir zu Gott stehn; unter den Bibelversen, die sie zu lernen bekam, fiel ihr besonders der auf:

„Bittet, so werdet Ihr nehmen, daß Eure Freude vollkommen sei!" —

Als sie diesen Vers laut für sich lernte, fragte sie plötzlich ihre Mama:

„Trifft das auch wirklich immer ein, liebe Mama, daß uns der liebe Gott Alles giebt, warum wir ihn bitten?" —

„Wenn es uns gut ist, gewiß!" antwortete Frau von Weise.

Von dieser Zeit an vergaß Hannchen keinen Abend vor dem Einschlafen ihr Gebet, und fügte

regelmäßig die Bitte hinzu: „Lieber Gott, laß doch unsern Papa wieder kommen!“ —

Aber die Zeit ging hin, und von Herrn von Weise kam keine Nachricht; in den trüben Wintertagen senkte sich der Kummer oft mit bleierner Schwere auf die einsame Gattin, und sie bedurfte dann aller Kraft ihres gottergebenen Gemüths, um standhaft zu bleiben. Die Stunden, welche sie ganz allein verlebte, waren es zumeist, die sie in solche Stimmung versetzten, dennoch liebte sie es, wie Alle, die einen großen Kummer haben, allein zu sein, nur Hannchens Gegenwart und das Beisammensein mit ihrer vertrauten Freundin Antonie war ihr angenehm! — Mit Beiden konnte sie bisweilen von dem Verlornen sprechen, und Beide waren immer hoffnungsvoll und bemüht, auch sie zur Hoffnung anzuregen.

Das hielt freilich immer schwerer! — Sie sagte, und wohl mit Recht, daß bereits zu viel Zeit seit dem Verschwinden ihres Mannes hingegangen, um noch auf seine Rückkehr zu hoffen. Wenn er lebte, meinte sie, würde er auch Mittel und Wege gefunden haben, Nachricht zu geben und zurückzukommen. Sie

hielt ihn für todt, und nur der Hinblick auf ihre Kinder hielt bei ihr den Wunsch zurück, auch zu sterben. Aber nein, sie wollte gern mit ihren lieben Kindern und für sie leben, wenn sie nur die Mittel dazu hätte aber das war es, was ihre schwere Sorge verursachte! — — Augenblicklich ging es ihr freilich durch Maiwark's Hülfe besser, aber sie konnte diese nicht immer annehmen; je größer aber die Kinder wurden, desto mehr kostete ihre Ausbildung, ihr Unterhalt, und wenn bisher Frau von Weise noch so reichlich Wäsche, Kleidung und Schmuck aus ihrer bessern Zeit besessen hatte, so nutzten sich diese Dinge doch ab, und von dem Schmuck hatte sie schon Vieles verkauft, wovon sie sich nur sehr ungern getrennt hatte. Sie sah voraus, daß die Bedürfnisse größer, ihre Fähigkeit zum Erwerb aber mit den Jahren noch geringer werden würde, und in trüben Stunden wollten diese Gedanken ihre Seele oft überwältigen. Dann weinte sie wohl bitterlich, und konnte nicht umhin, mit Hannchen, die durch den Ernst des Lebens so früh verständig geworden war, diese traurigen Aussichten zu besprechen. Zuweilen kam sie auch dabei zurück auf das Unrecht, das ihr von dem reichen

Vetter widerfahren war, der ihr aus Groll das Erbe vorenthalten hatte, das sein Vater ihr so bestimmt zugesichert.

Hannchen empfand dies Unrecht in ihrer offenen Kinderseele besonders lebhaft, und eines Tages, als sie lange darüber nachgedacht, schrieb sie folgenden Brief:

Lieber Herr Vetter!

Sie kennen mich freilich nicht, und werden vielleicht böse sein, daß ein kleines Mädchen es wagt, an Sie zu schreiben, aber ich möchte Sie gern etwas fragen, bitte jedoch, es mir ja nicht übel zu nehmen.

Haben Sie wohl schon einmal daran gedacht, daß Sie meiner lieben Mama sehr großen Kummer bereitet haben? — Sie ist so gut, und muß doch so viel weinen, wenn Sie dies sehen könnten, würde Ihnen gewiß einfallen, daß der liebe Gott will, wir sollen uns unter einander lieb haben, und kein Unrecht thun! — Verzeihen Sie mir, aber ich mußte Ihnen dies sagen! — Sollten Sie etwas von meinem armen Papa hören, so sein

Sie so gut, es uns gleich mitzutheilen, ich würde Ihnen sehr dankbar sein

Ihre

Johanna v. Weise.

Diesen Brief, gehörig mit Ort und Datum unterschrieben und adressirt, wie es nöthig war, gab Hannchen auf die Post. Es war ohne Vorwissen ihrer Mama geschehen, weil sie wußte, daß diese wohl viel dagegen einzuwenden gehabt, es auch wohl für kindisch und unnütz erklärt hätte; indeß Hannchen vermochte nicht, die innere Stimme zum Schweigen zu bringen, die ihr immer zurief: schreibe an den bösen Vetter im Hamburg, und erst als sie dies gethan, hatte sie Ruhe und vergaß die Sache ganz schnell über die Schule und ihre Aufgaben, über den fröhlichen Umgang mit Toni und Albrecht und besonders über das herannahende Weihnachtsfest. —

Siebentes Kapitel.

Weihnachtsabend.

Frau von Weise hatte eine Einladung ihrer Freunde zum ersten Weihnachtsfeiertage für sich und Hannchen angenommen; den heiligen Abend wünschte sie in der eigenen Häuslichkeit zu verleben; — sie wußte, daß sie nicht stark genug sein würde, an diesem Abend ihren kleinen Ewald ohne Thränen zu vermissen, und wollte die Festfreude der Andern dadurch nicht stören. Antonie schien sie völlig zu verstehen und drang nicht weiter in sie, erlaubte aber gern, daß Toni kommen dürfe, um Hannchens Weinachtsbaum brennen zu sehen, und sich mit ihr gegenseitig zu beschenken; die Kinder hatten dies unter sich ausgemacht, und die Mütter ließen sie theils gewähren, theils waren sie ihnen behülflich, wo es Noth that.

Die beiden Mädchen waren denn auch in der Zeit vor dem Fest ganz außerordentlich thätig und sehr geheimnißvoll, Jede in ihrer Art, die ihnen recht zu Statten kam. Jedenfalls war es gut, daß Hann-

chen viel Geschick und Ausdauer zu Handarbeiten besaß, so konnte sie viel Hübsches und Nützliches herstellen, während wieder Toni über reichliches Taschengeld zu verfügen hatte, das von den Eltern gern noch vermehrt wurde, wenn es sich um gute Zwecke handelte. Daher kam es, daß sie die Ausstellungen der Verkaufsgeschäfte und den fröhlichen Weihnachtsmarkt sehr viel besuchte, und Albrecht war jetzt viel bereitwilliger, als sonst, sie zu begleiten; so wie sie sich bemühte, anstatt wie früher, übermüthig und gedankenlos zu sein, gegen ihn einen so sanften Ton anzunehmen, wie der war, durch den Hannchen so viel Einfluß auf ihn gewonnen hatte.

Der heilige Abend kam heran, und während ihre Mama in der Stube einen schönen, wenn auch kleinen Tannenbaum schmückte, saß Hannchen als freiwillige Gefangene im Schlafzimmer und legte ihre kleinen Gaben zurecht, wie sie nachher unter dem Baum Platz finden sollten. Sie war mit Allem fertig geworden, nur hier und da hatte sie noch etwas nachzusehen, und dann die Geschenke für Toni und auch etwas für Albrecht in Papier einzuschlagen, damit durch die Verzögerung des Aufwickelns die Vor-

freude verlängert und vergrößert würde. Dabei dachte sie mit freudiger Erwartung, was das wohl für eine „köstliche Kleinigkeit“ sein könnte, die ihre Mama ihr selbst zu bescheeren versprochen, und ob sie wohl auch diesmal Honigkuchen und Aepfel und Nüsse und Confect am Baume haben würde!“ — Sollte Letzteres der Fall sein, wie sie hoffte, so wollte sie Alles theilen, die eine Hälfte sollten Toni und Albrecht, die Andere Bruder Ewald haben, wenn Mama zu Neujahr etwas an ihn schickte. Ach, des lieben Bruders Abwesenheit, das war auch für Hannchen der bittere Tropfen in der Weihnachtsfreude, denn daß sie nur wenig zu erwarten hatte, das hätte sie doch ebenso vergnügt sein lassen, aber der arme Ewald, er mußte unter Fremden sein! Die Kosten der Reise waren für seine Mama jetzt eine unmögliche Ausgabe, außerdem hätte man ihn auch nicht gut allein den weiten Weg reisen lassen können; wie traurig würde nun der arme Junge das schönste Fest zubringen, mit welchem Kummer würde er fast alle seine Kameraden abreisen sehen, denn zu den Weihnachtsferien blieb selten Einer, den nicht Krankheit fesselte, zurück. — Aber es war ja nicht zu ändern,

Hannchen dachte es mit tiefem Seufzer, während sie auf das geheimnißvolle Knistern des Rauschgoldes, das verrätherische Klappern, das an Nüsse erinnerte, aus dem andern Zimmer horchte.

Es war dunkel geworden und Toni konnte jeden Augenblick kommen; Frau von Weise zündete daher die vielen Lichter ihres Bäumchens an und rief Hannchen, damit sie erst den vollen Genuß des schönen Anblicks habe, denn wenn ihre kleine Freundin da war, so würde sie, das wußte die Mama, mehr an diese, als an ihr eigenes Vergnügen denken. Jetzt konnte sie sich ungestört an dem Ausdruck seligen Staunens in dem Gesicht ihres Kindes freuen, an dem entzückten Aufblick der großen, guten Augen, die alle Lichterchen des Baumes in ihrem Glanz zurückspiegelten! Ein wonniges Ach! entschlüpfte den lächelnden Lippen, dann warf sie sich in die Arme der Mama.

„Sie hier, mein Hännschen, was ich für dich habe!“ sagte diese, und da lag ausgebreitet ein hübsches Kleid, das zwar aus einem von der Mama gefertigt, aber nur um so werthvoller für Johanna war. Ein zierlich besetztes Schürzchen, neue Stiefel und einige Schreibbücher bedeckten den Tisch, auch die liebe,

aus besseren Zeiten stammende Wachspuppe, die während der Krankheit der Mutter, und dann wegen der Weihnachtsarbeiten gänzlich von ihrer kleinen Besitzerin vernachlässigt worden war, sie saß da, mit frisch gerötheten Wangen und einem neuen Kleide! Hannchen konnte sie nicht genug bewundern.

„O, Mama!“ rief sie, „du hattest mir nur ‚eine köstliche Kleinigkeit‘ versprochen und wie viel ist dies!“

„Und doch noch nicht Alles, mein reiches Kind! Die kostbare Kleinigkeit, die ich dir geheimnißvoll versprach, die hast du noch gar nicht entdeckt!“ —

Hannchen begann nun emsig zu suchen, aber in diesem Augenblick fuhr ein Wagen vor, und vermuthend, daß Toni darin sei, beeilte sie sich, die zierlichen Pakete, die ihre kleinen Ueberraschungen für die Freundin enthielten, unter dem Baum zurecht zu legen. Schon hörte sie deren rasche Füßchen die Treppe heraufspringen, sie öffnete schnell die Thür und fuhr mit einem Schrei des Entzückens zurück: da stand Toni, aber hinter ihr an Frau Antoniens Hand — Ewald, der Cadett! —

Fast wäre der Freudenschreck zu stark für Frau von Weise's noch immer zarte Gesundheit gewesen;

ihr kleiner Sohn war in ihre Arme gestürzt, sie hatte ihn fest an ihr Herz geschlossen, aber dann mußte sie sich setzen, ihre Knie wankten — große Freude ist fast noch schwerer zu tragen, als Leid! —

Indeß sprang Hannchen jubelnd von Einem zum Andern, und bat und nöthigte durch ihre Fragen Frau Maiwart, Ewalds überraschendes Erscheinen zu erklären.

„Mein Mann," sagte sie, „hatte ja eine nöthige Geschäftsreise, die ihn in Ewalds Nähe führte. Wir kannten Euren Kummer um ihn, wir konnten uns seine Sehnsucht denken, und entwarfen den Plan, Euch mit ihm zu überraschen. Mein Mann kam heute zurück, und brachte den lieben, glücklichen Jungen mit!"

„Wie soll ich dir nur danken!" sagte Frau Louise, indem sie mit Freudenthränen ihre Freundin umarmte.

„Wir haben uns selbst das größte Vergnügen bereitet!" sagte Frau Maiwart, „und hier ist auch dein Paket für Ewald wieder! Es war sehr schlau von mir berechnet, als ich dir anbot, unser Diener sollte es zur Post besorgen; er mußte es mir bringen, damit du nun heut die Bescheerung für deinen Jungen hast!"

„Was für eine Freundin bist du!“ rief Frau von Weise, „wie du Alles, Alles bedenkst . . .“

Inzwischen jubelten die Kinder unter einander und um den Baum herum. Hannchen führte Toni zu den eingewickelten Schätzen, und sprang dann hin, aus dem geöffneten Paket für Ewald die ihm zugedachten Geschenke zu ordnen. Dabei gedachte sie der ihrigen, sie forderte Alle auf, die Herrlichkeiten anzusehen, und während so Alle sprachen, lachten, erklärten und jauchzten, war das Stübchen fast zu eng für alle Freude, die darin Raum haben wollte.

Endlich, als die Gemüther sich etwas beruhigten, Frau von Weise mit ihrem Knaben, der immer zur Mama zurückkehrte, im Arm, neben Frau Antonie plaudernd im Sopha saß, theilte Hannchen ihrer Toni mit, daß noch eine ganz besondere Kleinigkeit, die sie noch nicht gefunden, unter ihren Geschenken sein müsse. Alsbald gaben sich beide Mädchen dem eifrigsten Suchen hin, bis Toni plötzlich: „ich hab's, ich hab's!“ so laut rief, daß Alle zusammenfuhren, aber dann herzlich lachten! In einem der neuen Stiefel hatte sie ein Papierchen entdeckt, worin ein kleiner Gegenstand eingewickelt war; jetzt ließ sie sich den Triumph

nicht nehmen, das entdeckte Geheimniß vollends zu enthüllen, und Hannchen gönnte es ihr mit gewohnter Sanftmuth. Feierlich wickelte Toni das Papier auf, da lag ein hübsches, kleines goldenes Medaillon, und als sie es schnell öffnete, da rief Hannchen ganz überwältigt: „O mein Papa ist darin, mein lieber Papa, und eilte in die Arme ihrer Mutter!“ —

Wirklich enthielt das Medaillon, das noch aus Frau Louisens Mädchenjahren stammte, die sehr gelungene Photographie ihres Mannes, die sie für ihr Töchterchen hatte hineinschließen lassen, und sie hatte sich in der Größe der Freude, welche diese darüber empfinden würde, nicht geirrt. Es gab keins ihrer andern Geschenke, das Hannchen nicht mit Freuden für dies kleinste gemißt hätte, sie wurde nicht müde, es anzusehen, nachdem sie es an einem schmalen Sammetbande befestigt und umgehangen hatte. Nur zu schnell vergingen den so fröhlich vereinten Menschen die Stunden; Frau Maiwart bemerkte mit Schrecken, wie lange sie schon verweilt, während ihr Mann vielleicht die nöthigen Geschäfte, die ihn in seinem Comptoir noch zurückgehalten, schon beendigt hatte, und mit Albrecht auf sie und Toni wartete. Eilig

nahmen daher die Beiden Abschied von der kleinen Familie, die sie heute heiterer, als je verließen, nicht ohne das Versprechen zu fordern, daß sie am andern Tage sich rechtzeitig zu Tisch einfinden möchten.

Zu Hause erzählte Toni ihrem Vater und Bruder auf's Lebhafteste, wie die Ueberraschung mit Ewald abgelaufen und wurde nicht müde, zu beschreiben, was jeder Einzelne dabei gesagt und gethan.

Herr Maiwart und Albrecht nahmen herzlichen Antheil, und der Erstere theilte seiner Frau noch im Vertrauen mit, daß der kleine Ewald, den er auf der Reise als einen prächtigen, guten, aber etwas schüchtern und von Gesundheit zarten Jungen kennen lernen, ihm herzlich leid thue. Er habe ihm nämlich anvertraut, daß der Soldatenstand, zu dem er nun so früh und ausschließlich herangebildet wurde, ihm gar nicht zusage, aber er habe ihm zugleich das Versprechen abgenommen, seiner Mama dies nicht zu verrathen, da es ihr nur Kummer machen würde. Er wisse, es könne nicht anders sein, und er wolle sich schon gut halten. Dabei waren aber dem kleinen Mann die Thränen von den Backen heruntergelaufen.

Seine Lehrer hatten sein Betragen und seinen

Fleiß einstimmig gelobt und nur bedauert, daß er etwas zu schwächlich zum Soldaten sei, indeß müsse man hoffen, daß er sich noch kräftiger entwickeln werde. Frau Maiwart war traurig geworden.

„Könnten wir doch den armen Jungen ganz hier behalten," sagte sie zu ihrem Manne. Dieser schüttelte den Kopf.

„Die Verantwortlichkeit, die wir damit übernehmen würden," sagte der wohlwollende Kaufmann, „würde sehr groß sein! Ich bin nicht Herr meines Schicksals. Trifft mich ein Unglück im Geschäft, so trifft es dich und unsere Kinder mit, aber ich möchte nicht ein gesichertes Loos, wie das des kleinen Weise jetzt ist, in ein unsicheres verwandeln, wie das des Kaufmanns immer bleibt!" —

Die Kinder kamen, die Eltern zu erinnern, daß alle Hausleute versammelt wären, und der Bescheerung, die Frau Maiwart schon früh aufgebaut, harrten; sie brach das Gespräch mit ihrem Gatten ab, ging, die Kerzen des Baumes und die Gasflammen im Saal anzuzünden, und bald bot auch dieser den herrlichen Anblick guter, fröhlicher Menschen, gütiger Geber und dankbarer Empfänger.

Achtes Kapitel.

Wieder etwas Neues.

Die schönen Feiertage waren den Kindern, wie den erwachsenen Mitgliedern der beiden Familien in fast ungestörter Heiterkeit hingegangen, denn die so unverhoffte Freude, ihren Sohn zum schönsten Fest und noch volle 14 Tage danach bei sich haben zu können, hatte selbst Frau von Weise für kurze Zeit wenigstens über ihre Trauer um den geliebten Gatten hinweggehoben. — Freilich gingen die schönen Tage des Beisammenseins schnell vorüber, und mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Sorge begegneten sich allabendlich die Augen von Mutter und Sohn und sprachen es aus, was die Lippen nicht aussprechen wollten: „schon wieder ein Tag vorüber!“ — Ein Reisender aus dem Geschäft des Herrn Maiwart, der denselben Weg fuhr, sollte Ewald nach dem Cadettenhause zurückbringen, aber selbst Maiwarts dachten nicht gern daran, denn Alle hatten schnell den kleinen Soldaten liebgewonnen, der in seinem Wesen so gar nichts Kriegerisches hatte. Dagegen war er freundlich

und gewandt zu allen Handreichungen, und besaß eine merkwürdige Fähigkeit für mechanische Dinge. Wenn ein Spielzeug zerbrochen war, so ruhete er nicht, bis er es wieder hergestellt hatte, alle möglichen Dinge verstand er zu schnitzen, allerliebste Pappsachen zu verfertigen, und erwarb sich Albrechts Bewunderung vollständig, als er ein kleines Kriegsschiff mit Ausrüstung zu Stande brachte, und dem Tertianer, der ein großer Freund der See und ihrer Gefahren war, zum Andenken verehrte.

Auch Laura's Beifall erwarb sich Ewald in hohem Grade, da es sich nämlich herausstellte, daß er sehr zierlich tanzen konnte, und sich dabei sehr ritterlich gegen jede kleine Dame benahm, mochte sie auch einige Jahre mehr zählen, als er selbst. Laura hatte schon in den Weihnachtstagen genug von einem Kinderball phantasirt, den ihre Eltern am Neujahrstage zu geben beabsichtigten, und wozu sie auch eine Einladung für die Geschwister von Weise erlangt hatte. Als es wirklich zu dem Ball kam, da war freilich der kleine Mann in der Uniform eine so außergewöhnliche Erscheinung, daß alle Mädchen es sich zum besonderen Vergnügen rechneten, einmal mit ihm zu tanzen, und

er erwarb eine solche Menge Orden im Cottillon, wie er später unmöglich in der militärischen Laufbahn gewinnen konnte, selbst wenn er der tapferste Held werden würde.

Auch diese Lustbarkeit war vorüber, und schnell verrannen die Stunden bis zum Abschied auf dem Bahnhof! Der kleine Ewald hielt sich mannhaft, — ein Soldat und weinen — das vertrug sich doch gar zu wenig, aber dennoch, als er aus der letzten mütterlichen Umarmung entlassen, in ihr geliebtes Gesicht sah, das der Schmerz entfärbt und mit Thränen überströmt hatte, da brach seine mühsam erhaltene Fassung, und es war im Grunde gut, daß gerade der Schaffner das Coupé zuschlug, und der Zug sich auch sogleich in Bewegung setzte.

Frau Maiwart war sehr besorgt, dieser Abschied möchte der schon so erschütterten Gesundheit ihrer Freundin auf's Neue schaden, um so mehr, als sie sich bemühete, ihren Kummer in sich zu verschließen, um Hannchen und den andern Lieben keine Störung zu sein. Antonie errieth dies, und war darauf bedacht, durch ruhiges Aussprechen des Betrübenden und durch Anregung freundlicher Vorstellungen das

Gleichgewicht im Gemüth der bekümmerten Mutter herzustellen.

Indeß kamen sehr bald neue Ereignisse, welche zerstreuend auf Frau von Weise wirken sollten. Sie erhielt eines Tages einen Brief von Hamburg, den eine bisher ihr fremde Hand adressirt hatte; kaum war sie im Stande denselben zu öffnen, sie dachte, er könne Nachricht über ihren Gatten bringen, während Hannchen rief: „O, Mama, der wird gewiß von dem Vetter sein! —

Frau von Weise öffnete und las. Der Brief war zwar nicht vom Vetter geschrieben, aber doch auf seine Veranlassung durch den alten Buchhalter, und enthielt die Bitte: Frau von Weise möge, sobald sie könne, zu ihrem Verwandten kommen, er sei selber krank, und wünsche ihr eine wichtige Mittheilung zu machen, sie möge aber ihre kleine Tochter Johanna mitbringen! —

„Wie seltsam!“ sagte die so viel geprüfte Frau, indem sie immer noch in den Brief sah, als enthalte er ein unergründliches Räthsel.

„Was ist so seltsam, Mama?“ fragte Hannchen, „daß der Vetter krank ist?“

„Nein, Kind! Aber daß er mich, die er seit undenklicher Zeit nicht hat sehen wollen, zu sich wünscht, und daß er sogar dich ausdrücklich mitgebracht wissen will, dich, deren Dasein und Namen er kaum je beachtet haben mag, das finde ich räthselhaft!“

„Ich nicht so sehr,“ sagte Hannchen, indem sie bis über die Stirn erröthete.

Dies fiel ihrer Mama auf.

„Was hast du, Hännschen?“ fragte sie, „woran denkst du eben?“ —

Jetzt konnte die Tochter nicht mehr schweigen, sie erzählte denn von dem Brief, den sie geschrieben, und versetzte damit ihre Mutter in das größte Erstaunen, bei dem es ungewiß blieb, sollte sie, was sie hörte, billigen oder tadeln.

War nun diese Berufung von dem Vetter an sein Krankenbett, war sie eine Folge jenes seltsamen kindlichen Briefes? War es möglich, daß ein so naiv und einfach ausgesprochener Vorwurf Eindruck gemacht hatte auf das Herz eines Mannes, der sich so rachsüchtig, so hart und kleinlich, wie ungerecht gezeigt hatte? — Oder war der Brief nur halb gelesen vielleicht in den Papierkorb gewandert, und irgend ein

anderer Beweggrund bestimmte den Kranken, seine Verwandte um ihre Gegenwart zu bitten? Hatte sich sein Herz erweicht? War er andern Sinnes geworden? Oder hatte er Frau von Weise eine neue Kränkung vorbehalten.

Alle die Fragen warf sie in ihrem aufgeregten Innern hin und her, sprach auch wohl Einiges davon gegen Hannchen aus, die jedoch immer wieder zu dem Resultat ihrer Gedanken zurückkehrte und sagte: „Aber, du mußt doch nach Hamburg reisen, Mama, und mich nimmst du mit?“ —

Die Mama antwortete nicht darauf, sondern schickte sich an, auszugehen, obwohl es schon ganz dunkel war, und forderte ihr Töchterchen auf, sie zu Maiwart's zu begleiten, da sie nothwendig ihre Freundin, und wo möglich auch deren Gatten sprechen müsse, um sich mit ihnen in einer so wichtigen Angelegenheit zu berathen.

Toni sprang hoch auf vor Freuden, als sie Hannchen zu so ungewohnter Stunde kommen sah; sie war eben dabei, ihrer Papierpuppe zwei neue Kleider anzufertigen, und wollte ihre kleine Freundin gleich an dem Geschäft Theil nehmen lassen, aber diese schien

keinen rechten Sinn dafür zu haben, ihr Herzchen war ganz voll von dem neuen Ereigniß des Briefes und bald lief ihr Mund davon über und mit ihr in die Ecke des Kindersopha's gedrückt, erzählte sie flüsternd und unter dem Siegel der Verschwiegenheit Toni die ganze Geschichte. Diese war ganz betroffen davon, noch mehr von der Aussicht, daß Hannchen nun wohl in kürzester Zeit und auf unbestimmte Dauer so weit von ihr weg nach Hamburg reisen werde, und dies schien betrübend.

„Wer weiß!" sagte Hannchen tröstend. „Meine Mama hat noch gar nichts Bestimmtes gesagt, und ob sie mich mitnimmt, weiß ich auch nicht!"

„Du kannst doch nicht allein bleiben?"

„Nein, freilich, daß geht nicht!" —

„Dann kommst du so lange zu uns! Dein Bett kommt in meine Stube, das wird herrlich!" rief Toni, und hatte schon im Geist die ganze Einrichtung fertig.

Diesmal wurde aber doch ein Strich durch ihre Rechnung gemacht, denn die Mama kam mit Frau von Weise, die nun wieder zu Hause gehen wollte, und bei dieser Gelegenheit erfuhren die Kinder, daß

Hannchen mit ihrer Mutter andern Tages früh schon nach Hamburg abreisen würde. Frau Maiwart wollte mit ihrem Wagen kommen, um ihre Freundin abzuholen und nach dem Bahnhof zu bringen.

„Ich auch, ich fahre mit! Nicht? bitte, liebe Mama!“ rief Toni eifrig.

„Du mußt um diese Zeit in die Schule, Kind!“

„Ach, lass' mich doch mal die eine Stunde versäumen, auf dem Rückweg bringst du mich hin und entschuldigst mich bei Herrn Jürgens!“ —

„Das paßt insofern,“ sagte Frau Maiwart nachdenklich, „als ich nothwendig doch Herrn Jürgens sprechen müßte, um ihm Hannchens längere Entfernung und deren Ursache anzuzeigen! Nun gut, so magst du mitfahren, so braucht ihr heute Abend noch nicht Adieu zu sagen!“

Die Kinder waren froh über diese Entscheidung, wenn auch außerdem etwas bedrückt durch die plötzliche Aenderung, welche die bevorstehende Reise in ihr so angenehmes Verhältniß brachte. Welche Folgen sie weiter haben konnte, das bedachten sie noch nicht, sie waren nur im Allgemeinen aufgeregt, und Hannchen, welche noch bis spät in die Nacht ihrer Mama

einpacken half, konnte dessenungeachtet nicht einschlafen, und war nach kurzer Ruhe sehr früh schon wieder wach.

Aber es war auch keine Zeit zu versäumen, kaum hatte Frau von Weise ihre und Hannchens Toilette beendet, etwas gefrühstückt und die nöthigen Anordnungen getroffen, als der Wagen vorfuhr und Friedrich heraufsprang, um den Koffer der Damen zu holen. Fort ging's dann zur Eisenbahn, hier war der gütige Herr Maiwart und hatte schon die Billets gelöst, er wünschte Frau von Weise auf's Herzlichste glückliche Fahrt und ferneres Wohlergehen, die großen und die kleinen Freundinnen umarmten sich, und bald brauste der Zug dahin, der Hannchen und ihre Mutter einem ungewissen Schicksal entgegenführte.

Aber Frau von Weise hatte in den Wechselfällen des Lebens längst schon gelernt, bei außergewöhnlichen Ereignissen ihr Herz dahin zu lenken, wo es Berücksichtigung zu finden gewiß war, im festen Vertrauen auf den ewigen Lenker unserer Wege, und Hannchen war von Natur geneigt, diese Gesinnung zu theilen, und mit Sanftmuth und Geduld zu erwarten, was da kommen würde.

Die Reise ging gut von Statten. Spät in der

Nacht langten Mutter und Tochter in Hamburg an, ungewiß, wie sie nach dem entfernten Hause des Vetters kommen sollten, da rief eine bekannte Stimme ihren Namen; der alte Buchhalter war da, mit ihm stiegen sie in den bereitgehaltenen Wagen und kamen wohlbehalten an den Ort ihrer Bestimmung.

Neuntes Kapitel.

Der Vetter.

Mit großem Erstaunen hatte Frau von Weise das ihr angewiesene Zimmer betreten, und es genau so gefunden, wie sie es als Mädchen, wo sie beim Onkel lebte, verlassen hatte. Sie war überrascht, aber noch mehr gerührt, als überrascht! Sie schaute sich um, — da war der hübsche Divan mit geblümten Ueberzug, da das alterthümliche, aber so zierlich geschweifte Pult von Nußbaumholz, die ähnliche Kommode mit dem schönen Toilettenspiegel, selbst Teppiche und Gardinen waren eben noch so wie damals!

Wie seltsam, daß der Vetter, der sich so unversöhnlich, so rachsüchtig benommen, daß er sie absichtlich den größten Entbehrungen, ja offenbarer Armuth preisgegeben hatte, daß der doch die Erinnerung an sie, die von dem Zimmer und seiner Einrichtung so unzertrennlich war, daß er diese bewahrt hatte mit einer Treue, die nicht gestattete, auch nur einen Stuhl anders zu setzen, als sie es gewohnt gewesen war. Sie besprach dies Alles mit der alten Haushälterin, die schon beim Onkel gewesen war und nun mit Thränen der Freude Frau von Weise und ihr Töchterchen empfing.

„Das Kind," sagte sie endlich, „hat ihn vollends herumgebracht, sie hat die Frucht geschüttelt, die längst schon reif war!" und nun erzählte sie, wie ihr Herr, der unverheirathet geblieben, seit dem Tode seines Vaters und seinem ungerechten Verfahren gegen Louise, nie wieder recht froh geworden sei. Er habe fast nur für seine Geschäfte gelebt, wenig Vergnügungen gesucht und noch weniger Gesellschaft gesehen. Von jeher kränklich, hätte seine Lebensweise, mehr aber wohl Reue und Sehnsucht nach der Verwandten, der er das nöthige ihr zukommende Vermögen vor-

enthalten, an seiner Gesundheit genagt. Er habe es nicht beachten wollen. Jede Andeutung seiner wenigen Freunde, seiner alten Diener, habe er schroff zurückgewiesen, den Arzt habe er nicht um Rath gefragt, so sei sein Brustleiden immer schlimmer geworden, und seit dem Herbst habe er mit ihr, der Haushälterin, bisweilen von früheren Zeiten, von Fräulein Louise gesprochen; aber sie habe nie gewagt, ihn an sein Unrecht zu erinnern, weil sie geglaubt, es hülfe ja doch nichts. Da sei eines Tages ein Brief gekommen, von einer hübschen Kinderhandschrift adressirt.

Der Herr habe ihn um und um gedreht, und betrachtet, endlich geöffnet und gelesen! — Mit einem tiefen Seufzer sei er dann in seinen Lehnstuhl zusammengesunken, und habe den ganzen Tag kein Wort mehr gesprochen, aber immer wieder in den Brief gesehen.

So sei es wochenlang fortgegangen, er sei immer kränker geworden. Endlich habe er den Doktor rufen lassen, und ihn gefragt, wie lange er wohl noch leben könne. Sie wisse nicht, was der Arzt geantwortet, aber des andern Tags habe der Buch-

halter an die gnädige Frau schreiben müssen, und von dem Augenblick an sei kein Schlaf mehr in die Augen des Herrn, keine Ruhe in seine Seele gekommen.

Erst vor einer Stunde habe er plötzlich gesagt: „Ich fühle, daß sie kommen! Friederike ist auch Alles bereit, auch für das Kind? Heute Abend werden sie kommen!“ Und darauf sei er eingeschlummert und schlafe noch.

Während dieser Erzählung hatte Frau von Weise Hannchen, die zwar aufgeregt, aber doch sehr ermüdet war, geholfen, sich zu entkleiden und sich zu Bett zu legen; sie selbst legte sich in ein bequemes Morgenkleid gehüllt auf's Sopha, um zu ruhen, aber doch leicht bereit zu sein, wenn der Vetter erwachen und nach ihr verlangen sollte.

Es überkam sie in dem alten, lieben Raum ein Gefühl von Ruhe und Behagen; sie schloß die Augen und bald lag sie in tiefem Schlaf. Nicht so unser Hannchen! — Ihre lebhafte Phantasie war von Allem, was sie gehört hatte, sehr aufgeregt. Beim Schein der heruntergeschraubten Lampe blickte sie im Zimmer umher, und suchte in ihren Kindheitserinne-

rungen nach den Gestalten, die sie früher noch in diesem alten Hause gesehen!“ — Sie erinnerte sich des alten Onkels, der gestorben, des Vetters aber gar nicht! — Sie mußte immer an ihn denken, an den tiefen Seufzer mit dem er ihren Brief gelesen und immer weniger konnte sie einschlafen, obwohl Stunde auf Stunde verging. —

Da bemerkte sie mit einem Male, wie die Eingangsthür leise und langsam aufging und herein trat eine lange Gestalt in ein dunkles Gewand bis auf die Füße gehüllt, mit blassem Gesicht und tiefliegenden Augen.

Hannchen erschrak. Die Gestalt, es war ein Mann im dunkelbraunen Schlafrock, sah sich im Zimmer um, und erblickte die Schläferin auf dem Sopha. Er näherte sich mit leisen Schritten, und sah unverwandt auf das schöne, blasse Gesicht, das so schmal geworden war, und selbst jetzt im Schlaf einen leisen Ausdruck von Kummer hatte. Er stand lange so, dann wendete er sich nach dem Bett; er erschrak sichtlich, als er in die großen, offenen Augen des Kindes blickte.

„Willst du nicht schlafen, Johanna?“ fragte er mit leiser, aber hohl klingender Stimme.

„Ich kann nicht!“ sagte sie mit müdem Lächeln.

„Weißt du denn, wer ich bin?“ fing er wieder an, indem er sie aufmerksam ansah.

„Ich glaube, Sie sind der Herr Vetter Anton?“

„Dem du geschrieben hast, er solle an sein Unrecht denken, nicht wahr?“

„Verzeihen Sie mir!“ sagte Hannchen verlegen. „Es thut mir jetzt sehr leid, daß ich Sie betrübt habe, aber ich wußte nicht, daß sie krank waren!“

„Du hast ganz recht gethan!“ erwiederte er, seine abgemagerte Hand auf ihre Stirn legend. „Nun Ihr da seid, wird mir wohl werden! Schlafe nur ein, wir wollen deine Mutter nicht stören!“

Damit ging er noch einmal zum Sopha, legte leise und sorgfältig die Decke, die etwas herunter geglitten war, um Frau Louise, und verließ dann das Zimmer. Hannchen versuchte nun auch einzuschlafen, es gelang ihr, und als sie wieder erwachte, leuchtete die Wintersonne schon hell in die Fenster, und von der Mama war nichts zu sehen.

Hannchen sprang daher schnell aus dem Bett und beendete ihren Anzug dann so weit sie konnte, die starken Zöpfe ihres blonden Haares flocht sie

nicht selbst, und fand sich daher in einiger Verlegenheit, was sie ohne die hülfreiche Hand der Mutter beginnen sollte. Aber kurz entschlossen, fing sie an, sich selbst zu frisiren, und wurde es ihr auch schwer, so gelang es doch so ziemlich; sie war gerade fertig, als das Stubenmädchen kam, um nach ihr zu sehen.

Bei ihrer Ankunft in der Nacht hatte sie nur noch wenig Sinn für die äußere Umgebung gehabt, aber wie freute sie sich jetzt, wieder einmal in dem großen, stattlichen, alten Hause zu sein, wo sie als kleines Kind so oft herumgesprungen war, als der alte Onkel noch lebte. Im Licht des Morgens erkannte sie alle die lieben Räume wieder, und fand sehr wohl den Weg nach dem Wohnzimmer, wo ihre Mama am Frühstückstisch saß und der Vetter Anton daneben.

Er sah ganz friedlich aus, aber noch bleicher und abgezehrter erschien er am Tage, als selbst in der Nacht, und Hannchen, welches inniges Mitleiden für ihn empfand, reichte ihm die Hand, nachdem sie ihre Mama geküßt hatte und sagte: „Nun werden Sie aber gewiß wieder gesund, Vetter Anton, wir wollen Sie schon pflegen!“

Er lächelte wehmüthig und sah Frau von Weise an, mit der er bereits eine lange Unterredung gehabt hatte. Die so schwer gekränkte und beraubte Frau war ihrem Verwandten, dessen Zustand sie tief betrübte, mit versöhnlicher Liebe entgegengekommen, um so bitterer hatte er sich selbst angeklagt, und ihr gestanden, daß er sich durch seine ungerechte Handlungsweise jeder Lebensfreude beraubt habe. Sein Verhalten sei ihm längst leid gewesen, er hätte es gern zurückgenommen, wenn es möglich gewesen wäre, denn in seinem verfinsterten Herzen fand er weder Muth noch Lust, die abgebrochenen Beziehungen zu seiner Cousine wieder anzuknüpfen, selbst, als er fühlte, daß er immer kränker wurde. Da war Johanna's Brief gekommen, und die einfachen Kindesworte hatten ihn so erschüttert, daß auf der Stelle der Entschluß in ihm reifte, eine Versöhnung mit Louise zu suchen.

Nun sie gelungen war, fühlte er sich plötzlich wie von einer schweren Last erleichtert, und es schien fast, als wolle seine gesunkene Kraft nochmals einen frischen Aufschwung nehmen. Frau von Weise that Alles, was zarte, weibliche Sorgfalt vermag, um

einem Kranken das Leben zu erleichtern, und Hannchen, die schnell sein Liebling geworden war, kürzte ihm manche Stunde durch ihr kindliches Geplauder, oder durch Vorlesen, sowie mit einer Partie Dame und jenem neckischen Spiel: Schaf und Wolf genannt, wobei sich der Vetter sehr amüsirte, besonders wenn einmal Hannchens Wolf die Reihe seiner Schafe schlau durchbrach! —

Aber die scheinbare Kräftigung war nur das letzte Aufflackern der Lebenskraft gewesen; nach wenigen Wochen wurde die Schwäche des Kranken größer als zuvor. Er hatte darauf längere Berathungen mit seiner Cousine und seinem Rechtsanwalt, die seine irdischen Verhältnisse betrafen, als diese beendet und sein letzter Wille in aller Form niedergelegt war, schien er sich vom äußern Leben abzuwenden, und nur noch beschäftigt, sein Inneres in Einklang zu bringen mit dem Willen dessen, zu dem seine Seele bald zurückkehren sollte. Er unterhielt sich darüber viel mit seiner Cousine, und sie wußte durch die sanften Tröstungen der Religion sein müdes Herz zu erheben und durch den Gesang ihrer innigen Stimme seine Seele zu beruhigen. Mitten in einem ihrer schönen,

frommen Lieder hatte ein Lungenschlag seinem Leben ein Ende gemacht; Hannchen und ihre Mama glaubten, er schliefe nur, — aber, er erwachte nie wieder.

Nach seinem Testament, worin einige entfernte Verwandte, die alten Diener des Hauses und die Armen reichlich bedacht waren, fiel das große Hauptvermögen Frau von Weise und ihren Kindern zu. Sie sah sich nun, nach so schweren Zeiten voll Noth, Arbeit, Entbehrung und Krankheit, plötzlich in ein reiches Loos versetzt! Sie freute sich dessen und dankte Gott für ihre Kinder deshalb, aber ihre Freude war mit vielen Tropfen bitterer Wehmuth gemischt! — Mehr als je entbehrte sie ihren geliebten Gatten, dessen Leben sie nun so gern mit Allem geschmückt hätte, was der Reichthum gewährt, aber sie sagte es sich wieder und immer wieder, daß dies vielleicht ein zu großes Glück für sie wäre, und daß sie sich dem Willen Gottes kindlich unterwerfen müsse.

Zehntes Kapitel.

Schluß.

Ein lebhafter Briefwechsel hatte die Familie Maiwart von Allem unterrichtet, was inzwischen die Beiden, für die sie eine so große Theilnahme empfanden, in Hamburg erlebten, und obwohl Herr Maiwart, durch einen Geschäftsfreund von dem gänzlich hoffnungslosen Zustand des Vetters unterrichtet, voraussah, daß dieser bei herannahendem Ende sein Unrecht gegen Frau Louise gut machen wolle, und nur deshalb so dringend ihr Kommen gewünscht habe, so war doch die Bestätigung dieser Hoffnung durch die Mittheilung, welches Testament der Verstorbene hinterlassen, eine große Freude für Antonie und ihren Gatten. Sie beglückwünschten daher Frau von Weise auf's Herzlichste und hielten nun auch nicht mehr für unpassend, zu erwähnen, daß der kleine Ewald auch nach seiner Lehrer Meinung vielleicht nicht ganz wohl zum Soldaten passe. Indeß rieth Herr Maiwart, ihn doch vorläufig noch bis Ostern im Cadettenhause zu lassen, besonders da Frau Louise selbst noch nicht

sagen konnte, ob sie in Hamburg bleiben, oder in die Nähe ihrer liebsten Freunde zurückkehren würde. Sie erwiederte auch darauf, daß ihr ein allzu hastiges Zurückfordern ihres Sohnes, den man zu ihrer Unterstützung so bereitwillig im Cadettenhause aufgenommen, ihr nicht statthaft scheine, und so mußte sich denn Hannchen, die ihren Bruder so sehnlich zurückwünschte, gedulden, wie sie es in ihrem jungen Leben schon so oft nöthig gehabt hatte. Es wurde ihr nicht ganz leicht, da sie sich in der neuen, reichen Umgebung so viel allein und so unbeschäftigt fand. Sie blieb zwar nicht müssig, aber es war doch eine ganz andere Thätigkeit, wenn sie die Schule besuchte; wie schnell verging dann die übrige Zeit und Toni bekam lange Briefe, die immer wieder große Sehnsucht nach der heitern Freundin, ja sogar nach Albrecht aussprachen. Die Mama fand in Folge der Erbschaft so viel zu thun und zu schreiben, durchzusehen und zu ordnen, daß sie sich wenig mit Hannchen beschäftigen konnte; nur nahm sie dieselbe auf allen Wegen zu Fuß oder zu Wagen mit, und der rege Verkehr auf den Straßen interessirte unsere kleine Freundin, wenn sie auch der Mama gestand,

daß sie Maiwart's kleineren Wohnort ihrer großen Vaterstadt vorziehen würde.

Die Mama lächelte zu dieser Aeußerung und blickte träumerisch durch die Fenster ihres schönen Wagens auf die bunte Menge, die sich in der Kälte draußen über die hart gefrorenen Straßen drängte. Sie dachte nach über den großen Wechsel, den ihr Schicksal abermals und nun zum Guten erfahren, sie verglich die Erinnerung an die zunehmende Dürftigkeit, an die peinliche Sorge, um das tägliche Brod, der sie fast erlegen war, mit ihrem jetzigen Zustand, wo sie als Besitzerin eines bedeutenden Vermögens in einem eleganten Wagen dahin fuhr, und sie gelobte sich, was sie längst gethan und geübt, ihren Ueberfluß getreu zum Besten der Mühseligen und Gedrückten anzuwenden; fand sie doch, nächst der Beschäftigung mit ihren Kindern gewiß die beste Unterhaltung im Wohlthun, da der ihrem Leben fehlte, der es sonst ausgefüllt hatte.

Sinnend blickte sie durch die Scheiben, da plötzlich fuhr sie mit einem Schrei empor! — Sie hatte eine Gestalt erblickt, mager und bleich, in nichts weniger als eleganter Kleidung rasch durch die Menge eilend,

aber in jeder Veränderung unter Tausenden würde Louise die Gestalt, dieses Mannes erkannt haben: es war ihr Gatte! —

„Halt! Halt!“ hatte sie gerufen, aber ehe sie sich bei dem raschen Dahinrollen des Wagens dem Kutscher verständlich machte, ehe dieser halten und begreifen konnte, daß er umwenden sollte, waren viele, viele Minuten vergangen, und jede Spur des Fußgängers, den sie um den Preis ihres Lebens zu erreichen trachtete, verschwunden!“ — —

In der halben Betäubung, worein der jähe Freudenschreck sie versetzt hatte, wußte sie zunächst, als ihr klar war, daß sie jetzt auf der volkreichen Straße die verlorene Spur nicht wieder finden würde, nicht was sie am schnellsten und besten thun sollte, und da der Kutscher fragte, ließ sie nach Hause fahren. —

Mußte nicht ihr Gatte, wenn er es wirklich war, wenn sie sich nicht getäuscht, dort hingehen? — Er wußte ja nichts, dachte sie, vom Tode des Onkels, mußte er nicht glauben, daß sie bei diesem lebe, oder doch, daß er auf's Genaueste von ihr wisse? — Gewiß, er mußte dort hinkommen, er war vielleicht mit seinem schnellen Schritt dort schon angelangt,

sie hätte ihren Pferden Flügel geben mögen, damit der Wiedergefundene sie keine Sekunde vergebens suche! — Dies Alles setzte sie in größter Aufregung Hannchen auseinander, die sich wie im Traume befand, während die Mama sich immer wieder mit den Worten unterbrach: „er lebt; ich habe ihn gesehen! er war es, du kannst es glauben!“ und dabei die Augen mit stillem Dankgebet zum Himmel hob.

Am Hause angelangt, stieg sie hastig aus, — sie blickte den Diener erwartungsvoll an, — es war Niemand gekommen, — doch ja, gleichgültige Leute! — Er war also nicht angelangt, aber jede Minute konnte ihn bringen, die nächste Stunde mußte es wenigstens! so dachte Frau von Weise, in dem sie in fieberhafter Spannung in ihrem Zimmer auf- und abschritt, in jedem Augenblick das Fenster öffnete, um auf die Straße zu schauen.

Minute auf Minute verrann, der mit so unbeschreiblicher Sehnsucht erwartete Gatte und Vater kam noch nicht, Stunden vergingen, er traf nicht ein und Frau von Weise war nicht mehr im Stande, in unthätigem Warten zu verharren. Sie ließ anspannen und fuhr nach der preußischen Gesandtschaft,

um zu fragen, ob man um die Ankunft ihres Gatten wisse.

Ja! — Er war dagewesen und hatte sich gemeldet, man hatte ihm, unbekannt mit ihren kürzlich veränderten Verhältnissen, mitgetheilt, daß sie nach dem Tode des Onkels Hamburg verlassen habe, und nach jener mitteldeutschen Stadt übergesiedelt sei. Er hatte erwiedert, daß er das erstere bereits in England erfahren habe, und nun er den Aufenthaltsort seiner Frau wisse, sich ungesäumt dorthin begeben wolle. Dies war vor einigen Stunden geschehen, Herr von Weise konnte bereits abgereist sein, doch versprach der Gesandte, alle mögliche Nachforschungen anstellen zu lassen, und rieth der Gattin des ehemaligen Officiers, sogleich an die Behörden jener Stadt, wo sie gewohnt, und an ihre Wirthsleute zu telegraphiren, daß man ihr Nachricht gebe, im Fall ihr Gatte dort anlange, und ihm, wo sie sich befinde.

Sie that es, sie benachrichtigte auf diese Weise auch Maiwart's, nachdem sie sich nach Hause begeben und das wartende Hannchen von Allem unterrichtet hatte, von der großen Freude zunächst, daß der Papa wirklich lebe, daß er wieder da sei, daß, mochte es

auch noch Nacht und Tag oder länger dauern, daß doch ein glückseliger Augenblick ihn bringen müsse! — Damit wollte sich Frau Louise nun beruhigen, sie wollte ihn nun gefaßt, still und zuversichtlich erwarten, als ob er von einer Reise von nicht zu langer Dauer zurückkehre, aber, indem sie sich dies einredete, konnte sie doch nicht das ängstliche Klopfen ihres Herzens überwinden, das zu schwer gelitten hatte, um nicht noch jetzt an der Schwelle des Glückes zu fürchten, der Abgrund einer neuen Täuschung, eines neuen Unheils könne sich vor ihr öffnen! — Sie hatte den Buchhalter zu sich bitten lassen, und den alten Herrn, der stets so viel Antheil an ihr und ihrem Gatten genommen, gebeten, in einige Gasthöfe zu gehen, von denen sie vielleicht annehmen konnte, der Zurückgekehrte könne in einen derselben gegangen sein. Mittlerweile war fast vier Uhr, die gewöhnliche Speisestunde herangekommen, Frau von Weise fand es fast unmöglich, sich ruhig zu Tisch zu setzen, und wollte es doch Johanna's wegen, die in beständiger Aufregung im Hause auf und ab, sogar auf die winterliche Straße hinauslief.

Inzwischen befand sich der mit so großer Un-

ruhe und Sehnsucht Erwartete wirklich im Hamburg, war wirklich ahnungslos dem Wagen begegnet, der Frau und Kind an ihm vorüberführte. Aber er hatte schon den Bescheid erhalten, der ihm die große Stadt für den Augenblick gleichgültig machte, und ihn daran denken ließ, sie sobald als möglich zu verlassen, um weiter zu reisen. Schon der Kapitän des Schiffes, mit dem er von England aus nach Hamburg zurückkehren wollte, der ihn sehr wohl aus früherer Zeit kannte und mit treuherziger Freude als Geretteten begrüßte, schon dieser hatte ihn mit den gänzlich veränderten Verhältnissen seiner Familie bekannt gemacht, soweit er sie wußte. Er hatte ihm erzählt, daß der Onkel gestorben sei, ohne für Frau von Weise gesorgt zu haben, daß sein Sohn, um seinem alten, bittern Groll zu genügen, ihr jeden Antheil am Erbe verweigert habe, und daß sie wohl zu großen Einschränkungen genöthigt gewesen sei. Er, der Schiffskapitän, wußte indeß nicht anders, als daß sie in Hamburg lebe, ihre Wohnung kannte er jedoch nicht.

Bei seinem Eintreffen in der großen Stadt begab sich Herr von Weise zunächst nach der Wohnung,

welche er selbst mit seiner Familie vor der letzten Abreise inne gehabt hatte, vielleicht, daß sie ungeachtet der veränderten Verhältnisse dort noch wohnte, obwohl diese Hoffnung bei ihm nach dem Gehörten nur sehr schwach war. Er fand denn auch die Wohnung von Andern besetzt, ja das Haus an einen andern Besitzer übergegangen, der von den frühern Miethern nichts mehr wußte. Herr von Weise ging in das nächste Hôtel, und ließ sich das neueste Adreßbuch der Stadt vorlegen; — er fand den Namen seiner Frau nicht darin, also mußte sie keine Wohnung für sich allein haben, er wurde immer sorgenvoller, er stellte sich ihre Lage immer drückender und verlassener vor, ja er kam auf noch trostlosere Gedanken! Das Haus des bösen, rachsüchtigen Vetters mochte er nicht aufsuchen, es konnte ja auch nichts nützen; das sicherste schien ihm nun, Auskunft bei den Behörden zu suchen, und so begab er sich zunächst in das Haus seines Gesandten, wo er sich ja doch vorstellen mußte. Hier erfuhr er Louisens Uebersiedlung nach der mitteldeutschen Stadt, seines Sohnes Aufnahme in's Cadettenhaus. Er beschloß nun, sobald als möglich weiter zu reisen, und begab sich in seinen Gasthof,

um nach dem Fahrplan der Eisenbahn zu sehen; — er fand, daß der betreffende Zug vor einer halben Stunde abgegangen sein mußte, und daß er nun erst mit Anbruch der Nacht reisen könne.

Nicht im Stande, ruhig zu bleiben, beschloß er, dennoch einmal an dem alten Hause des Onkels wenigstens vorbeizugehen, um vielleicht den guten, alten Buchhalter zu treffen, der ihm wohl über Vieles Aufschluß geben konnte. Wie für sich selbst ein Fremder, ein gleichsam vom Tode Erstandener durcheilte er die wohlbekannten Straßen, wie seltsam überlief es ihn, als er das alte Haus von Weitem sah, es schien ihm so traurig, daß ihm dort Alles sollte fremd geworden sein, jetzt war er nahe — da — wer beschreibt seinen Freudenschreck, da stürzt ein Kind, ein liebes, holdes Mädchen, auf ihn zu, und mit dem jauchzenden Ruf: „Papa! Papa! O lieber Papa!“ in seine Arme. Er hielt sie fest, aber zum Glück war der Pfahl einer Gaslaterne neben ihm, er mußte sich einen Moment anlehnen, das Glück überwältigte den Mann, der so vielen Gefahren Trotz geboten hatte! —

„Deine Mutter?“ fragte er, sich ermannend,

und Hannchen, die er emporgehoben, mit Küssen bedeckend.

„Oben ist sie, komm schnell!" rief das glückselige Kind, und glitt an ihm nieder, und zog ihn an der Hand in's Haus, die Treppe hinauf, während sie in fliegender Eile erzählte, daß die Mama ihn gesehen und ihn erwarte. Es war ihm wie ein Traum! „Geh' voran, bat er, „damit sie nicht zu sehr erschrickt," und Hannchen flog laut rufend durch die Thüren, die sie offen ließ, in das Zimmer der Mama, so daß diese, von Ahnung durchzittert, aufsprang, noch ein Augenblick, und — sie lag in den Armen des geliebten, so lange beweinten Gatten.

Was sollen wir nun noch hinzufügen? Die Erzählung der wunderbaren Abenteuer des Seeoffiziers würden einen ganzen Band füllen; — hielten sie doch bis tief in die Nacht die Augen seiner Gattin und seines Kindes offen, und waren noch nicht beendet, denn immer unterbrach er seine Mittheilung, um zu fragen, zu hören, wie es ihnen inzwischen ergangen sei, um seinen kleinen Ewald zu vermissen und zu besprechen, wie bald man ihn sehen könne. Dies war denn auch, nachdem der erste Sturm der

Freude und Auseinandersetzungen vorüber, der Hauptgedanke für alle Drei, und nachdem ein Brief an den Direktor des Cadettenhauses abgegangen war mit der Bitte, Ewald vorzubereiten, daß man Nachricht von seinem Vater habe, und daß er den Besuch seiner Mutter erwarten könne; nachdem sich Herr von Weise, dessen Gesundheit sehr gelitten hatte, noch ein paar Tage ausgeruht und verschiedene Einrichtungen getroffen hatte, reisten die drei glücklich Vereinigten nach dem Aufenthaltsort Ewald's ab. Wie strahlte das Gesicht des lieben, kleinen Soldaten, als er in die Zimmer des Direktors gerufen wurde, und Mutter und Schwester fand; wie wurden seine Augen groß, und wie zitterte er vor Freude, als sie ihm versicherten, er werde den Papa in Kurzem wiedersehen, und als dieser nun gar selbst hereintrat und seinen lieben Jungen in die Arme schloß, als er erfuhr, der Herr Direktor wolle ihn, der ganz ungewöhnlichen Veranlassung wegen, mit seinen Eltern reisen lassen, noch ehe er förmlich entlassen sei — da konnte sich der Soldat nicht helfen — er weinte vor Glück! — Aber er war ein guter Kamerad, und der Abschied von Lehrern und Mitschülern that ihm

doch weh; als jedoch seine Mama versprach, seine ganze Classe solle zum Trost mit des Herrn Direktors Erlaubniß reichlich mit Caffee und Kuchen traktirt werden, da fand er neuen Anlaß zur Freude, und half dann mit glühenden Wangen seine sieben Sachen einpacken, wobei seine Augen beständig zum Papa zurückkehrten, damit er nicht etwa verschwinde, wie ein schöner Traum! —

Die wiedervereinigte Familie setzte nun ihren Weg eilends fort nach der Stadt, wo wir Hannchen zuerst in der Schule kennen lernten, ein Bild der Trostlosigkeit über ein Vergehen, das sie so wenig verschuldet hatte. Wie ungleich war der Anblick, den das jetzt vom rosigen Schimmer der Gesundheit überstrahlte Gesicht des Kindes bot gegen damals, und wie viel Theil daran hatte Toni's und ihrer Eltern treue Freundschaft! —

Diese ihrem Gatten zu rühmen, wurde Frau von Weise nicht müde, und das Wiedersehn mit diesen guten Menschen wurde ein wahres Freudenfest! — Herr von Weise fühlte seinen Entschluß, künftig mit seiner Familie wieder in Hamburg zu wohnen, fast wanken, als er einsah, wie viel seine Frau und Jo=

hanna, ja er selbst, an so liebenswürdigen Freunden, wie Maiwart's, verlieren würden; aber nach allen Seiten hin erwogen blieb jener Entschluß doch das Rathsamste. Den Militärdienst zur See hätte er natürlich aufgegeben, auch wenn ihn nicht die überstandenen Leiden unfähig dazu gemacht hätten, — nie mehr wollte er sich von seiner Familie trennen, und so erhielt er den ehrenvollsten Abschied als Capitän. Aber er bedurfte doch der Thätigkeit, und da ihm der alte Buchhalter seinen Kummer vertraut hatte, daß das große, alte Geschäft, dem er so lange vorgestanden, nun in fremde Hände übergehen sollte, da versprach Herr von Weise, zu überlegen, ob er sich nicht selbst künftig an die Spitze desselben stellen wollte. Frau Louise sah ein, daß ihr Gatte, an das Seeleben gewöhnt, sich im Inlande auf die Dauer nicht wohl fühlen würde, und sagte nichts mehr gegen die Uebersiedlung nach Hamburg, aber es wurde ausgemacht, daß die Familien sich alljährlich besuchen wollten, ja daß Albrecht in nicht allzu langer Zeit vielleicht nach Hamburg kommen sollte, um dort die Handlung zu erlernen. Diese Aussicht hatte etwas Tröstliches für Hannchen, aber dennoch

wurde ihr nach einigen Wochen die Trennung nicht weniger schwer, als Toni, und wir haben vielleicht später Gelegenheit, zu erzählen, wie diese Kinderfreundschaft sich bewährte, wenn anders unsere lieben Leser sich dafür interessiren. —

Internationale Jugendbibliothek
047002265826

Lebens-Bilder

für

Vierzehnjährige.

Von

Clara Cron.

Zweite Auflage.

Stuttgart.

Verlag von Schmidt & Spring.

[1870]